



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Lebenserinnerungen

von

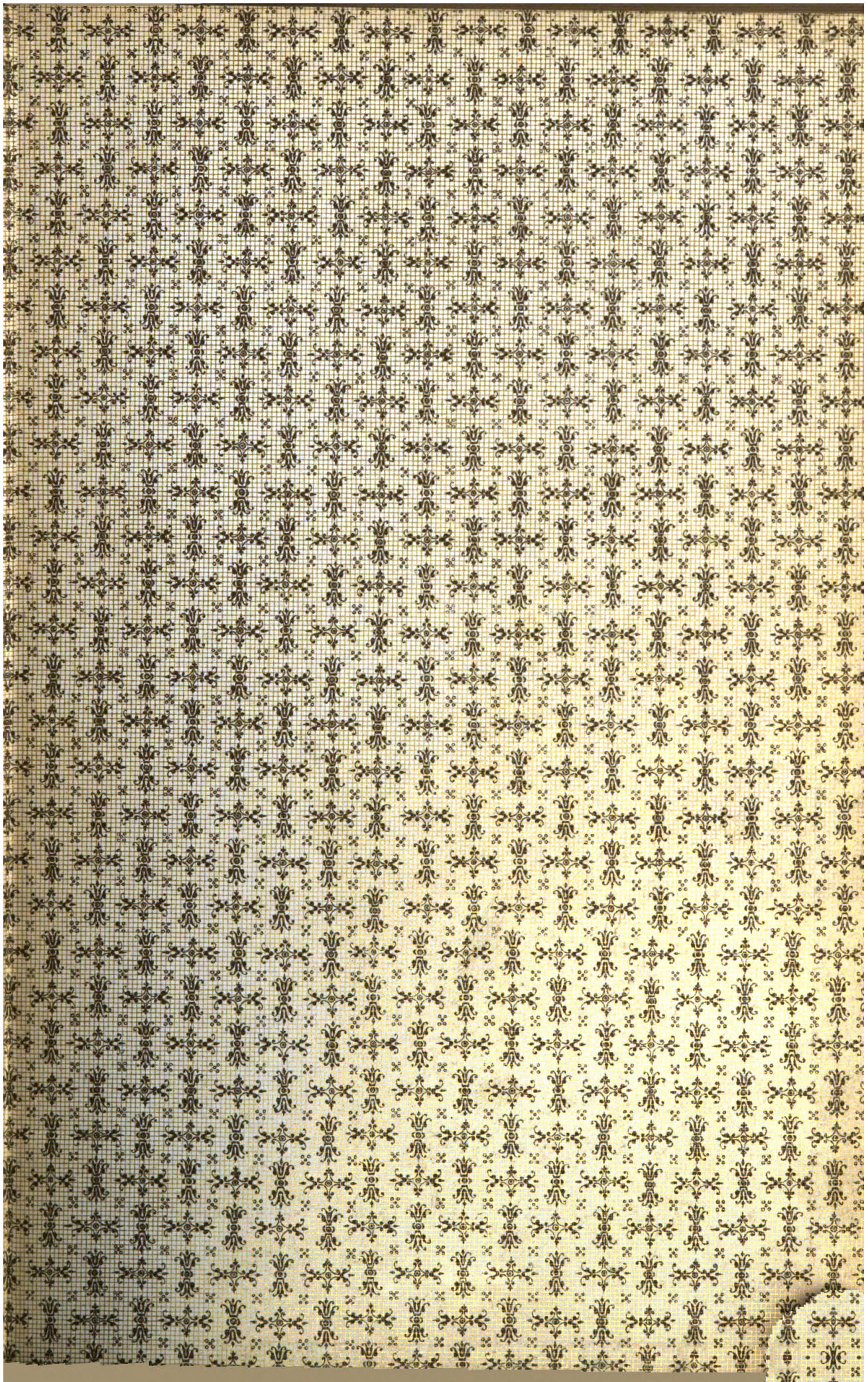
Jacob von Falke.



~~KP 754 A. 1~~



Rep G. 5273



119

LB 597
R

119



J. Falke

ingen



40

Lebenserinnerungen

von

Jacob von Falke.



Mit dem Bildnis des Verfassers.



Leipzig.

Verlag von Georg Heinrich Meyer.

1897.



Alle Rechte vorbehalten.

Zum Andenken

an

Emma von Falke

geb. Stevenson.

Vorwort.

Diese Blätter sind, was ihr Titel im eigentlichsten Sinne sagt, Erinnerungen, denn sie sind ganz aus dem Gedächtnis geschrieben; ein Tagebuch habe ich nie geführt.

Wenn auch ich heute zu der wieder belebten Vorliebe für zeitgenössische Memoiren einen Beitrag stelle, so meine ich nicht, daß mein Leben so bedeutjam oder interessant gewesen sei, um der Mit- und Nachwelt erzählt zu werden. Was mich zunächst dazu bewog, war ein eigener und besonderer Grund. Durch äußere Umstände von anderer und gewohnter Arbeit abgehalten und doch im Bedürfnis mich zu zerstreuen und die Gedanken von unerfreulicher Gegenwart abzulenken, fing ich an, meine Erinnerungen zu sammeln und niederzuschreiben. Nicht ohne Vergnügen geschah es, denn ich fühlte bald, welchen Reiz es hat, sich in die Vergangenheit zu versenken und sein Leben im Geiste noch einmal zu leben, nunmehr mit der Klarheit über den zurückgelegten Weg. Und so führte ich die Arbeit zu Ende. Wohl gab es Schwierigkeit dabei, denn gerade in den letzten Jahren, da ich die Freiheit des Alters gewonnen hatte, war mein Aufenthalt ein sehr wechselvoller. Ich mußte die Arbeit mit mir nehmen und sie gar häufig unterbrechen. So wan-

VI

derte sie von Triest, wo ich sie begann, nach Wien, von Wien in die Sommerfrische der Alpen, an die Seen Oberösterreichs, nach Alt-Äusssee und Kammer, von da wieder zurück nach Wien und machte eine Reise durch ganz Italien mit, um endlich in den Bergen Kärntens vollendet zu werden. Mein Gedächtnis half mir über die Schwierigkeiten hinweg. Wenn ich nun diese „Erinnerungen“ dem Druck übergebe und das Interesse meiner Freunde in nah und fern dafür anrufe, so müssen sie selber das verantworten und rechtfertigen.

J. v. Falke.

Annenheim am Ossiacher See.

Im August 1896.

Inhalt.

Kapitel		Seite.
	I. Ein Jugendidyll	1
"	II. Erlangen	27
"	III. Göttingen	45
"	IV. Die Lehrzeit	63
"	V. Wie ich zur Kunst kam	95
"	VI. Nürnberg und das germanische Museum	127
"	VII. Kultur, Kunst, Kostüm	154
"	VIII. Erste Jahre in Wien	166
"	IX. Österreichisches Museum	184
"	X. Reform des Kunstgewerbes	215
"	XI. Von den Ausstellungen	235
"	XII. Erinnerungen an Irland	260
"	XIII. Eine Schweden-Fahrt	272
"	XIV. Verschiedene Erinnerungen von der Lebensreise	296
"	XV. Ein Besuch in Rumänien	321
"	XVI. Litterarisches. Ein Frauenbild	342
	Anhang zu Kap. XVI	359



Erstes Kapitel.

Ein Jugend-Idyll.

Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt,
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang ich vergessen geglaubt.

Das Wasser war mir stets ein freundliches Element; es war mir, ich möchte fast sagen, ein Begleiter auf dem Lebenswege. In jeder Periode hatte ich von ihm Genuß und Freude.

Da ich noch ein Kind, dann ein Knabe war, spielte ich am Wasser, am Strande eines wunderschönen Sees, fing die kleinen Fischlein, sperrte sie in Becken ein, fertigte besegelte Schifflein und ließ sie vor dem Winde an das andere Ufer hinübergleiten. Jetzt, da ein langes Leben hinter mir liegt, da ich das Buch der Erinnerungen aufrolle und niederschreibe, was aus dem Dunkel der Vergangenheit in mir aufsteigt, jetzt hause ich wiederum am Strande, aber am Strande des Meeres. Ich sehe dem bewegten Leben des Welthafens zu, ich sehe die gewaltigen Dampfer kommen und gehen, Kolosse, welche die Ozeane durchfahren und die Erde umkreisen, ich sehe die Möven schweifen und die bunten, goldgelben, in der Sonne leuchtenden Segel der Adria-Schiffe auf dunkelblauer Flut dahinschweben. Zu

anderen Zeiten, welch ein anderes Bild! Da stürmt vom Karst herunter die gewaltige Bora, peitscht die Wogen empor, schleudert sie über den Molo und zerstäubt ihre schäumenden Kämme zur rauchenden Fumerola, die sich, undurchdringlich für das Auge, über die nasse Fläche lagert. Dazwischen, zwischen der Kindheit und dem Greisenalter, trug mich gar häufig das Schiff über die Meeresfluten, immer in glücklicher Fahrt, und wie ich dem Seebade Wiederkehr der Gesundheit, Erholung und Stärkung verdanke, so konnte ich auch Jahre hindurch an den grünen, durchsichtigen Gewässern der Alpenseen viele Sommermonate in Ruhe und Glück verleben.

Ein Eiland war es, eine Isola bella des Nordens, wo ich am 21. Juni 1825, am Tage der Sonnenwende, zuerst das Licht der Welt erblickte, eine kleine Insel, der Länge nach in wenigen Minuten zu durchschreiten. Ein weltvergessenes Städtchen liegt darauf, Raßeburg, die Residenz des Herzogtums Lauenburg, dem heute freilich ein Großer neue Berühmtheit verschafft hat. Keine große Straße führte damals dahin, keine Chaussee — selbstverständlich keine Eisenbahn — noch streiften sie am See entlang. Was an Wagen kam oder die Stadt verließ, hatte den tiefen Sand eines unsicheren Weges zu durchmahlen oder ließ seine Spuren im steifen Lehmboden zurück. Zur Insel über den See führte von der einen Seite ein Damm auf dem festen Grunde der Ringmauer des alten, längst verschwundenen Herzogsschlosses, von der anderen eine lange hölzerne Brücke, welche Jahre später vor dem Erdreich eines daneben aufgeführten neuen Dammes in die Fluten des Sees versank.

So war das Städtchen nicht ohne Schwierigkeit zu erreichen, und selten genug fand sich auch ein Fremder ein. Und doch hatte es genug der Reize zu bieten, vielleicht den schönsten Naturgenuß, über den die norddeutsche Tiefebene

zu verfügen hat. Zwar auf den Kieselsteinen des Straßenpflasters zu flanieren, die man wie in boshafter Absicht mit den Spitzen nach oben stellt, war weder für Heimische noch Fremde ein Vergnügen, aber das Eiland lag oder liegt wie ein in Email gefaßtes Juwel inmitten des Sees und seiner lieblichen Umgebung. Sanft steigt es von beiden Seiten her aus dem Wasserspiegel empor, ein Haufe kleiner, aus grellroten Ziegeln erbauter Häuser mit roten Ziegeldächern, rings vom Grün der Gärten umgeben, ein Anblick, der dem alten Robinson-Campe den etwas profaischen, doch nicht unpassenden Vergleich einer Schüssel roter, von grüner Peterilie umgebener Krebse entlockte. Saftig-grüne, von Quellen durchzogene Wiesen bilden zunächst die gegenüberliegenden Ufer, darüber leichte, mit den schönsten Buchen bestandene Höhen, die ihrerseits von Dörfern unterbrochen sind, deren wendische Namen noch an die alte, seit langem völlig germanisierte slavische Bevölkerung erinnern. Unter die dichten Laubgewölbe der hohen weißen Buchenstämme locken uns Waldwege, an stillen Bächen entlangziehend oder wechselvoll über Anhöhen und Senkungen führend, Philosophengänge, deren feierlichem Dunkel, deren tiefem Schatten, deren Kühle und Stille nur die Philosophen fehlen. Liebliche Ausblicke gewähren sie in den Richtungen auf den blanken See, auf das Häuflein grün umgebener Häuser und den alten Dom, der mehr als ein halbes Jahrtausend an sich vorüberziehen sah, der den Stürmen des Krieges, den Kugeln der Belagerer trotzte, bis ihn erst in allerjüngsten Tagen der Blitzstrahl traf und einen großen Teil durch Feuer zerstörte.

So liegen Stadt, Insel und See in meiner Erinnerung, lieblich und reizvoll, still und friedlich, abseits vom Verkehre, vergessen von der Weltgeschichte, ein Idyll nach Natur und Leben; nur die Verbindung mit Lübeck, der Handelsstadt,

hielten ein paar Segelbote aufrecht, welche allwöchentlich die Fahrt machten, Kaufmannsgüter zu holen.

Einem Idyll glichen auch Intelligenz und Politik; sie schlummerten sanft und tief. Jene, soweit sie journalistisch war, versah ein einziges Wochenblättchen „Der Anzeiger“, so viel Redakteur und Drucker — beide waren eine und dieselbe Person — an Intelligenz zu bieten hatten. Eine gestohlene Erzählung, die Mitteilungen des hohen Rates, ein paar Annoncen, wie über die Ankunft neuer Seringe, war alles, was es brachte. Was man weiter an Geist und Litteratur bedurfte, das kam, vermittelt durch den Buchbinder, zeitweilig „auf der Fuhre“ aus Lüneburg von der trefflichen Buchhandlung Herold und Wahlstab. Eine eigene Buchhandlung gab es noch nicht im Lande. Der Buchbinder war es auch, der die Leihbibliothek hielt: Paul de Kock, Bulwers Romane, vor allem Rinaldo Rinaldini, das war das beliebteste Lesefutter. Uns Knaben begeisterten sie zu großen Thaten in Feld und Wald und Busch. Wir kannten kein schöneres Spiel als „Räuber und Gensdarmen“ mit Armbrust und Pustrohr.

Politik, wie gesagt, gab es in Stadt und Land noch nicht. Die schleswig-holsteinische Frage, welche später so hohe Wogen schlug und auch das Ländchen in ihre Kreise zog, schlummerte noch im Schoße ungeborener Weltgeschichte. Von dieser erfuhr man nur — viel gab es ja damals nicht in den zwanziger und dreißiger Jahren — durch den „Hamburger Korrespondenten“, der von Haus zu Haus, von Hand zu Hand ging und so wochenlang verspätete Nachrichten den Bewohnern überbrachte. Sie regten nicht mehr auf.

Die „hohe Regierung“, damals noch aus dänischen Beamten bestehend, hatte keine Revolution zu befürchten. Auch „Bürgermeister und Rath“, mit dem stolzen Namen der

Senatoren benannt, Krämer, Sattler, Bäcker oder dergleichen gute Handwerker, führten durchaus ein väterliches Regiment. Zwar drohte noch auf dem Marktplatz an der Ecke des „großen Ratskellers“ (Rat und Keller waren ja nie weit von einander in deutschen Städten), des ersten Gasthauses, das mittelalterliche Halseisen, doch erinnere ich mich nicht, jemand in seiner Umarmung oder vielmehr Umhalsung gesehen zu haben. Nur einmal im Jahre gab es große Aufregung mit viel Böller- und Flintengeknall, das mächtig von Ufer zu Ufer hallte und selbst die Ruhe der Toten störte, denn die Kugeln sausten zur Scheibe über den Kirchhof hinweg. Man war nicht so sentimental in solchen Dingen wie heute. Es war das Schützenfest, die große Frage, wer als Schützenkönig, geschmückt und behängt mit großen silbernen Ketten und Schildchen und Medaillons, über die lange Brücke in das festliche Städtchen einziehen sollte. War die Frage entschieden, der neue König eingezogen, so versank Alles wieder in friedliche Ruhe.

Meine persönlichen Erinnerungen, von denen ich ja zu meist zu erzählen habe, reichen weit zurück tief in das kindliche Alter. So wie ich meine Blicke in jene Zeiten tauche, um das Jahr 1830 und selbst früher noch, steigen die Bilder mit wundervoller Klarheit in meinem Geiste empor. Lange, lange haben sie geschlummert, verschleiert, vergessen und versunken, und nun stehen sie vor mir, mit einer Schärfe und Deutlichkeit, als wären nicht zwei Menschenalter, sondern nur wenige Jahre darüber hinweggegangen. Ich sehe mich als Kind, höchstens vier Jahre alt, in der sogenannten guten Stube, neben einer schönen, jungen Dame spielen, welche der Zufall auf längere Zeit zu einem Mitbewohner des Hauses, zu einem Mitgliede der Familie gemacht hatte. Ich sehe sie am Schreibtische sitzen, Briefe schreibend, ich sehe ihre feine,

zierliche Handschrift — ich würde sie heute noch erkennen; ich sehe die zarten, weißen, etwas mageren Hände, die schlanke Figur, den blassen, feingeformten Kopf mit dunklen Augen und dunklem Haar; ich sehe mich selber, wie ich an ihrer Hand durch Wald und Feld spazieren gehe. Ist es vielleicht dieser allerfrüheste Eindruck gewesen, der unbewußt, aber tief eingegraben, mich so für mein ganzes Leben zum Verehrer der Schönheit im Leben wie in der Kunst gemacht hat?

Dem sei nun, wie es sein mag. Ein anderer Eindruck der Kindheit aber hat bestimmt vorgehalten und nachgewirkt, bis die Sehnsucht, welche er hervorgerufen, Erfüllung fand. Wir hatten als Kinder, jedenfalls vor meinem siebenten Jahre, als Erbteil der älteren Brüder einen „Guckkasten“ und für denselben etwa ein halbes hundert kolorierte Tafeln mit Ansichten aus Venedig. Die Bilder mit den Palästen, Lagunen, Gondeln und Gondolieren haben sich fest dem kindlichen Gemüte eingepreßt und unauslöschlich blieb die Sehnsucht nach dieser so fremdartigen, so wunderbaren Stadt. Die Bilder wirkten mit dem Zauber des Märchens. Erst spät konnte die Sehnsucht in erwünschter Weise Befriedigung erhalten, nachdem die alten Vorstellungen schon von den duftigen, silbernschimmernden Gemälden Canalettos verlöscht oder vielmehr verbessert waren.

Eben so klar und lebhaft steht in meiner Erinnerung das ganze erste Elternhaus. Mein Vater war noch am Ende des vorigen Jahrhunderts nach Ratzburg gekommen. Als Sohn eines Försters aus der Gegend von Hannover, hatte er den hannoverischen Truppen angehört und war nach Auflösung derselben in der Franzosenzeit im Lande und in Ratzburg geblieben, hatte eine Hamburgerin geheiratet und draußen vor der langen Brücke eine Landwirtschaft übernommen, die er später mit einer größeren „Land- und Stadtwirtschaft“

und dem Wohnsitz in der Stadt vertauscht hatte. Die Franzosenzeit war für ihn die große Zeit, die Zeit der Erinnerungen geworden, von denen er lebendig zu erzählen liebte. Lieferungen, die er für die Truppen besorgte, hatten ihn mit vielen französischen Generalen, selbst mit Davoust, in persönliche Beziehungen gebracht. Ich, das zweitjüngste Kind, aus zweiter, ebenfalls mit einer Hamburgerin geschlossener Ehe, hing begierig an diesen Erzählungen, die besser als Bücher von der Franzosenzeit an der Nieder-Elbe eine Vorstellung gaben. Meine Mutter konnte sie ergänzen, denn sie hatte als junges Mädchen die Belagerung Hamburgs in den Jahren 1813 und 1814 miterlebt. Selbst unsere Wärterin war kriegserfahren und pflegte davon zu erzählen, wie sie im Jahre 1806 den Sturm der Franzosen auf Lübeck, den Kampf mit den Preußen unter Blücher in den Straßen mit angesehen hatte. Unter solchen Erinnerungen wuchsen wir als Kinder heran.

Ich war, wie gesagt, das zweitjüngste Kind von elf Geschwistern. Mein ältester Bruder, schon im Jahre 1800 geboren, ging also mit dem Jahrhundert. Er hatte längst das Elternhaus verlassen, als ich geboren wurde und zum kindlichen Bewußtsein heranwuchs. Ich lernte ihn später kennen. Nach und nach verließen auch alle älteren Brüder das Haus in verschiedenem Berufe; nur wir jüngeren von der zweiten Mutter blieben lange. So ist es gekommen, daß die ganze Familie niemals vollzählig beisammen gewesen.

Zur Zeit, da meine Erinnerungen beginnen, befanden wir uns bereits in der größeren Stadtwirtschaft. Das frühere Haus, jenseits des Sees an der Brücke, tief, fast im Wasser gelegen, diente im Jahre 1830 als Wachposten gegen die Cholera, welche von Hamburg und Lübeck auch auf unsere Insel hereinzubrechen drohte. Da mein Vater mit anderen

Bürgern die Wache hatte, so wanderte ich öfter hinaus, obwohl ich erst fünfjährig war. Ich half mit oder sah zu, wie die Briefe durchlöchert wurden, um den Rauch durchziehen zu lassen: ich sah auch die armen Passagiere in der Räucher-kammer sitzen, in welcher alle, die zur Stadt wollten, eine Zeitlang verweilen mußten. Ob es geholfen hat, weiß ich nicht, aber sicher ist, die Stadt blieb von der Seuche verschont.

Jenes Haus in der Stadt, von dem ein kurzer, holprig steiniger Weg zum See hinabführte, war ein langgestrecktes Gebäude, in dessen oberem Geschoße noch die alten Besitzer wohnten. Es enthielt im Erdgeschoße Brauerei und Brennerei, eine große Diele oder Flur und unsere Wohnräume. Links der Diele, vom Eingange gerechnet, lag das gewöhnliche Wohnzimmer, einfach möbliert, mit steifem Kanapé, einem wohlgeschauerten, mit reinem Sande bestreuten Fußboden von weichem Holze. Zur anderen Seite befand sich die „gute Stube“, die der Geselligkeit vorbehalten war, ein größeres Gemach mit Mahagoni-Möbeln im Empire-Stil, Sessel und Sofa mit dem glatten, schwarzen Haarstoffe überzogen, hart und steif gepolstert. In diesem Raume gab es wohl nicht häufig Gesellschaft, doch sind mir davon weniger die Gäste als die langen neuen Thonpfeifen mit der bunten Federpose an der Spitze, wie nicht minder die papiernen „Fidibus“ in besticktem Becher mitsamt „Knafter dem gelben“ in lebhafter Erinnerung geblieben. Auch ein Wechsel der Zeiten! Die weißen, brechlichen Pfeifen von freidigem Thon, wie wir sie heute kaum noch anders als auf alten holländischen Bildern oder als kurze „Stummel“ im Munde norddeutscher und holländischer Matrosen finden, sind von den Cigarren verdrängt worden, und diese wieder räumen den Cigarretten den Platz. Dazumal waren jene Pfeifen hochelegant, und eine Gesellschaft erforderte sie neu und unangeraucht, obwohl sie

gerade in ihrer Neuheit eine bittere Gastgabe waren. In solchem Rufe standen sie wenigstens.

Das Haus hatte rückwärts und zur Seite einen sehr geräumigen Hof, und dieser wieder war von Stallungen umgeben, in denen zu Zeiten an zwanzig Pferde standen. Auch an Kühen und Federvieh war kein Mangel. Da gab es nun für das Kind und den Knaben viel Unterhaltung den ganzen Tag. Ich trieb mich in den Stallungen umher, fütterte die Hühner, verstieg mich zwischen den gewaltigen Bierbottichen und betrachtete in denselben das schäumende, gährende Maß. Drunten am See war eine Tretmühle, welche das Wasser zur Brauerei hinauftrieb; auch in ihr hielt ich mich zu den Knechten und stieg mit ihnen von Stufe zu Stufe. Dem Hause gegenüber lag eine Schmiede mit dem vierpostigen Pferdestande daneben. Ich sah in die rote Glut, sah das Hufeisen schmieden und stand daneben, wenn es dem Pferde angelegt wurde. Mit Zusehen lernte ich auch allerlei Landwirtschaftliches. Ich war bei der Fütterung, sah die Kühe kalben, fuhr auf dem Leiterwagen zu Felde und kehrte auf dem vollen Heu- und Erntewagen, am Besenbaum mich festhaltend, wieder zurück. Selbst einen Weber und einen Färber konnte ich besuchen, welche in der Nähe ihre Werkstätten hatten, des Sattlers, des Tischlers und anderer Handwerker nicht zu gedenken.

So bildeten sich in der jugendlichen Seele mannigfache Vorstellungen, welche sich im Alter des Mannes vielfach nützlich und fruchtbringend erweisen sollten. Schlummernd in den Jahren der gelehrten Studien, sollten sie später wieder hervorbrechen, da mein Leben, von der Wissenschaft und dem Unterrichte hinweg, eine praktische Richtung einschlug. Schwerlich hätte eine große Stadt mir das Gleiche geboten. Die kleine, von den großen Weltstraßen abgelegene Stadt

mußte in vielen Dingen sich selber helfen und sich selber schaffen und erarbeiten, was ihr heute die großen Fabriken im modernen Verkehre mit leichtestem Transporte mühelos und billig zuführen. So lernte ich gar früh vielerlei Menschenthätigkeit kennen; ich war zuhause im Handwerke, ich sah säen und ernten und lernte selbst die Früchte des Feldes unterscheiden, wenn sie noch im kurzen grünen Halme eben der Erde entsprossen waren.

Mit meinem siebenten Jahre änderte sich dieses glückliche Leben. Es kamen schlechte Jahre und Unglücksfälle, bei dem Vater begann das Alter sich geltend zu machen, und die Wirtschaft wurde eingeschränkt. Wir wanderten durch verschiedene Wohnungen, bis wir einen Teil unseres eigenen Hauses beziehen konnten, das bis dahin ganz vermietet gewesen. Es war ein altes einstöckiges Gebäude von Fachwerk und Ziegeln, baulich von gar keinem Werte, aber es hatte einen Garten neben sich, der uns für Winter und Sommer als Spielplatz erfreute. Ein großer Rasenplatz diente uns zu Turnier und Ringkampf und Schneeschanzen; für die Vögel in den mächtigen alten Pappeln, welche die Straße flankierten, waren wir immer mit Armbrust und Pustrohr bewaffnet, der Boden der Stallung bot uns Raum zu einem Taubenschlage, der mit Edeltauben gefüllt war; wir hielten Kaninchen in großer Zahl und mancher Art. Als Haus und Garten verkauft wurden, um einem Neubau Platz zu machen, zogen wir in ein kleines Haus, unmittelbar am See gelegen. Es waren schon die letzten Jahre meines Vaters und für mich die letzten des Gymnasiums.

Die ersten Jahre der Schule, da das Kind zum Knaben heranwuchs, haben mir weniger lebhafte oder für die Zukunft bedeutsame Erinnerungen zurückgelassen als die Jahre der Kindheit und die des Gymnasiums. Ich ging den gewöhn-

lichen Weg von der Kinder- und Mädchenschule — denn wir Knaben saßen mit den Mädchen in demselben Schulzimmer — zur Volks- oder Bürgerschule und dann zum Gymnasium. Zuhause ging es anständig zu nach alter guter Bürgerfittte, um so wilder und roher unter den Kameraden der Volksschule. Die Zucht richtete nicht viel aus, es waren zu schlechte Elemente darunter; für vornehme oder Knaben besserer Familien gab es noch keine besonderen Schulen bis zum Gymnasium. Wir Knaben der Volksschule sprachen stets plattdeutsch untereinander, während der Unterricht hochdeutsch geführt wurde. Plattdeutsch wurde in allen Bürgerfamilien gesprochen. Auch meine Eltern, die noch aus dem guten Bürgerstande des vorigen Jahrhunderts stammten, sprachen miteinander plattdeutsch, mit uns Kindern aber hochdeutsch, ebenfalls wir Geschwister untereinander hochdeutsch. So waren wir ein lehrreiches Beispiel des Überganges des einen Idioms in das andere. Auf dem Gymnasium war die Verkehrssprache unter den Schülern bald hochdeutsch, bald plattdeutsch. Wir waren alle des Plattdeutschen mächtig und sprachen es mit voller Natürlichkeit als Muttersprache.

Ich war auf der Schule nie ein rascher Vorwärtseiler und zählte daher nahezu zwölf Jahre, als ich in das Gymnasium eintrat, und voll zwanzig, als ich zur Universität abging. Mit unserem Gymnasium, der sogenannten Domschule, Schola cathedralis Raseburgensis, wie sie sich nach altem Herkommen lateinisch benannte, waren es sehr eigentümliche Verhältnisse. Sie konnte auf Jahrhunderte ihre Existenz zurückrechnen und hatte daher viel Altes bewahrt.

Die Domschule war mecklenburgisch, zum sogenannten Fürstentum Raseburg gehörig, das, ehemals das Bistum Lübeck bildend, säkularisiert worden und damals wie jetzt einen abgelegenen Teil des Großherzogtums Mecklenburg-

Strelitz bildete. Die Grenze zwischen beiden Ländern oder Ländchen, jenem Fürstentum und Lauenburg, schneidet mitten, fast unsichtbar zwischen den Häusern, durch die Insel. Auf der kleineren, gartenreichen Hälfte, dem sogenannten Domhofe, liegt der alte Dom, dessen erster Bau noch auf Heinrich den Löwen zurückgeht. An den Dom stößt ein altes, mächtiges Gebäude, eine ehemalige Prämonstratenser-Abtei, während die wenigen, meist in Gärten gelegenen Häuser größtenteils in katholischen Zeiten dem Bischof und seinen Domherren gehörten. An der entgegengesetzten Seite des Domes, der Stadt Ratzeburg zugekehrt, befindet sich der Friedhof der kleinen Domgemeinde, die sich noch aus einigen Ortschaften jenseits des Sees ergänzt. Zwischen dem Friedhofe und der Stadt liegt ein großer freier, mit Kastanien und Linden besetzter Platz, der Spielplatz der Gymnasialjugend. Sein Name Palmberg, d. i. Polabenberg, weist auf die alten slavischen Bewohner in den heidnischen Zeiten hin. Die Polaben haben auch der Stadt den Namen gegeben von ihrer Liebesgöttin Racis oder Racivia, deren Tempel einst an Stelle des Domes stand.

In jenem alten Gebäude der Prämonstratenser-Abtei, das mit einem Kreuzgange und der Kirche zusammen den inneren Friedhof umschloß, befand sich nun unser Gymnasium samt den Wohnungen einiger der Lehrer, welche an die Stelle der Domherren getreten waren. Unsere Lehrzimmer, sowohl der Schulsaal, das ehemalige Refektorium, im Kreuz gewölbte Räume, mündeten auf den Kreuzgang, der in kalter Winterzeit auch den Schülern während der freien Zwischenzeit der Lehrstunden zum Aufenthalte diente, wohin sich die von Kälte und Schnee vertriebenen Vögel flüchteten, aber den Verfolgungen mitleidsloser Schüler anheimfielen.

Die Situation ergab manches Sonderbare. Die staatliche

Grenze wurde im gewöhnlichen Leben gar nicht beachtet; man konnte nach Belieben im Lauenburgischen oder Mecklenburgischen wohnen, ja man hätte, wie in Jean Pauls „Flegeljahren“ so auf oder über der Grenze geboren sein können, daß man zweifeln mochte, weiß Landes Kind der Neugeborne sei. Die wenigsten Schüler waren Mecklenburger, die meisten stellte Ratzeburg selbst und das Herzogtum. Ich selbst wohnte in der Stadt und gehörte dazu. So hatte ich täglich mehrere Male die Grenze hinüber und herüber zu passieren. Morgens wie Nachmittags ging ich nach Mecklenburg und kehrte nach Schluß der Schulstunden wieder ins Lauenburgische zurück; ja gewöhnlich holte ich mir auch in der freien Viertelstunde mein Butterbrot in Lauenburg und traf rechtzeitig wieder in Mecklenburg ein.

Waren die Schüler zumeist Lauenburger, so kamen die Lehrer aus Mecklenburg-Strelitz. Mit wenigen Ausnahmen waren es nicht geschulte Lehrer oder gar im Seminar gebildete Philologen, sondern Kandidaten der Theologie, welche warteten, daß ihnen in Stadt oder Dorf ein Predigtamt zufiel. So war ihr Unterricht gut oder schlecht, je nach der Persönlichkeit. Von Methodik des Unterrichtes, von systematischer Anordnung und Aufeinanderfolge des Lehrstoffes, wie sie heute überall an den Gymnasien eingehalten werden, war keine Rede; dafür gab es auch keine Pedanten, keine Überbürdung, welche die allgemeine Klage der Gegenwart bildet; Schüler wie Lehrer erfreuten sich einer gewissen Freiheit der Lehrzeit wie des Lernens. Das stimmte völlig mit dem patriarchalischen Regiment und dem idyllischen Charakter von Stadt und Land. Die Isolierung, die Abgeschlossenheit machte sich auch im Leben der gelehrten Schule geltend. Man ließ es so hingehen, und es ging nicht schlecht. Man konnte aus einer Klasse in die andre versetzt werden, ohne an einen

bestimmten Zeitraum gebunden zu sein; Faule und Unfähige konnten auch Jahre in derselben Klasse bleiben, ohne Furcht, weggejagt zu werden, so lange, bis sie, wie man sagte, die Bank durchgefessen hatten.

Der Schüler waren wenige im Verhältnisse zu anderen Gymnasien, kaum fünfzig bis sechzig, auf fünf Klassen verteilt. Der Unterricht konnte also mehr individuell sein, und das Beste wurde in den Lehrstunden selber gelernt. Griechisch und Latein standen in der alten protestantischen Gelehrtenschule obenan, dann kam Geschichte, Religion und Mathematik; die Naturwissenschaften blieben ganz aus, mit Ausnahme der Physik, welche aber auch erst in den allerletzten Jahren einen Lehrer erhielt. Deutsch wurde so mitgelernt und an den schriftlichen Aufsätzen stilistisch eingeübt; die Orthographie brachte man schon mit. Eine deutsche Grammatik gab es nicht, ein deutsches Lesebuch eben so wenig. Den Ersatz bildete in erster Linie Schiller, der fleißig, auch wohl mit verteilten Rollen, gelesen wurde. Die Grammatik ersetzten mündliche Bemerkungen der Lehrer, darunter ich mich noch heute der kurzen, aber vortrefflichen Winke eines der Lehrer, auch eines Theologen, erinnere, die mir später in meinem schriftstellerischen Deutsch von großem Nutzen gewesen sind.

Trotz solcher patriarchalisch idyllischer Zustände und trotz des beständigen Wechsels der Lehrer, trotz der mangelnden Methodik herrschte doch ein guter Geist auf der Schule, ein guter, freier, keineswegs theologisch angehauchter Geist, und nicht bloß ein guter, sondern ein echt patriotischer Geist, ein national-deutscher, wie man heute sagen würde. Lehrer wie Schüler standen noch ganz unter der Nachwirkung der großen Freiheitskriege, unter dem Eindrucke der Siege in den Jahren 1813 bis 1815. Unser erster Direktor, unter dem ich in die Domschule eintrat, führte den patriotisch gefeierten Namen Arndt

und machte durch Gesinnung und Haltung diesem Namen Ehre. Sein Nachfolger, der feingebildete Ulrich Becker, hatte mit den Brüdern Boisserée, den Wiederentdeckern und Wiedererweckern der deutschen Kunst, in Freundschaft gestanden und trat durch seine Heirat mit einer Hufeland den Senaer und Berliner Kreisen nahe. Dessen Nachfolger wiederum, Zander, ein langjähriger Lehrer der Domschule und überhaupt der letzte Direktor des Mecklenburger Gymnasiums, hatte den Krieg an der Nieder-Elbe, den er auch in einem vortrefflichen Buche beschrieben hat, als Jäger im Lützow'schen Freikorps mitgemacht und war beim Einzuge der Verbündeten in Paris gewesen. Später hatte er als Student in Berlin gelebt zu jener Zeit, als dort Turnerei und Deutschtum in voller Blüte standen. Wir alle, die Generationen der Schüler, liebten und verehrten den vortrefflichen Lehrer, der uns in in seiner straffen Haltung, in seiner hohen, bis ins letzte Alter bewährten Männlichkeit als ein würdiges Vorbild erschien. Im Äußeren mehr Soldat als Schulmeister, war er doch ein bewährter und anerkannter Philologe, mit dem wir Aeschylos und Sophokles trieben. Die Encyclopädie der Wissenschaften von Ersch und Gruber enthält viele Arbeiten von ihm, besonders auf dem Gebiete der klassischen Geographie. Wie er der letzte Direktor der Domschule war, so wurde er nach deren Aufhebung der erste Direktor des Lauenburgischen Gymnasiums in der Stadt Ratzburg.

So waren die Wellen der Befreiungskriege auch an das Ufer der vereinsamten Insel geschlagen, und die Nachwirkungen, Geist und Gesinnungen, blieben fest und stark auf dem Domhufe bei Ratzburg. Anders war es freilich mit den braven Bürgern des Städtleins, bei denen kaum von patriotischer Gesinnung die Rede war. Die von Dänemark eingesetzte Regierung hätte dergleichen auch nicht aufkommen lassen.



Wir aber, wir Domschüler, hielten fest zu unsern Lehrern. Wenn wir turnten, geschah es nicht allein um der Kraft und Gesundheit willen, sondern wir betrachteten das Turnen als eine deutsche Sache und eine deutsche Pflicht. Jede Turnübung wurde mit patriotischen Liedern aus den Befreiungskriegen geschlossen. Wir hatten dazu ein kleines Liederbuch, welches der vorhin schon genannte Direktor Arndt zusammengestellt hatte. Wenn wir vom Turnplatze im Römnißer Holze durch das Bäcker Holz heimzogen, erklangen die Lieder von Schill, Scharnhorst und Blücher durch den hochstämmigen Buchenwald. Wir glaubten noch an den Turnvater Sahn, und seine Schriften: „Deutsches Volkstum“, „Merke“ sowie die „Fahrten des Alten im Bart“ wurden noch gelesen trotz ihres oft wunderlichen Stiles und mitunter seltsamen Inhalts. So war uns der Franzosenhaß eingepfropft worden, und wenn wir auch nicht mit Sahn eine breite Dornenhecke zwischen Frankreich und Deutschland pflanzen wollten, so standen wir doch ganz, Schule wie Schüler, unter dem Einflusse jener aus den Kriegsjahren hervorgegangenen, gegen Frankreich gerichteten Gesinnungen. Lebten doch auch noch Viele, welche die Schrecken der napoleonischen Herrschaft mit gesehen, mit ertragen hatten. Immerhin waren solche Gesinnungen, wenn auch auf kleinstem Gebiete, das lebendige Zeugnis eines Geistes, der sich die lange Zeit der Reaktion still erhielt, um später zu großen Thaten wieder hervorzubrechen.

Der 18. Oktober, die Wiederkehr des Leipziger Schlacht-tages, war der größte Festtag der Schule. Schon im ersten Morgengrauen, wenn die Stadt noch wie im nächtlichen Dunkel lag, standen wir Chorschüler vereint auf dem hohen Domturme und ließen den Kirchengesang: „Nun danket Alle Gott“ hinaus ertönen. Im Laufe des Tages gab es auf dem Gymnasium bei Anwesenheit von Herren und Damen

des Städtchens eine Schulfeier, bei welcher Reden gehalten und die Prämien, in schön gebundenen wertvollen Büchern bestehend, an die Fleißigen verteilt wurden. Abends, wenn es dunkel geworden, fuhren wir dann alle, mit Fackeln bewehrt, an das jenseitige Ufer des Sees, wo oben auf breitem, hoch ansteigendem Felde aus alten Theertonnen, Scheitern und Stroh ein mächtiger Turm errichtet war. Wenn die Nacht hereingebrochen, zündeten wir die Fackeln an, liefen, weit sichtbar, unsere Kreise und Windungen auf dem weiten Felde und warfen schließlich die zu Ende brennenden Fackeln in den Scheiterhaufen. Wenn die Flammen hoch emporloderten, sangen wir das traditionelle Lied von der Leipziger Völkerschlacht:

„Was strahlt von der Berge nächtlichen Höh'n
Wie heilige Opferflammen,
Was umschwebet uns heimlich wie Geisterweh'n
Und sagt, uns sei heute was Großes gesch'hn,
Und führet uns feierend zusammen?
Wir feiern die herrliche Siegesnacht
Des Kampfs für die Freiheit, die Leipziger Schlacht.“

Eine fröhliche Aneiperei schloß den festlichen Tag. So haben wir es gehalten, Jahr für Jahr, bis die Domschule selbst ihr Ende fand. Mit ihr verging das Oktoberfest und so manche originelle Einrichtung, die sich aus alter, wohl noch mittelalterlicher Zeit erhalten hatte.

Eine solche eigentümliche Einrichtung bildeten eben die Chorschüler. Stimmbegabte oder auch nichtstimmbegabte Schüler mußten allsonntäglich den Kirchengesang unter Führung eines fangeskundigen Lehrers, des „Cantors“, begleiten. Wir erhielten dazu zweimal wöchentlich Unterricht im vierstimmigen Gesange, eine Zeitlang mit solchem Erfolge, daß wir an Festtagen Motetten und Kantaten ausführten, ja sogar einmal uns zu einem Wohlthätigkeitskonzerte verstiegen.

Übrigens waren diese Leistungen nicht umsonst; wir erhielten dafür nicht unansehnliche Bezahlung. Der Dienst war im Winter in der großen, eiskalten Kirche keineswegs angenehm, zumal bei der überlangen Predigt unseres alten Propstes, der „mit weltüberwindendem Heldenmuth“ wohl anderthalb Stunden seine mächtige Stimme erschallen ließ, während wir und die andächtigen Zuhörer „mit heldenkühnem Weltüberwindermuth“ — so lauteten die Varianten seines Lieblingswortes — in gelinder Verzweiflung ausharrten. Nicht minder schlimm war es, wenn wir an stürmischen Schnee- und Regentagen die Leichen mit Gesang zum Grabe begleiteten. Auch das gehörte zu unserer Verpflichtung. Wir führten singend die Leiche aus dem Hause des Geistlichen auf den an die Kirche anstoßenden Friedhof; nach der Beerdigung gingen wir in die Kirche, noch ein kurzes Wort der Erbauung anzuhören. Für diese Dienstleistung wurden wir besonders bezahlt, freilich sehr gering. Nur wenn es eine sogenannte stille Leiche gab, d. i. eine vornehmere, so fiel unsere Begleitung hinweg. Aber gerade die brachte uns einen viel bedeutenderen Vorteil. Man kaufte sich damit gewissermaßen los von unserer Begleitung und unserem Gesange — gerade keine Ehre für uns.

Übrigens war der Winter, so rauh und unfreundlich er zu sein pflegte, keine unerfreuliche Zeit, hatten wir doch den schönen Platz des Palmberges zu kriegerischem Schneeballwerfen, dazu die leichten Anhöhen, von denen wir auf kleinen Handschlitten hinabsausten, vor Allem aber die große, drei Stunden lange Eisfläche des Sees, die nicht selten Wochen und Monate lang einen festen, spiegelglatten Boden darbot. Wer konnte nicht Schlittschuh laufen? Nur die Damen Rakeburgs hatten dieses höchste aller Bewegungsvergnügen noch nicht entdeckt; sie ließen sich lieber von einem Herrn im

Schlitten fahren. So war auch das Geschlecht der „Eismütter“ noch unentdeckt. Wir Knaben und Jünglinge aber tummelten uns auf den Schlittschuhen bis tief in die Nacht; wir spielten auch unsere Spiele auf dem Eise, wie wir sie zu anderer Jahreszeit auf dem Lande gewohnt waren. Ich für meine Person hatte es damals in den letzten Gymnasialjahren besonders bequem. Wir wohnten so unmittelbar am Wasser, daß ich die Schlittschuhe im Zimmer anschnallen konnte. Um die halbe Insel herum lief ich vom Hause zum Gymnasium und so wieder heim.

Auch im Sommer bot uns der See besonderes Vergnügen. Fischen und Vogelstellen — obwohl wir auch das trieben — hat wenig an uns verdorben, aber das Fahren auf dem Wasser trieben wir mit großer Passion. Der Rudersport, Wettfahren, war freilich noch nicht erwacht; es gab kaum ein Kielboot auf dem ganzen See, nur Fischerfähne und Fährmannsboote, welche die Überfuhr vom Domhofe nach der Bäk (so von einem mühlentreibenden Bache genannt) und nach der Kömniß, einer Domäne mit hübschem Gehölze, und dem hohen, weit in die See vorspringenden „Schwalbenberge“ besorgten. Diese Fährmannsboote, flach, aber solid gebaut und mit stattlichem Segel versehen, waren unsere Fahrzeuge, mit denen wir in den längen Tagen der Sommerferien alle Ecken und Winkel der Ufer und ihre verschiedenen Dörfer und Wirtschaften aufsuchten. Manchen Sturm haben wir mit ihnen bestanden. An schönen Sommerabenden aber, wenn der See still wie ein Spiegel im Mondenlichte erglänzte, ruderten wir mit ihnen, unsere Lieder singend, rings um die Stadt. Gefahr gab es nicht, höchstens daß das Boot auf einem der Pfähle aufsaß, welche rings die ehemalige Festung noch heute sichtbar oder unsichtbar umgeben; gute Schwimmer aber waren wir alle, und Mancher

hat schon schwimmend den See in seiner größten Breite durchkreuzt.

Weite Reisen waren damals noch nicht bei Gymnasialisten an der Zeit. Wir hatten keine anderen Beförderungsmittel als unsere Füße, die denn auch fleißig zu kleinen Turnersfahrten, wie an den Schallsee mit seinen lieblichen Ufern und Inseln, benützt wurden. Alle Nachbarortschaften sahen und kannten uns, und nicht leicht gingen wir auf Land- und Feldwegen an einem „Kruge“ vorüber, wo „der Herrgott seinen Arm herausstreckte“, ohne einzutreten und nach dem Guten zu fragen. Insbesondere suchten wir in der Umgegend die Eltern unserer Freunde und Schulkameraden auf. Wirkehrten beim Förster Wicht ein, wo es alten schäumenden Met gab, oder beim Pastor Fischer, wo wir auch etwas Anderes als Gottes Wort zur Speise bekamen. Selbst der fromme Pastor Claudius in Sahms, derselbe, an den der alte Matthias Claudius die vortrefflichen Worte „an meinen Sohn Johannes“ hinterlassen hat, bewillkommnete uns mit einem schönen Spruch von Jean Paul, als wir, mein Bruder Johannes und ich, eines Abends nach langer Wanderung im Regen bei ihm einkehrten. Dem herzlichen Worte folgte aber alsbald eine dampfende Punschbowle, die wir fröhlich mit Eltern und Söhnen austranken.

Gelegentlich machte man auch allerlei nützliche Erfahrungen, nicht uninteressant für Volkskunde und Sittengeschichte und charakteristisch für Art und Wesen norddeutscher Bauern. So z. B. geschah es eben dem erwähnten Pastor im Städtchen Schönberg, dem Hauptorte des Fürstentums Rakeburg, daß ihm als Deputat an einem und demselben Tage 1500 Eier von seinen Pfarrkindern ins Haus gebracht wurden, ein Schrecken für die Pastorin trotz der großen Haushaltung, denn protestantische Pfarrer pflegen ja mit Kindern

gesegnet zu sein. Wie gern hätte sie ihren Reichtum auf verschiedene Zeiten verteilt, aber der kennt jene harten Bauernköpfe schlecht, wer dergleichen von ihnen verlangt hätte. Kein Bauer, kaum eines der städtischen Pfarrkinder, hätte sich dazu verstanden, Recht und Pflicht des alten, ererbten Herkommens irgend ändern zu lassen. So wie es hergebracht war, oder gar nicht. Auch Würste kamen als Deputat, und zwar von bestimmter Art und Länge, welche einigermaßen seltsam und unsicher gemessen wurde. Die dicke Blutwurst wurde um den Hals gemessen, die dünnere Leberwurst um den Leib, je nach dessen Beschaffenheit dem einen zum Vortheile, dem anderen zum Nachtheile.

Nicht selten richtete sich unser Ausflug nach dem nahen Mölln, dem durch Till Eulenspiegel seit Jahrhunderten berühmten Städtchen. Es genügte ein Sonntag-Nachmittag. Wir pilgerten zur Grabstätte des merkwürdigen Mannes und besahen uns seine Reliquien, insbesondere den gewaltigen, oben nur mit einem engen Loch versehenen hölzernen Krug, den der Meister des Schabernacks sich hatte machen lassen, weil man ihm nachsagte, er habe immer die Nase im Krüge; über diesen freilich ragte sie hinweg.

Damals standen unsere Nachbarn, die Möllner, oder wie wir Lateiner sagten, die Möllenser, nicht im Rufe besonderer Geistreichigkeit, und es wurden bei der Eifersucht zwischen den zwei Städten, der vornehmeren Residenz Raabeburg und dem mehr kaufmännischen, geschäftlich unternehmenden Mölln, mancherlei Stücklein, sogenannte Eulenspiegeleien, von ihnen erzählt. Sie gingen als Sage, wie die von Schilda, von Mund zu Mund. So hatte, vor langer Zeit, der Rat von Mölln eine Deputation nach Raabeburg geschickt, die Thürme der Domkirche zu studieren, welche neben dem viereckigen Hauptturm noch einen Dachreiter auf der Bierung trägt.

Als die Deputation mit ihrem Berichte zurückkam, wurde, ihrer Beobachtung entsprechend, der Dachreiter auf den Hauptturm gesetzt, wie noch heute zu sehen. Zu meiner Zeit erlebte man dergleichen wohl nicht mehr bei den klugen Bewohnern dieser Stadt. Jedoch habe ich noch mit eigenen Augen den folgenden Anschlag gesehen und gelesen, den der weise Rat an einer kleinen Quelle im Gehölz, die aus einer Röhre in der Mauer hervorträufelte, hatte anbringen lassen. Die Inschrift ist mir buchstäblich genau im Gedächtnisse geblieben. Sie lautet: „Wer an diesem hieher gestellten Brunnen irgend eine Beschädigung unternimmt, verfällt in eine beliebige Strafe. Von Magistrats wegen.“ Wir hatten nicht übel Lust zu einigem jugendlichen Übermuth und Schabernack, aber die „beliebige Strafe“, die ja furchtbar ausfallen konnte, schreckte uns ab. Ich habe aber nicht gehört, daß jemand dafür mit dem Tode bestraft worden. Die Warnung des Magistrates war gewiß nur väterlich gemeint.

Ein paar Meilen jenseits Mölln liegt ein kleines Dorf des Namens Müßau, das ich öfter besuchte, um dort unter dem Strohdache wochenlang zu verweilen. Keine schöne Gegend, nur Ackerfelder, Torfmoor, Wiese und Busch, von einem kleinen, aber tiefen Flusse begrenzt. Es war der Wohnsitz eines meiner liebsten Freunde, ein Dorf aus wenigen größeren Bauernhöfen bestehend. Einer derselben war das Eigenthum des Vaters meines Freundes, den seine Nachbarn wohl den „lateinischen Bauern“ nannten, nicht nur weil er gleich seiner Frau, einer Pastorentochter, den gebildeten Klassen angehörte, sondern weil er seinen Sohn auf dem Gymnasium hatte und studieren ließ. Wir unterhielten uns vortrefflich in der abgelegenen unschönen Gegend, aber nicht deshalb erwähne ich des Ortes und Aufenthaltes. Diese Bauernhöfe von Müßau hatten vollständig den Charakter, den Plan, die Einrichtung

des alten angelsächsischen Hauses bewahrt, was ich freilich erst später erkennen lernte; aber eben diese Einrichtung prägte sich mir so fest in Vorstellung und Gedächtnis ein, daß die Erinnerung mir bei meinen viel späteren Studien zur Geschichte des Wohnhauses und des englischen Hauses insbesondere von ganz wesentlichem Nutzen gewesen. Ohne sie wären mir Ausgang und Entwicklung kaum so klar geworden, wie ich sie verschiedentlich dargestellt habe. Mein armer Freund, ein tüchtiger, strebsamer Schüler, sollte leider nicht den Ruhm eines ausgezeichneten Philologen erlangen, der er zu werden versprach. Im schleswig-holsteinischen Aufstande 1848 fiel er, damals Kieler Student, im ersten Gefecht bei Bau und Krusau, von einer dänischen Kugel zu Tode getroffen.

Die weiteste Fußreise machte ich einst mit meinem Vater nach Lüneburg, wo von ihm ein Bruder wohnte. Es ist mir kaum eine bedeutsame Erinnerung daran geblieben, obwohl die zahllosen Storchenster in Artlenburg an der Elbe, mindestens zwei auf jedem Dache, meine Verwunderung erregten. Die roten Backsteinhäuser Lüneburgs waren nichts Neues für mich, was es Künstlerisches gab, reizte mich noch nicht. Eben- sowenig habe ich von einem kurzen ersten Besuche in Hamburg besondere Anregung heimgetragen, obwohl es das Jahr des großen Brandes war (1842) und ich noch die ganze weite Strecke, wo sich der Brand hindurchgearbeitet hatte, in schwarzem Schutt und in Trümmern sah; es war noch nichts hinweggeräumt.

Viel mehr und bedeutsamer ist mir die Stadt Lübeck geworden. Von dem Hause, wo wir zuletzt wohnten, sah ich, von meinem Schreibtische ausblickend, über den See hinweg, in der Entfernung von etwa vier Gehstunden, die sieben stolzen Kirchtürme der einst so mächtigen Reichsstadt. Ich trat ihnen schon früh nahe und kannte sie teilweise bis oben

hinauf. In Lübeck hatten zwei meiner Brüder und eine ältere Schwester sich bleibend niedergelassen; letztere war die Gattin eines Kaufmanns geworden, der seine Exportgeschäfte in Manufacturwaren nach Schweden, Finnland und Rußland trieb. Es war natürlich, daß ich meine Ferienzeit vielfach in Lübeck verlebte und die Stadt mir wie zur zweiten Heimat wurde. Was mich damals in der Jugendzeit interessierte, das waren allerdings nicht die Kunstgegenstände in den Kirchen, nicht die Architektur der Häuser und der gewaltigen gotischen Kirchen; der angehende Grieche und Lateiner hatte dafür Augen und Sinne noch nicht geöffnet. Und doch blieben die Bilder der Straßen, die Vorstellung der hohen Backsteinhäuser mit ihren der Straße zugekehrten Treppengiebeln, selbst das Innere der Kaufmannshäuser fest in der Erinnerung eingeprägt, so daß ich später davon die gelehrte Anwendung machen konnte. Mich erfreute es, die im alten Charakter so vortrefflich erhaltenen Straßen auf und ab zu schlendern, mehr aber noch, an der Trave entlangzustreifen und das Leben und Treiben der Schiffer und der Schiffe zu beobachten. So wurde ich früh vertraut mit dem Seeleben, und da auch mehrere Verwandte demselben angehörten, so regte sich die Lust, selber Seemann zu werden. Aber ein Unglücksfall, der mir die Sehnen der rechten Hand zerschnitt, machte einen solchen Beruf bald für mich unmöglich.

Was ich aber von dieser Anregung hatte, das waren Ausblicke in die weite Welt, Blicke hinaus über die enger Grenzen der kleinen Heimat. Mich erfaßte in den letzten Jahren des Gymnasiums eine unbezwingliche Sehnsucht, Menschen und Länder zu sehen, andere, als ich sie bisher kennen gelernt hatte. Es kam über mich ein Geist jugendlicher Romantik, dem ich in der kleinbürgerlichen Welt nicht Befriedigung gewähren konnte. Immer dachte ich: nur hinaus,

nur möglichst in die Ferne, zunächst vor allem nach Süd=deutschland, dahin schon ein Zug von unserem Gymnasium ging, der zur Nachfolge lockte.

Die Sehnsucht lebte so mächtig in mir, daß ich ihr selbst poetischen Ausdruck gab. Eine besondere Gelegenheit ließ eine dichterische Ader sich öffnen; sie sprudelte ein wenig, versiegte aber bald wieder vor dem Ernst der Wissenschaft. In das letzte Semester nämlich, da die Auflösung des mecklenburgischen Gymnasiums, der Domschule, bevorstand, fiel eine Begebenheit, die uns noch sehr verhängnisvoll hätte werden können. Eine Taktlosigkeit unseres Gesangslehrers — der mir übrigens danach ein sehr lieber Freund geworden ist — reizte und empörte unsere jugendlichen, leicht erhitzten Köpfe, und wir, das ist die ganze Schülerschar, vergalteten dieselbe mit noch größerer Unbesonnenheit, für welche die Strafe nicht ausbleiben konnte. Meinem intimsten Freunde, den Sohne des früheren Direktors, brachte sie eine kurze Entlassung, die von keinem Nachtheile für ihn war; er ist vor Kurzem als berühmter Mann in seinem Fache als Professor der Augenheilkunde in Heidelberg gestorben. Mir wurde achttägiger Karzer und den anderen nach Verhältnis zuteil, doch nur für die Tagesstunden von 7 Uhr morgens bis 7 Uhr abends. Das feste Gemach, das früher wohl als Sakristei gedient hatte und daher nur von der Kirche aus einen Zugang besaß, war geräumig, lustig und hell, obwohl das einzige Fenster hoch oben sich befand und nur von innen mit Hilfe von Tisch und Stuhl zu erreichen war. Von außen sollte dasselbe durch eine nagelbeschlagene Platte geschützt werden. Aber wozu hatten wir turnen gelernt? Die Platte wurde überstiegen, die Mauer erklettert, und in der tiefsten Fenster=niße gab es bequemen Besuch, der es dem Gefangenen an nichts fehlen ließ. So verflossen die Tage unfreiwilliger

Muße recht angenehm, zumal eben die Lust zu fabulieren und Verse zu machen über mich kam, welche die Zeit rasch genug vertrieb. Die Muse erschien ebensowohl in ernsthaft lyrischem wie in satirischem Kleide, und in den wenigen Tagen war ein kleines Heft mit Gedichten gefüllt. Glücklicherweise ist nichts davon erhalten geblieben als ein paar böse Verse auf die Vaterstadt, die ich noch im Kopfe trage. Wie gesagt, war die Quelle rasch wieder versiegt; ein Gutes mag aber doch der Versuch gehabt haben, eine größere Gewandtheit und Findigkeit in den Worten und ein geübteres Ohr für den Klang und Tonfall derselben auch in der Prosa. Das ist auch der Grund, warum ich dieser Begebenheit mit einiger Ausführlichkeit gedacht habe.

Dies Ereignis, das sonst wohl schlimmere Folgen hätte haben können, ging wegen eines bevorstehenden größeren Umstandes bei Lehrern wie bei Schülern glücklich, bei uns Schülern selbst nicht ohne Humor, vorüber. Niemand hatte einen Nachteil davon, kaum etwas anderes als eine Lebenserinnerung mehr. Was bevorstand, war die gänzliche Aufhebung der Domschule, welche von der Regierung in Strelitz beschlossen war und im Herbst 1845 durchgeführt wurde. Ein sichtbarer Grund lag nicht vor; pekuniär war sie gesichert; hatte sie Jahrhunderte bestanden, stets mit geringer Schülerzahl, so konnte sie auch weiterbestehen, denn sie war in der That ein Bedürfnis für das Fürstentum wie für das Herzogtum. Das wurde auch von dem letzteren anerkannt, denn der Aufhebung des einen Gymnasiums folgte sofort ohne Unterbrechung die Errichtung eines anderen von lauenburgischer Seite im Stadtgebiete von Rakeburg.

Wir waren zu dritt, die damals reif wären, zur Universität abzugehen. Freiwillig, denn für uns als Lauenburger lag kein Zwang vor, machten wir noch auf Wunsch der

Lehrer die Maturitätsprüfung; man wünschte die letzten Abiturienten der sterbenden Schule noch mit dem ordnungsmäßigen Abschiede zu versehen. Und so geschah es. Nach der traurigen Schlußfeier brachten wir abends den Lehrern einen Fackelzug, und ich konnte dabei dem beliebten und verehrten Direktor die Abschiedsworte zurufen. So wurde ich der letzte Abiturient der Schola cathedralis Raceburgensis. Das Idyll hatte ein Ende. Wenige Tage darauf wanderte ich dem Süden zu.

Zweites Kapitel.

Die Lernzeit. — Erlangen.

Wem Gott will rechte Günst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt.

Schon hatten die rauhen Tage des nordischen Oktober begonnen, als wir dem Süden zueilten, mit mir mein älterer Bruder Johannes und ein Freund und Mitabiturient, ein angehender Theologe. Wir hatten alle dasselbe Ziel, die Universität Erlangen. Die Reiseromantik, nach der mich sehr verlangte, hatte endlich begonnen, aber ach! unter sehr wenig romantischen Auspizien. Regen und Sturm tobten wie nur im kalten Herbst und warfen das fahle Laub von den Bäumen. Im wohlgeschlossenen Wagen erreichten wir bei Boizenburg unsere Station an der Elbe, von wo uns das von Hamburg kommende Dampfschiff nach Magdeburg führen sollte; dort konnten wir bereits die Eisenbahn zur Weiterfahrt benützen. Es ging damals nicht anders: Wagen, Schiff, Post, Eisenbahn, gelegentlich auch ein Stück Fußwanderung, so gelangte man ins Weite.

Aber siehe da! Das Schiff kam nicht. Es wurde Abend, es wurde Nacht, und immer ließ sich das ersehnte Schiff nicht sehen. Wir saßen harrend, hungernd und frierend in einem kleinen, hoch über dem Ufer der Elbe gelegenen Wartehäuschen, in einem Raume von wenigen Quadratmetern, der weder Tisch noch Stuhl besaß. Ihn zu verlassen und zur Stadt zu gehen, wagten wir nicht, um nicht das Schiff zu versäumen, das seine Fahrt nur alle drei bis vier Tage machte. So verbrachten wir die Nacht sitzend auf unsern Koffern. Es kam der Morgen und immer noch kein Schiff. Da verlangte die Natur ihr Recht; wir gingen zur Stadt und thaten uns gütlich. Erst am dritten Tage kam das Schiff; der Sturm hatte es in Hamburg festgehalten.

So waren wir endlich zu Schiff, aber es ging auch ferner noch nicht ohne allerlei Ungemach und Fährlichkeiten ab. Bald scharrte und schurrte das Schiff über den seichten Boden dahin, bald saß es fest im Sande oder hielt im Nebel; zuweilen schnitt es auch in ein gewaltiges Floß mitten hinein; bei Nacht mußte es ohnehin still liegen. Indes wir kamen nach Magdeburg und gingen dort wie die Pinzgauer in den Dom hinein. Weiter, nach Leipzig, brachte uns die Eisenbahn, und dort kam die Reihe an die Post. Sie führte uns durch die grünen Thäler und über die Höhen des Vogtlandes — es waren die ersten Berge, die ich sah — ins Fichtelgebirge nach Hof. Das Wetter hatte sich aufgeklärt, die Sonne leuchtete mit warmem Glanze, wir waren in Baiern und fühlten schon einen Hauch des Südens. Frischweg beschlossen wir unsere Wanderung zu Fuß fortzusetzen. Wir hatten vor uns die dunklen Tannenwälder des Fichtelgebirges, die lieblichen Thäler der fränkischen Schweiz, ihre raschen Flüsse und Bäche, die steilen Ufer mit Schlössern, Ruinen und Klöstern gekrönt. Ein paar goldene Tage standen uns

bevor, golden liegen sie in meiner Erinnerung. Wir sahen das felsige Wunsiedel, den Geburtsort Jean Pauls, wir sahen Bayreuth, die Stätte seines Lebens und Dichtens, deren Ruhm heute ein anderer von den Hoheiten des Geistes wieder erneuert hat. Über Wagner ist Jean Paul vergessen, aber überhaupt, wer liest diesen noch?

Damals, vor einem halben Jahrhundert, gab es noch Schwärmer in Fülle für den Dichter des „Titan“ und der „Flegeljahre“, den Dichter zartester Weiblichkeit. Schwärmten wir auch nicht mehr, so lasen wir ihn doch.

Südlich von Bayreuth traten wir schon in das Reichsgebiet der Erlanger Studentenschaft ein, in die fränkische Schweiz, wie der populäre Name lautet, oder in den fränkischen Jura, wie die Wissenschaft sagt. Später sollte mir Stein und Steg und Fluß und Dorf genau bekannt werden; diesmal übernachteten wir nur im Hauptorte, in Muggendorf, wo wir abends früh genug ankamen, um noch beim Studentenfreund, dem „alten Türk“, in seiner kleinen Wirtsstube ein paar gemütliche Stunden zuzubringen. Am anderen Tage ging es das Thal der Wiesent hinab nach Forchheim, der kleinen, unansehnlichen, auch nach der Lage unbedeutenden Stadt, die einmal im Mittelalter berühmte Tage erlebt hatte, von da wiederum ein Stücklein Eisenbahn, und wir waren am Ziele. Das war meine erste Wanderung frei und froh in die Welt hinaus.

Was war es, das mich gerade nach Erlangen brachte, einer kleinen Stadt, von der die Geschichte wenig oder gar nichts zu erzählen weiß, höchstens, daß sie einmal der Wohnsitz einer ansbachischen Prinzessin gewesen. Dem Norden Deutschlands ist sie fast unbekannt. Keine Reize locken Besucher dorthin, weder der Kunst, noch der Natur. Die Lage ist flach, die Häuser, aus dunkelgrauem, schwärzlichem Sandstein

erbaut, sind schmucklos und niedrig, der Fluß, die Regnitz, welche in einiger Entfernung vorüberfließt, ist unbedeutend, die Straßen gerade nach der Schmur gezogen, recht eine Stadt der Zopfzeit und des Gamaschendienstes. Allerdings von Kunst hat sie das Monument des Donau-Main-Kanales zu zeigen, von dem es in einem alten Couplet heißt:

„Wasser hat derselbe
Alle Jahr einmal“,

und zu Spaziergängen eignet sich allenfalls der waldige Ratsberg, der in der Pfingstwoche seine großen Tage hat, wenn die Felsenkeller mit dem Winterbier geöffnet werden. Da sitzt es sich gut in seinem Schatten bei dem frischen kühlen Trunk. Das Beste, was Erlangen zu bieten hat, ist die Nähe von Nürnberg; hier ist Natur, Kunst, Schönheit, Romantik, Mittelalter und Renaissance vereinigt. Klein wie die Stadt Erlangen ist auch die Universität; nur wenig mehr als dreihundert Studenten zählte sie damals. Große, berühmte Namen unter ihren Gelehrten hatte sie auch nicht aufzuweisen. Meinen wissenschaftlichen Neigungen, so unklar sie noch waren, hätte ich wohl an jeder anderen Universität mindestens eben so gut obliegen können, auch mein Hang nach dem Süden hätte bessere Befriedigung gefunden. Und was sollte es wohl für Beziehungen zwischen meiner Heimat und der fernen kleinen Universität geben? Und dennoch fanden solche statt, und zwar recht enge, welche auch bereits Gymnastien der Rasteburger Domschule den Weg nach Erlangen gewiesen hatten.

Zu jener Zeit, um die Mitte der vierziger Jahre, gab es eine große Rührigkeit und Regsamkeit auf allen Gebieten des geistigen, wissenschaftlichen, des politischen, insbesondere auch des religiösen Lebens. Nach dem Schlasse der zwanziger und dreißiger Jahre waren die Geister auf und lebendig; sie

rangen nach Freiheit, nach Freiheit des Denkens und des Handelns, nach individueller und politischer Freiheit. Die politischen Lieder läuteten Sturm, zahllose Broschüren zündeten und warfen Brandraketen in die schon aufgeregte Masse der Gebildeten. Es gährte in allen Köpfen, es zündete überall, und die Minen wurden gelegt und gefüllt, welche im Jahre 1848 zur Explosion kamen.

Der Politik ging, wie gesagt, die religiöse Bewegung zur Seite, vielleicht, richtiger gesagt, die theologische, aber sie schloß nicht allein die Wissenschaft, sondern auch eine Reform des Lebens in sich. Auch hier waren die Geister erwacht und strebten nach Freiheit, ja ihre Bestrebungen waren selbst den politischen vorausgegangen. Man kritisierte die Traditionen, rüttelte am Glauben, man verlangte die Freiheit der Gewissen und bekämpfte die Herrschaft der Geistlichen. Diese ihrerseits führten den Kampf der Verteidigung für Herkommen und Besitz und strebten zugleich nach Vertiefung des religiösen Lebens. Kampf und Gegenkampf wurden freilich wesentlich nur im Protestantismus geführt. Die Kritik der Tübinger Schule, welche sich beschränkte, die historischen Grundlagen des Christentums wissenschaftlich anzugreifen, konnte doch nicht verhindern, daß ihre Ergebnisse popularisiert wurden und ins Leben übergriffen, Strauß' „Leben Jesu“ warf sie mitten in das Volk, in die Kreise der Gebildeten, welche bei der Lauheit des Glaubens sich völlig empfänglich zeigten. Es folgte die Bewegung der „Lichtfreunde“, welche die Resultate für einen neuen Glauben rationalistisch zu verwerten trachteten.

Dem gegenüber schlossen sich Orthodoxie und Pietismus zusammen. Während die „innere Mission“, eine von der herrschenden Geistlichkeit keineswegs mit allzu freundlichen Augen angesehene protestantische Bewegung, in der Gemeinde selbst, entgegen der Lauheit und Gleichgiltigkeit, ein neues

und tieferes religiöses Leben erwecken wollte, wurde das Wort Luthers mit aller Schärfe von der Orthodorie festgehalten und verteidigt. Luthertum war erneuert die Fahne; es bedeutete Orthodorie, Pietismus, aber auch die Herrschaft in der Kirche wie im Hause, über die Gemüter mit den Frauen und durch die Frauen — keine neue Erscheinung in der Weltgeschichte, aber damals zu erneutem Leben wieder wachgerufen.

Zu den Ländern oder Orten, wo diese protestantisch-lutherische Richtung vorzugsweise in Blüte stand, gehörte das Herzogtum Lauenburg mit seiner kleinen Hauptstadt Ratzeburg, die eben mit dieser geistigen Bewegung auch jenen im ersten Kapitel geschilderten idyllischen Charakter zu verlieren begann. Die kleine Stadt trat, wenn nicht in die Weltgeschichte, doch in die Kreise der gleichzeitigen kulturgeschichtlichen Bewegungen ein, und das vermöge der Kraft und Energie eines oder zweier Superintendenten, die unter der alten wie unter der wiedergewonnenen dänischen Herrschaft die eigentliche Regierung im Lande führten. Gleicher Weise hatte das echte und unverfälschte orthodoxe Luthertum seinen wissenschaftlichen Sitz ganz vor allem in der theologischen Fakultät der Universität Erlangen und nicht bloß in der theologischen Fakultät. Vielmehr durchtränkte dieser orthodoxe Geist die ganze Universität, so daß z. B. ein Professor der Mineralogie und Geologie die Erschaffung der Welt mit den sechstausend Jahren der Bibel in Einklang zu bringen versuchte, und von einem Professor der Pathologie behauptete man, er lehre seine Wissenschaft vom christlich-germanischen Standpunkt aus. Selbst der vortreffliche Philologe Nögelsbach las nicht homerische oder griechische Mythologie, sondern homerische und griechische Theologie, d. h. die Nachweisung, wie weit Homer und die Griechen in der (unbewußten) Erkenntniß der christlichen Grundlehren gekommen waren.

Unter solchen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß sich enge Beziehungen zwischen der lutherischen Geistlichkeit im Herzogtum und der theologischen Fakultät von Erlangen knüpften und daß infolgedessen auch ein Zug theologischer Studenten nach jener Universität sich bildete. Sie wurden selbst gesendet, um als streitfertige Kämpfer für das Luthertum heimzukehren.

Obwohl ich selber nicht Theologe war, schon als ich zur Universität abging, waren es doch vorzugsweise bereits vorhandene Beziehungen, welche mich zuerst nach Erlangen brachten. Ich folgte den anderen und folgte gern, da ich meinem Hange nach dem Süden genügen konnte. Außerdem schilderten unsere Vorgänger das dortige Leben als billig und heiter. Das eine war mir notwendig, das andere entsprach dem Temperament.

Selbstverständlich nahm ich an all dem, was in den vierziger Jahren die Welt bewegte, keinen praktischen Anteil. Ich hatte auch keine Neigung, mich in die Politik einzulassen, selbst nicht im Jahre 1848, wo sie jedermann nahe trat. Es ist auch heute noch nicht meine Passion. Ebensovienig reizte mich der Streit der Meinungen auf dem theologischen und die Bewegung auf dem religiösen Gebiete. Dennoch folgte ich allem mit dem regsten Interesse. Alle verbotenen Schriften, die poetischen wie die Broschüren, waren mir erreichbar durch Vermittlung meines Schwagers in Lübeck und dessen Verbindungen mit der Schweiz, und ich las sie eifrig; der theologisch-religiöse Streit trat mir ohnehin persönlich nahe. Aber niemals hätte ich mich zum Studium der Theologie verstanden; ich hatte nicht die geringste Lust jemals die Kanzel zu besteigen.

Ein sogenanntes Brotstudium mußte aber ergriffen werden. Ohne weitere Mittel, war ich unmittelbar nach Voll-

endung der Universitätsstudien auf mich selber, auf die eigene Erhaltung angewiesen. Ich entschloß mich zur Philologie und zur Laufbahn des Gymnasiallehrers, nicht als ob ich eine besondere, ausgesprochene Neigung dafür gehabt hätte, weder für das Sprachstudium, noch für das Lehrfach. Für jenes hatte ich kein Talent, wie ich sicher fühlte; die grammatischen Studien waren mir zuwider: für das Lehrfach hatte ich noch keine Erfahrung. Später machte es mir wohl Vergnügen, die gespannten Augen einer vollen Klasse auf mich gerichtet zu sehen und sie durch das Wort zu fesseln. Man rühmte mir nach, ich sei ein geborener Lehrer, damals aber erschien mir die Aussicht nicht verlockend. In der Philologie erfreuten mich wenigstens die alten Schriftsteller und die Realien, für die ich allein Sinn und Neigung hatte. Meine wirkliche Neigung gehörte der Geschichte, aber sie war kein Brotstudium, und dessen bedurfte ich doch. So war mir die Philologie immer noch am liebsten, gehörte doch auch das klassische Altertum zur Geschichte. Wenn ich mich nunmehr ihr widmen wollte, so geschah es doch nicht mit voller Seele; ich hatte eine andere Wissenschaft daneben, der ich mich lieber ergeben hätte. Im Geheimen hegte ich auch die Hoffnung, daß ein glücklicher Zufall mich ihr wieder zuführen werde. So stand die Zukunft keineswegs klar vor mir. Wenn der Dichter sagt:

„Vor jedem steht ein Bild deß, das er werden soll,
So lang er das nicht ist, ist nicht sein Frieden voll“,

so muß ich wenigstens sagen, dies Bild, wie ich es damals sah, erschien unsicher, schwankend, unklar, und viele Jahre dauerte es, bis „mein Frieden voll“ war.

So ungewiß mein Ziel, so unsicher auch mein Weg, den ich zu demselben ging. Ich hatte viele der alten Schriftsteller schon auf dem Gymnasium gelesen, insbesondere die Historiker,

und las nun in Erlangen weiter, was mir eben Vergnügen machte. Ich lernte Horaz auswendig, befreundete mich mit den Elegien Catulls, ich hörte bei Nägelsbach geistvolle Kollegien über Juvenal und Aristophanes. Aber in all dem war kein zielbewußter Gang, noch fand ich mich selber darin. Systematisch trieb ich weder die Philologie, noch ein anderes Studium. Ich versuchte es mit der Philosophie schon im ersten Semester, wie es denn so traditionelle Ansicht war, daß man gleich im ersten Semester vor allem Logik hören müsse. Ich meinte, ich müsse es auch thun. Aber ich kam schön an. Es war damals der Hauptvertreter der Philosophie Philipp Fischer, auch ein Schwabe, aber keiner der großen Philosophen. Er trug mit überaus schwäbender Stimme vor, die in das Weinerliche umschlug, zumal wenn er auf das „erhabene“ Kapitel von der Unsterblichkeit zu sprechen kam, dem er, wie man ihm nachsagte, einige Thränen vorauszuschicken pflegte. Er las in meinem ersten Semester „Methodologie und Hodegetik des akademischen Studiums“ nebst der formalen Logik. Vor dem ersteren Kolleg hatte ich schon wegen der fürchterlichen Fremdwörter eine heilige Scheu. Es hätte sich ja auch einfach in gutem Deutsch sagen lassen, aber deutsch zu reden und deutsch zu schreiben, war damals noch nicht wissenschaftlich. Es klang ganz anders, wenn man z. B. von Hermeneutik der alten Kunst sprach, statt von Erklärung. Dem gegenüber befand ich mich schon damals in einiger Spannung. Ich liebte mein Deutsch. Ich kümmerte mich daher auch weder um Methodologie noch Hodegetik (d. i. Wegweisung, Führung), sondern ging meinen eigenen Weg. Die Logik belegte ich gewissenhaft — man sollte ja ohne dieselbe die Professoren nicht verstehen können — besuchte sie auch ein paar Mal und kam nicht wieder. Das war mein Anfang in der Philosophie.

Wenn ich somit sagen muß, daß ich in den drei Semestern, welche ich in Erlangen zubachte (vom Herbst 1845 bis Ostern 1847), für meine spezielle Wissenschaft nicht allzu viel „profitierte“, wenigstens nicht systematisch lernte und arbeitete, so lag die Ursache nicht bloß in meinen schwankenden Neigungen, sondern vielleicht mehr noch im studentischen Leben. Erlangen ist keine Studier- oder Arbeits-Universität wie etwa Göttingen oder Leipzig. In den Studentenversen auf die verschiedenen Universitäten heißt es:

„In Erlangen
Wird zum Bier gegangen“,

und das ist richtig, nicht bloß des Heimes wegen. Wir sangen auch:

„Es giebt nichts Gemüthlicher als die Gemüthlichkeit,
Kneipen und Singen in aller Zufriedenheit“,

Spottverse, welche einst die wilden Germanen auf die sanften Arminen gemacht hatten und welche nun zu meiner Zeit unter den „Bubenreuthern“, den Nachfolgern jener beiden Burschenschaften, wie zur Losung geworden waren. Gemüthlichkeit war das erste, oberste und alles beherrschende Wort. Die Studentenschaft Erlangens rekrutierte sich fast einzig aus den nächsten Provinzen Baierns; Ober-Franken und Mittel-Franken bildeten den Hauptstock; dazu gesellten sich protestantische Schwaben, einzelne Oberpfälzer und Rheinpfälzer. Wir drei Rakeburger und drei Bremenser waren die einzigen Norddeutschen, die einzigen Nichtbaiern. Die Franken, insbesondere die Ober-Franken, waren im Durchschnitt tüchtige, aber etwas rauhe Naturen von wenig verfeinerten Sitten. Langes, gelocktes Haar, der Sammtrock mit übergeschlagenem weißen Kragen, der freie Hals, die offene Brust, das war damals noch des Burschen Art und Vergnügen. Daher heißt es in einem vielgesungenen Erlanger Liede:

„Der Bursche trägt die Brust stets frei
Und fragt nicht, was die Mode sei.“

Es gab wahre Kraftmeier unter diesen Franken, gute Turner und Fechter, die es liebten, ihre Kraft und Geschicklichkeit zu zeigen. So erinnere ich mich eines schon älteren Studenten, des „Cyklopen“, der einmal die schweren Eisenthore des Hofgartens aushob, vor die Thüre des Polizeikommissärs trug und demselben damit das Haus sperrte. Ein anderer Kraftmeier, genannt der „Wilde“, pflegte sich auch als solcher mit Federschurz, Bogen und Pfeil zu zeichnen. Er war mein „Stoßbursch“, so bezeichnet nach der Sitte, daß die älteren Burschen die jüngeren im Fechten unterrichten, „einstoßen“ mußten. Bei uns herrschte damals noch der „Stoßkomment“; wir führten auf dem Fechtboden das Fleuret und sonst den dreifantigen steifen „Pariser“, aber in deutscher, nicht französischer Fechtweise. Zwischen Stoßbursch und Stoßfuchs bildete sich oftmals ein dauerndes Freundschaftsverhältnis. Mein „Wilder“, der damals schon Doktor der Medizin war, machte seinem Beinamen alle Ehre. Er ging einige Jahre später nach Amerika und wurde in den wilden Westen verschlagen, wo er mit Not, Elend und Abenteuern zu kämpfen hatte, bis er in einer östlichen Stadt eine ärztliche Praxis übernahm. Nach langen Jahren kehrte er als wohlhabender Mann in die Heimat zurück. Derselbe „Wilde“ hatte trotz der rauhen, oft rüden Außenseite ein weiches, sentimentales Gemüt wie viele der damaligen fränkischen Kommilitonen, ja selbst poetische Begabung. Mit ihm und wenigen anderen Freunden lasen wir nachmittags beim Kaffee in einer Nische der Stadtmauer neben seiner Wohnung die Schriften der Romantiker. Sentimentalität erschien fast als die andere Seite, als die Ergänzung der Natur der Franken, welche alle Mode, alle feine Sitte verschmähten. Man schwärmte für Freundschaft, man sang mit Vorliebe zarte und empfindsame Volkslieder, die gemütvoll vorgetragen wurden, neben

den echten alten renommierten Studentenliedern oder den patriotischen Gefängen der deutschen Burschenschaft. Sangeskundig und sangeslustig waren sie alle, und wenn ihrer drei oder vier sich auf einer „Eckneipe“ zusammenfanden, so wurde getrunken, gesungen und geschwärmt. Von Wissenschaft war weniger die Rede; wissenschaftliche Gespräche, welche nur die Gemüthlichkeit störten, waren nicht gern gesehen.

Unsere eigentliche Stammneipe, nach welcher sich auch die Verbindung benannte, lag nicht in der Stadt, sondern im Dörflein Bubenreuth, wo die Familie Mörsberger (genannt Mörsch) die Wirtschaft führte. Das Dorf lag jenseits des waldigen Ratsberges schon in der Ebene. Wir hatten etwa drei Viertelstunden zu gehen. Am Samstag Abend, Sommer wie Winter, hielt uns kein Sturm und Regen, kein Schnee noch eijige Kälte in Erlangen zurück, obwohl der Heimweg in der Winternacht durch den dunklen Wald und seine Hohlwege sowie an den niedrigen Brüstungen der Schleusen des Donau-Main-Kanales keineswegs unbedenklich war. Aber das Glück war uns günstig, einmal ausgenommen, da einer der Freunde, eben der genannte „Cyflop“, da er einmal wieder aus dem Philisterium nach Erlangen kam und sich das Denkmal ansehen wollte, dicht neben mir in die Tiefe der Schleusen hinabstürzte.

Wie Bubenreuth der Burschenschaft, so gehörte die fränkische Schweiz der ganzen Studentenschaft Erlangens. Das reizende Thal der Wiesent, das hochgelegene Kloster Gößweinstein, die vielen Burgen und Ruinen, die Streitburg, die Neudeck, Tuchersfelden, Nuffeß an der Nuffeß, das freundlich im tiefen Thale gelegene Muggendorf, das unser Hauptquartier bildete, alle besuchten wir wieder und wieder. In Muggendorf gab es allezeit gute Forellen, auf Nuffeß herrschte das Prachtexemplar eines deutschen Freiherrn, der alte Hans

Muffeß, von dem ich später mehr zu erzählen habe; im Kloster Gößweinstein machten wir einen Besuch, um das von den Mönchen selbstgebraute herrliche Bier zu kosten, und wurden in freundlichster Weise aufgenommen und bewirtet. Wenn irgendwo, so fanden in dieser romantischen Gegend die Wünsche des Knaben ihre Befriedigung. Häufig galt auch der Ausflug dem nahen Nürnberg, wo freilich dem späteren Kunstfreunde der Besuch der „Himmelsleiter“ und des „Bratwurstglöckleins“ an der Moritzkapelle noch wichtiger schien als jener der in dieser Kapelle befindlichen Bildergalerie. Ein Jahrzehnt darauf, als ich ein Bewohner Nürnbergs wurde, war es freilich umgekehrt.

Die Sommerferien brachten mich auch weiter hinaus. Es war der heiße, durch seinen Wein berühmt gebliebene Sommer des Jahres 1846. Statt nach Tirol und in die Schweiz zu gehen, waren es vielmehr die historisch berühmten, in Sage und Lied gefeierten Gegenden Württembergs und Badens, welche mich anzogen. Mit wenig Geld und leichtem Gepäck auf dem Rücken, aber mit viel Wanderlust verließen wir, ein Freund aus der Rheinpfalz und ich, die Mäusenstadt und wanderten über Ansbach, Feuchtwangen, Dinkelsbühl, wo wir schon das Schwabenland erreichten, den Bergen und Thälern der rauhen Alp zu, bald im rebenreichen Unterland, bald im Oberland, dem das bekannte Volkslied nur Schlehens zuerkennt, fröhlich einherziehend. Vom Hohenstaufen, wo wir oben im Dorfe übernachteten, lockten uns der Neuffen, die Teck, Urach und Achalm — wer kennt sie nicht aus Ahlands Dichtungen! — wir bestiegen sie alle, die Burgen und Ruinen, eine nach der andern in ihrer Reihe, und besuchten mit Tübinger Freunden, für welche die Ferien noch nicht begonnen hatten, das kleine, auf vorspringendem Felsen thronende Lichtenstein, das W. Hauffs gleichnamiger

Roman in aller deutschen Welt berühmt gemacht hat. Wir fanden es freilich erneuert, ritterlich restauriert, und selbst das Bärbele des Romans, gleich hübsch und lieb, fand sich unten im Wirtshause und bediente die trotz der Romantik hungrigen und durstigen Gäste.

Von Tübingen ging es nach der Rast weniger Tage weiter nach Stuttgart, wo gerade die russische Prinzessin Olga, die spätere Königin, ihren Einzug hielt, von Stuttgart in den Schwarzwald, in jene Gegend, wo Auerbachs damals noch berühmte und vielgelesene Dorfgeschichten spielen, dann an die Nagold von Hirschau, jener von Uhländ besungenen Klosterruine, aus welcher ein Baum emporsproßt, der mit seiner breiten Laubkrone gleichsam das fehlende Dach ersetzt. Hier trennte ich mich von meinem Freunde, der in die Pfalz ging, während ich einsam und allein durch die tiefen Waldungen des Schwarzwaldes südwärts zog. Einsam und doch nicht allein, denn mich begleitete der frohe und glückliche Gedanke, nun jene Gegenden durchschreiten zu können, nach welchen meine Sehnsucht gestanden hatte. Ich wanderte den Tag über, ruhte im Schatten der Bäume an den sonnig heißen Nachmittagen, und „Abends im Städtlein, da kehrt' ich durstig ein“. Der wandernde Student ist dort überall willkommen und findet überall freundlichen Empfang und ein gutes, anregendes Gespräch. So war es wenigstens im Jahre 1846.

Mein Weg führte mich über Freudenstadt, durch den Wald über den Kniebis, wo ich plötzlich das liebliche Rippoldsau, das heute fast ein berühmtes Bad geworden, tief unten zu meinen Füßen sah. Im Thale der Kinzig an einem schönen Sonntagmorgen hinunterwandernd, ergötzte ich mich an den überaus seltsamen Trachten der Männer und der Frauen, die heute wohl größtenteils verschwunden sein mögen. Damals widmete ich ihrer Komik nur ein herzliches Lachen, später

sind sie mir bei meinen Studien über Volkstrachten interessant geworden. Von der Kinzig — ich nenne nur die Namen, da ich keine Reisebeschreibung geben will — ging es über Hohen-Geroldssee nach Lahr und Freiburg im Breisgau, von da durch das Höllenthal am Titisee vorbei zurück über die Höhen des Schwarzwaldes nach Schaffhausen.

So langsam wandernd, prägten sich die landschaftlichen Bilder tief in das Gedächtnis ein, und ich könnte heute noch, nach einem halben Jahrhundert, die Wege wieder finden, die ich damals mir mit Hilfe einer guten Karte selber auffand. Wie schnell verschwinden sie wieder alle die Bilder, die wir von oder mit Hilfe der Eisenbahn gesehen; flüchtig ziehen sie vorüber und lassen keinen Eindruck zurück. Jene Fußreise kann ich noch heute im Gedächtnisse wieder zurücklegen, Ort für Ort, Landschaft für Landschaft. Der Rhein von Schaffhausen zum Bodensee, Lindau, wo ich bei Freunden drei Wochen zubrachte, dann heimwärts, Nördlingen u. s. w., von allen könnte ich noch erzählen, denn mir ist nicht bloß das Landschaftliche im Gedächtnisse geblieben, auch manche Erlebnisse, die gleich kleinen Abenteuern die einsame Wanderung belebten und ihr ein mannigfaches Interesse gaben. Was erlebt man heute, wenn nicht ein Eisenbahnunglück die Lange- weile der Fahrt unterbricht! Nach siebenwöchentlicher Wanderung traf ich wieder in Erlangen ein, den Rest der Ferien noch benützend, den Vater Herodot in einem Zuge zu durchlesen.

Das sind Erinnerungen, die oftmals noch heute meine Gedanken gern nach Erlangen hinleiten. Aber auch von anderer Art sind mir Erinnerungen geblieben, Andenken, die zum Teile den Toten und früh Verstorbenen gelten. Ich gedenke zunächst eines geistreichen Philosophen, des Professors Karl von Schaden, der allwöchentlich bei sich im Hause eine kleine Zahl Studenten vereinte, deren Streben über Bier

und Lied und auch über das Brotstudium hinausging. Die schlanke Schillergestalt mit den feinen, blassen Zügen des Antlitzes und dem etwas vorgebeugten schönen Kopfe steht noch lebhaft vor meinem inneren Auge, wie nicht minder das feiner Frau, einer Tochter des altberühmten Schulmannes und Philologen Thiersch, die mir damals ein Ideal feiner und edler Weiblichkeit erschien, wie ich auch ihresgleichen im Gelehrtenstande der Universitäten nie wieder angetroffen habe. Ich hatte und hätte sie nie vergessen, als ich fast ein halbes Jahrhundert später in die Lage kam, ihr einen Dienst zu erweisen. Zu verwundern war es eher, daß sie unter so vielen Studenten, die ihr Haus besucht hatten, meiner nicht vergessen hatte, da ich doch der jüngsten einer gewesen. Sie hatte leider ihren Gatten in der Blüte der Männlichkeit auf der Höhe seines Wirkens und Strebens verloren. Jetzt ist auch sie aus dem Leben geschieden, lange Jahre nach ihm.

Wohl bedeutamer für mich noch ist mir das Haus Karls von Raumer geworden, der damals Professor der Mineralogie war und zugleich, als Lieblingsfach, über Pädagogik las. Als Geologe ein Schüler Werners in Freiburg, als Pädagoge ein Jünger und Mitarbeiter Pestalozzis, dann selbst Leiter einer Erziehungsanstalt in Nürnberg, war er in beiden, einander so fern stehenden Wissenschaften zuhause. Im Hauptquartier Blüchers hatte er die Befreiungskriege mitgemacht und sich das eiserne Kreuz verdient. Als Schüler Tiecks war er ein ausgezeichnete Vorleser, dem wir gern zuhörten, wenn er ein Shakespearesches Drama vorlas. Geburt, Freundschaft, Verwandtschaft hatten ihn mit den Romantikern und den Berliner litterarischen und ästhetischen Kreisen (er war ein Bruder Friedrichs, des Geschichtsschreibers der Hohenstaufen, und ein Schwager Waagens, des Galerie- direktors) in nahe Beziehungen gebracht. Seine Frau war

eine Tochter Reichardts, des Liederkomponisten. Im Hause, das zwei blühende Töchter verschönten, herrschte wahre Frömmigkeit, gepaart mit Milde, Humanität und echter, gediegener Bildung. Ein kleiner Kreis von Studenten versammelte sich dort jede Woche einmal. Wenn der Alte die Gespräche zu jenen litterarischen Kreisen leitete, horchte ich mit ganzem Ohr, denn wenn ich überhaupt Sehnsucht hatte, Menschen und Dinge kennen zu lernen, so konnte es nicht besser geschehen als durch die Erzählungen des Mitlebenden. Alle die Personen und Verhältnisse waren mir interessant; es war die jüngste Zeit, die hinter uns lag; alle Namen waren viel genannt und wurden und blieben dem jüngeren Geschlechte lebendig und verständlich. Man weiß, wie oft es schwerer ist, die jüngst vergangenen Zeiten kennen zu lernen als die entlegneren, die bereits zu geschichtlicher Behandlung gelangt sind.

An den Gesprächsabenden nahm häufig auch der ältere Sohn Rudolf Teil, der bekannte Germanist, damals noch Privatdozent. Mit ihm bin ich in keine nähere Beziehung getreten, um so mehr aber mit seinem jüngeren Bruder Hans, einem der besten und liebenswürdigsten Sterblichen, die mir in meinem langen und wechselvollen Leben begegnet sind. Vordem ein flotter Student, ein fröhliches Blut auf der Kneipe, geschickt auf dem Fechtboden, brav auf der Mensur, war er damals bereits Rechtsrat in der kleinen schwäbisch-bairischen Stadt Dinkelsbühl. Für alle studentische Welt Erlangens, insbesondere für die „Bubenreuther“, die Alten wie die Jungen, blieb er aber noch immer der wohlbekannte „Raumers Hans“. Zu Weihnacht war er herübergekommen, und ich traf ihn zuerst am heiligen Abend, der uns bei seinem Vater festlich versammelte. Und in wenigen Stunden und Tagen geschah es, so sehr ich auch der Jüngere war im

Alter wie als Student, daß wir bald vertraut und intim wurden. Ich begleitete ihn nach Dinkelsbühl zurück, und wie oft habe ich ihn dort noch im Laufe der nächsten Semester besucht und wie liebenswürdige, anregende Tage habe ich dort verlebt, zumal als er auch eine junge, reizende Frau heimgeführt hatte. Zufriedenen, fröhlichen Temperaments, mit Begeisterung verehrt von allen Bewohnern der Stadt, führte er ein glückliches Dasein. Aber ach, es sollte nur von kurzer Dauer sein. Es kam das Jahr 1848, und die Wahl seiner Mitbürger brachte den feurigen Vaterlandsfreund nach Frankfurt ins Parlament, wo er der Jüngsten einer, wenn nicht der Jüngste war; jedenfalls auch einer der Beliebtesten. Hier erlebte er den Verlust seiner Frau und seines Kindes. Dann folgte das Scheitern seiner politischen Hoffnungen; die Stellung in Baiern wurde ihm verleidet durch die eingetretene Reaktion, deren Verfolgung auch ihn traf. Noch Eines schien ihm übrig zu sein. Er trat in die schleswig-holsteinische Armee ein, die damals noch im Felde stand. Da kam der Waffenstillstand, währenddessen ich noch einige Tage mit ihm in Altona, wo er in Quartier lag, und in Hamburg verleben konnte. Auch hier kam die Täuschung. Die Herzogtümer fielen wieder an Dänemark zurück, und die holsteinische Armee wurde aufgelöst. So ging er nach Baiern zurück, zu seinen Eltern nach Erlangen, bekam den Typhus und starb. Nicht leicht hat ein traurigeres Geschick den besten und trefflichsten Menschen betroffen, der zu großen Dingen geboren schien. Daß er mich liebte und schätzte, gab mir die Überzeugung eigenen Wertes. Mir ist die Erinnerung an unsere so kurze Freundschaft unendlich teuer geblieben; es war mir die liebste von allen, die ich von Erlangen mitnahm.

Drittes Kapitel.

Die Lernzeit. — Göttingen.

Nie kehrtst du wieder, goldne Zeit,
So fröhlich, ungebunden.

Nach drei in Erlangen in der akademischen Freiheit sorglos und angenehm verlebten Semestern regte sich in mir das Verlangen, tiefer und allseitiger in die erkorene Berufswissenschaft einzudringen und auch dem äußeren Ziele, der schließlichen Prüfung zum Gymnasiallehrer, nahezu kommen. Wohl schied ich mit innigem Bedauern aus dem großen Freundeskreise, und das Gemüt wurde weich und das Auge feucht, als der Zug mit dem Liede: „Bemooster Bursche zieh ich aus“ durch die Straßen der Stadt zum Bahnhof sich bewegte. Nicht so war es mit Stadt und Universität, die mir nicht gewährt hatten, wessen ich gerade für Wissenschaft und Zukunft bedürftig war.

Die Schuld war ohne Zweifel mein, und vielleicht wäre es besser gewesen, der „Hodegetik“ des Herrn Professor Fischer zu folgen. Allein ich ging schon damals meine eigenen Wege. Bei meiner Neigung, das zu thun und zu treiben, was mir eben gefiel, hatte ich von der akademischen Freiheit vielleicht allzu reichlichen Gebrauch gemacht und wenig an den eigentlichen Beruf gedacht. Ich war wie die unermüdlige Biene von Blume zu Blume geflogen und hatte wohl Honig gewonnen, aber ich hatte nicht dafür gesorgt, das, was ich gelernt hatte, schön und ordentlich einzuschachteln und ein Fach nach dem anderen auszufüllen. Ich fühlte nun das Bedürfnis eines regelrechten und gewissenhaften Studiums, und dazu wäre bei dem vergnüglichen Kneipenleben Erlangens und den leichten „Spriztouren“ in die romantische Berg-

gehend nur schwer die Möglichkeit gewesen. Einmal in solchem Studentenleben darin, war es nicht leicht, sich loszureißen. Das einzige Mittel war eine andere Universität. Ich entschied mich für Göttingen.

Riesige Schneemassen lagen auf dem Fichtelgebirge, als wir in nächtlichem Dunkel im Postschlitten hinüber fuhren, oftmals die Zweige der Bäume an der Straße streifend und nicht ohne Gefahr, denn ein zweiter Postschlitten hinter uns stürzte in die Tiefe. Wiederum lag hoher Schnee (April 1847), als ich in Göttingen ankam, dem aber bald ein schöner Frühling folgte.

Göttingen hatte seine große Zeit lange hinter sich. Die Universität zählte kaum mehr als sechshundert Studenten, immerhin noch die doppelte Zahl derjenigen von Erlangen. Aber wenn auch in der Zahl verringert und in seinen großen Namen beschränkt — die berühmten Sieben waren noch nicht ersetzt — so hatte es doch den Ruhm der Wissenschaftlichkeit und des Fleißes bewahrt. War Erlangen eine Stadt des Bieres und des Gefanges, so war Göttingen eine Stadt der Arbeit, und es fehlte wirklich nicht an Wissenschaftlichkeit, Fleiß und Arbeit. Natürlich fehlte es auch hier nicht an Trinken und Singen — wie wäre das möglich auf einer deutschen Universität! — aber im Gefange nahmen es die rauheren Kehlen der Norddeutschen nicht mit ihren süddeutschen Kommilitonen auf, und was das Bier betrifft, ein Erzeugnis der Göttinger Bürger — ein anderes durfte nicht geschenkt werden — so war es so schlecht, daß es nur mit Widerstreben getrunken wurde. Man trank es, weil man kein anderes hatte, auf die Gefahr hin, am nächsten Tage dem berühmten Haustierte verfallen zu sein. Erst das Jahr 1848 brachte Bierfreiheit wie Rauchfreiheit, denn bis dahin war das Rauchen auf der Straße verboten. In einer königlich

hannoverschen Stadt, im Lande der feinen Sitte und der reinen Sprache, schien das höchst unanständig, und es war daher bei recht empfindlicher Geldstrafe verboten.

Darin lag ein weiterer Unterschied zwischen Göttingen und Erlangen. Die Studentenschaft Göttingens von damals ergänzte sich vorzugsweise aus den Residenzen von Hannover und Braunschweig, und sie brachte feinere Umgangsformen mit, während diejenige der bairischen Universität, die vom Lande oder aus kleinen Provinzstädten kam, sich über alle Formen hinwegsetzte und sich in einer derberen und kräftigeren Außenseite gefiel. In Göttingen herrschten die Söhne der besseren Stände und gaben den Ton an, der auch im Verkehr der Studenten höflicher, obwohl nicht inniger und herzlicher war. Man kam langsamer zur Freundschaft, da erst eine kalte Rinde durchbrochen werden mußte, auch nahm sie nicht so den Charakter der Sentimentalität an.

Nichtsdestoweniger, vielleicht gerade deshalb, war es ein angenehmes Leben in Göttingen; wenigstens mir gefiel es besser, und ich fand mich eher dort zu Hause trotz meiner Sympathie für den Süden. Es war noch zu viel norddeutsches Blut in mir, das erst langsam mit den Jahren so ausgewechselt wurde, um mich schließlich völlig als Wiener zu fühlen. Die Stadt Göttingen selbst freilich bot wenig Anregung, Reiz oder Unterhaltung, weder zum Sehen noch zum Hören. Nüchtern lag sie da mit ihren geraden Straßen und kunstlosen Häusern, durchschnitten von der stillen Leine, für die man schon einen guten Anlauf nehmen mußte, um hinüberzuspringen. Felder und Wiesen, Obst- und Gemüsegärten, in deren Häuschen sich wohl sommerlich Studenten ansiedelten, füllten das breite Thal, das von leichten Höhen begleitet war. Die Höhen trugen wohl Wald, selbst Ruinen von Schlössern und Burgen, die mir jedoch niemals den gleichen romantischen



Eindruck gemacht haben wie etwa eine Wanderung in der fränkischen Schweiz oder über die erinnerungsvollen und geschichtreichen Berge der rauhen Alp, so oft wir auch die Plesse, die Gleichen, den Hardenberg besuchten. Das Nüchterne, Prosaische der Stadt teilte sich der ganzen Umgebung mit, oder hatte die Stadt es von dieser empfangen? Wer will es sagen, übrigens ist es ja gleichgiltig. So viel ist sicher, Poesie lag nicht über dem Thale der Leine. Zwar hatte einst der „Hainbund“ dort geblüht, aber mir ist diese Episode der Litteraturgeschichte immer wie eine fremde, exotische Pflanze an ihrem Orte vorgekommen, und daß diese Poetengesellschaft keinen rechten Boden in Göttingen selbst gefunden, das zeigt das Schicksal des armen Bürger, des besten unter ihnen, den man verkommen ließ.

Die Wissenschaft hatte es besser. Die Theologie freilich war es nicht, die sich in Göttingen heimisch fühlte und fruchtbringend ins Leben eindrang wie vor Zeiten in Halle und Wittenberg und gegenwärtig oder vielmehr zu meiner Zeit in Erlangen. Vielmehr waren es die Staatswissenschaften, die Geschichte, die Rechtsgelehrsamkeit und neben ihnen die Philologie, welche immer den ersten und vornehmsten Rang behauptet hatten. Mit ihnen, mit jenen namentlich, hatte Göttingen selbst unter den Universitäten den Charakter der Vornehmheit, nach der Lehre wie nach dem Leben angenommen und so durch das ganze 18. Jahrhundert sich bewahrt.

Der Ruf davon war auch noch in das 19. Jahrhundert hinübergewandert und pflanzte sich fort, wenn auch die Universität die alte Höhe nicht bewahrt hatte und die Studentenschaft an Zahl und Vornehmheit der Geburt gesunken war. Wo waren sie geblieben die Engländer, die reichen und hoch- und wohlgebornen Kurländer und Livländer, welche einst den

Ton angegeben hatten? Nicht einen fand ich mehr vor. Der Verlust der berühmten „Sieben“ hatte eine andere Schar Ausländer mit hinweggenommen. Nur die Philologie, scheint es, hatte nicht bloß ihre Anziehungskraft, sondern auch ihren Charakter bewahrt, der sie zur Leipziger Philologie in Gegensatz gestellt hatte. Die große Leipziger Schule unter dem alten Gottfried Hermann betrachtete die Philologie als Sprachwissenschaft: Grammatik und Auslegung der alten Schriftsteller, Verbesserung ihrer Texte, das war es, was sie betrieb; für Göttingen war die Philologie Altertumswissenschaft, und die Realien, die Kenntnis der Zustände bei den beiden klassischen Völkern, standen mindestens in gleichem Werte. Ein anderer Hermann war es, Karl Friedrich, der hier Litteratur, Altertümer der Kunst und des Lebens, Staatsaltertümer und Rechtsaltertümer u. s. w. lehrte. Neben ihm, der auch Plato erklärte, war die alte Philosophie durch Krüske vertreten, und die beiden Jünger Dittfried Müllers, Schneidewin und Leutsch, standen dem Standpunkte ihres großen, damals bereits verstorbenen Meisters nicht fern. So entsprach die Richtung der Göttinger Philologie vollkommen meinen Neigungen innerhalb der von mir erwählten Berufswissenschaft. Für mich war die Philologie in erster Linie eine historische Wissenschaft, die Lehre von dem Leben und den Zuständen der Griechen und Römer, in zweiter Linie kamen die Schriftsteller, in dritter stand Sprache und Grammatik. Heute ist für den Philologen, der sich zum Schulmann ausbilden will, die Reihe umgekehrt; für den Gymnasiallehrer war es damals wohl auch der Fall, aber ich folgte auch in Göttingen meiner Neigung, allerdings mit mehr Anschluß an den Beruf.

Nun drang ich allerdings tiefer in das Wesen meiner Wissenschaft ein und suchte mich nach und nach des gesamten

Umfanges zu bemächtigen, um schließlich auch in der Stunde der Prüfung meinen Mann zu stellen.

Auf diesem Wege geriet ich auch in die Philosophie des Altertums hinein, die nicht gerade ein Lieblingsstudium der jungen Philologen von damals war. Ich bildete eine Ausnahme, und da doch jeder Philologe sich einen Lieblingsschriftsteller zu erwählen pflegt, den er zum Mittelpunkt seines Studiums macht, so konnte ich unter meinen Kommilitonen immerhin als Platoniker gelten. Denn Plato war es, dem ich vorzugsweise mehrere Jahre eindringender Arbeit widmete. Ich vergrub und versenkte mich hinein, folgend ebenso der geistreichen und oft überraschenden Form der sokratischen Dialektik wie dem anziehenden Inhalt. In letzterer Beziehung liebte ich vor allem das Symposion, das ich mir als eine Lieblingschrift zueigen machte und als eines der genialsten Werke schätzte und schätze, welche die Litteratur aller Zeiten und Völker hervorgerufen hat. Es stand und steht noch für mich auf gleicher Stufe mit Faust oder den besten Dramen Shakespeares oder einer anderen mir wunderbar erscheinenden Dichtung, dem Don Quixote. Es waren glückliche Stunden, wenn ich am Sonntagmorgen, frei von Kollegien, stundenlang mich in einen platonischen Dialog versenkte oder, heimgekehrt von der abendlichen Kneipe, noch lange über Mitternacht hinaus bei dem spärlichen Lichte einer Unschlittkerze den schweren Schriftsteller zu bewältigen suchte. Ich las viel über ihn, mehr aber noch ihn selber. Jenes fühlte ich als notwendig, dieses war mein Vergnügen.

Auch Aristoteles blieb mir nicht fremd, obwohl ich ihn nicht zum Liebling erkor; seine trockene Manier der Untersuchung war mir nicht sympathisch. Ich hörte aber ein vortreffliches Kolleg über die Metaphysik bei Krische, das mit heiferer Stimme gesprochen (der Arme war brustleidend und

starb bald danach), aber so klar und verständlich vorgetragen wurde, daß wir unter uns wohl sprichwörtlich sagten: „Klar wie Krusche.“

Das Studium der alten Philosophie führte mich auch wieder zur modernen Philosophie, der ich in Erlangen so schnöde den Rücken gekehrt hatte, oder eigentlich richtiger war es wohl mein Freund, Landsmann und Studiengenosse Georg Langreuter, der in Tübingen über der Philologie als melkenden Kuh sich mit der Philosophie als Freundin getröstet hatte, ungefähr wie ich es mit der Geschichte neben demselben Brotstudium machte. Der Nebenwissenschaft gehörte unsere Neigung, unsere Liebe. Damals war Hegel noch der Philosoph, der Alleinherrscher im Reiche des Denkens. Natürlich fing ich mit der Phänomenologie des Geistes an und ließ andere Schriften Hegels, wie z. B. die Philosophie der Geschichte, folgen. Ob ich den Meister gründlich verstanden habe, will ich nicht behaupten, soll doch Hegel selbst gesagt haben: „Von allen meinen Schülern hat mich nur einer verstanden, und der hat mich mißverstanden.“ Vielleicht muß ich mich diesen Schülern anreihen, aber ich bemächtigte mich so ziemlich des Hegel'schen Jargons und wurde eine Weile selbst ein Disputax für diesen Philosophen.

Das dauerte aber nicht allzu lange. Der Philosoph, was mich betrifft, überlebte kaum die Universitätsjahre und verschwand vor dem praktischen Leben wie einige Jahre früher der Poet vor der Wissenschaft. Indessen trug ich von diesen Studien sicherlich großen Gewinn davon. Sie lehrten mich Klarheit des Gedankens und präzise Kürze des Ausdruckes, sie machten mich vertraut mit philosophischer Behandlung der Dinge, so daß bei dem Oberlehrerexamen der prüfende Philosoph Heinrich Ritter, der Geschichtsschreiber der Philosophie, mir das für einen Philologen seltene Zeugnis gab, ich wisse mit philosophischen Dingen umzugehen.

So war ich wohl ein fleißiger Arbeiter auch auf dem Gebiete der Philologie, immer aber doch so, daß ich den Hauptnachdruck auf das eigene Studium, nicht auf die Kollegien legte. In diesen war ich wohl ein fleißiger Nachschreiber, und jener Professor, der die Talente seiner Schüler im umgekehrten Verhältnisse nach der Größe des Papierses, worauf sie nachschrieben, beurteilte, mußte mich für ziemlich talentlos gehalten haben, denn ich schrieb auf großen Konzeptbogen. Was ich aber niedergeschrieben hatte und getrost schwarz auf weiß nach Hause trug, habe ich kaum je wieder angesehen. Es widerstrebte mir, in flüchtiger Handschrift mit zahllosen Abkürzungen zu lesen, was ich ja auch in gedruckten Büchern finden konnte und hier zumeist in anderer Auffassung, so daß Wissen und Gesichtskreis sich erweitern mußten. In einem Semester — ich denke es war im Winter von 1848 auf 1849 — da ich gerade am fleißigsten war, hörte ich nur ein einziges Publikum, und im darauf folgenden Sommer „philistrierte“ ich, das heißt blieb zu Hause in Rakeburg, mich zum Examen vorzubereiten.

Jene einzige Vorlesung, welche ich damals hörte, war ein Publikum, mehr historisch als philologisch, über die erste Zeit der römischen Kaiser Geschichte bei Professor Hoef, dem ersten Vorstande der berühmten Göttinger Bibliothek. Hoef war ein etwas wunderlicher Alter, doch ein Mann von Geist, der seinen Geist aber mehr seinen Werken und Worten als seinen Söhnen mitzuteilen verstanden hatte. Was die Letzteren betrifft, so wunderte sich ihre Mutter, die Frau Professorin, selber darüber und meinte, woher das wohl käme, da der Vater doch so gescheit sei. In jener Vorlesung behandelte der Professor die problematischen Naturen aus der Zeit seines Gegenstandes mit so viel beißender Ironie und so modern, als ob sie noch lebten, und er that sie völlig ab,

etwa wie ein journalistischer Publizist der Gegenwart die heutigen Staatsmänner in Leitartikeln abkanzelt. Für uns war es mitunter ein Hochgenuß, zumal bei der sonst trockenen Art des Vortrages.

In solcher Weise Philologie und Geschichte verbindend, konnte ich überhaupt dem Studium der Geschichte näher treten, die ja meine geheime Liebe unter den Wissenschaften bildete. Viel Zeit konnte ich ihr freilich auch in Göttingen nicht widmen, und so viel ich von Geschichtswerken auf dem Gymnasium gelesen hatte, die ganze Sammlung von Heeren und Ukert, so viel damals fertig war, Wilkens Kreuzzüge, Raumers Hohenstaufen sowie dessen neuere Geschichte und vieles, vieles andere, so mußte ich mich doch damit begnügen, eine Fülle geschichtlichen Stoffes in mich aufgenommen zu haben. Ich hatte mir mit Hilfe eines guten Gedächtnisses schon auf dem Gymnasium das ganze Gerippe der Weltgeschichte in Zahlen und Daten eingeprägt und war in den Genealogien der europäischen Regentenfamilien wohl zuhause, aber alles war noch totes Wissen, das ich nicht erweitern, noch in eine bestimmte Richtung hineinlenken oder verarbeiten konnte. Wenn ich dennoch in Göttingen in solcher Arbeit einen Anfang oder vielmehr einen Versuch machte, so war es das Verdienst des Professors Wilhelm Havemann.

Havemann hatte in Rakeburg nahe Verwandtschaft, und ich kam mit Empfehlung zu ihm. Der feine, geistvolle Kopf, die Liebenswürdigkeit seines Wesens, auch wohl gleiche Neigungen, denn er war Romantiker auch in seiner Wissenschaft, zogen mich zu ihm hin. Er hatte seine Ideale sich bewahrt, trotzdem er um ihretwillen Schweres erlitten hatte. In seiner Jugend flotter Student und Sprecher der Göttinger Burschenschaft, hatte er wie andere seine Teilnahme an der damaligen studentisch-politischen Bewegung mit sechsjährigem

Gefängnisse zu büßen gehabt. Frei geworden, wurde er Professor am Pädagogium in Iffeld und danach auf den Katheder der Geschichte in Göttingen berufen, irre ich nicht, als Nachfolger Dahlmanns. Verfasser einer ausgezeichneten „Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg“ und somit auf ziemlich trockenem Gebiete arbeitend, hatte er doch daneben sein romantisches Steckenpferd, und dies war die Geschichte Spaniens. Spanische Sprache, spanische Lieder und Romanzen, er trieb sie mit Vorliebe und hatte die letzteren vortrefflich im Verhältnisse der Originale übersetzt. Er las sie uns vor am Schlusse seines Kollegs über spanische Geschichte. Schon in jungen Jahren hatte er diesen Studien obgelegen, wie man auch aus einem Gedichte Heines schließen kann, der zu jener Zeit, da Havemann Sprecher war, aus der Burschenschaft ausgeschlossen wurde. Jenes böshafte Gedicht:

„Neben mir wohnt Don Henriquez,
Den man nur den Schönen nennet“,

das seinen Helden als romantischen Sänger und Musikanten schildert, ist die Rache für den Ausschluß. Der Held ist Havemann.

Es war damals die Sitte in Göttingen, daß die Professoren sogenannte Sozietäten hielten, in denen ihre Wissenschaft mit einigen Studenten frei betrieben wurde. So auch Havemann. Ich trat sofort in die seinige ein. Studenten gleicher Bestrebungen, meist auch befreundet miteinander, kamen etwa alle acht oder vierzehn Tage mit dem Professor auf einem der Studentenzimmer zusammen, um eigene Arbeiten — es ging der Reihe nach herum — vorzulesen und der etwaigen Kritik zu unterwerfen. In Havemanns Sozietät fanden sich Juristen, Philologen, Theologen zusammen, Freunde geschichtlicher Studien — ein eigentlicher Historiker war nicht darunter. Wir waren mehr oder weniger alle befreundet und

hatten auch das Recht der Kooptation. Meine Hauptarbeit, meine erste selbständige Geschichtsarbeit überhaupt, schilderte in möglichst fließender und schwunghafter Darstellung, so weit mein Talent eben reichte, ohne jeglichen gelehrten Apparat, den Kaiser Julian, den letzten glanzvollen Verteidiger des Heidentums, der, heute ein Philosoph in Schmutz und Lumpen, morgen ein gewaltiger Kaiser, die Feinde im Westen und Osten des Reiches niederschlug. Ich befand mich damit auf meinem eigentlichen Gebiete, Philologie und Geschichte verbindend. Bei der Liebenswürdigkeit Havemanns, der auch wohl unsere Studentenkneipe besuchte, verkehrten wir an diesen Abenden in gänzlich ungezwungener Weise. Man rauchte und trank, und wenn die Vorlesung vorüber war, saß man noch lange, frei plaudernd zusammen.

Sonst war der persönliche Verkehr zwischen Professoren und Studenten in Göttingen keineswegs ein so naher wie etwa in Erlangen; die Würde des Professors „entfernte die Vertraulichkeit“. Lehrer und Lernende blieben sich persönlich fern, ihr Umgang beschränkte sich auf Kolleg und Seminar, obwohl doch das „Museum“ im Hause Ottfried Müllers klubartig Professoren und Studenten vereinte. Hier sah man den großen Mathematiker Gauß, wie er früh morgens die neuen Zeitungen einsammelte, buchstäblich in Besitz nahm — er setzte sich darauf — und nur eine nach der andern auslieferte; hier sah man die Herren Hofräte beim Whistspiele, hier sah man das „alte Haus“ und den jüngsten „Fuchs“ plaudernd, politisierend, begierig nach Neuigkeiten, denn es war nun das berühmte Jahr 1848 gekommen, wo alle Welt, groß und klein, Politik trieb, wo auf einmal die Staatsmänner zahllos aus dem Dunkel auftauchten, wo jedes Land und Ländchen, jedes Städtchen seine eigene Revolution haben mußte.

Natürlich hatten wir auch die unsrige, der gesunde Sinn der Studenten bewahrte uns aber davor, sie wie anderswo auf das Gebiet der hohen Politik hinüberzuleiten. Zwar gab es auch unter den Studenten sogenannte rote Republikaner — ich erinnere mich unter anderen eines feurigen, wilden Redners, der heute Finanzminister eines großen Reiches ist — welche die Welt, wenn nötig, mit Hülfe der Guillotine verbessern wollten, aber einstweilen blieben ihre Reden harmlos und unfruchtbar. Unsere studentische Revolution bezog sich nur auf studentische Angelegenheiten. In einer schönen Nacht — es war Anfang März, als schon die Köpfe durch die Pariser Ereignisse erhitzt waren — gab es Streit zwischen den Korpsstudenten und der Polizei, an deren Spitze ein höchst mißliebiger Direktor stand, ein Mann, dessen Charakter, wie ein Redner sagte, „so im ancien régime inveterasziert sei, daß von ihm eine solide Besserung nicht erwartet werden könne“. Den Korps schloß sich einmütig die ganze Studentenschaft an, obwohl sich damals zwei Parteien, Korps und Progreß, schroff gegenüberstanden. Wie das so üblich ist, wurden Versammlungen berufen, zahllose Reden gehalten und zur Genugthuung mindestens die Absetzung des Polizeidirektors, und ich weiß nicht mehr, was sonst noch verlangt. Eine Deputation von Professoren ging nach Hannover, der Regierung unsere Wünsche und Verlangen in aller Bescheidenheit, aber mit Bestimmtheit vorzutragen. Währenddes wurde die Universitätspolizei suspendiert; wir Studenten übernahmen die Verantwortung für die Ruhe und zu mehrerer Sicherheit — was natürlich gänzlich überflüssig war — patrouillierten wir nächtlicher Weile in geschlossenen Abteilungen durch die Straßen der Stadt. Es waren wunderschöne Mondnächte, und wir übten solchen Dienst mit dem größten Vergnügen, was jeder leicht begreift, der das deutsche Studentenleben kennt.

Es waren fröhliche, aber auch recht ernste Tage. Die Deputation kam mit abschlägigem Bescheide zurück; man glaubte uns beruhigen zu können mit dem Angebote des freien Rauchens auf der Straße. Einstimmig beschloß die Studentenschaft die Stadt zu verlassen und nur dann zurückzukehren, wenn alle Forderungen bewilligt. Und so geschah es denn auch.

Unter den Thränen der Göttinger Schönen, die, von allen Fenstern der Wehnder Straße herabschauend, nur mit Schmerzen die Müselsöhne scheiden und die Stadt schon verödet sahen, wanderten wir in feierlichem Zuge hinaus, sechshundert Studenten, nicht fröhlichen Mutes, vielmehr ernst gestimmt und ernster Dinge harrend, denn es war uns berichtet worden, daß die Dörfer, welche wir zu passieren hatten, von Militär besetzt worden. Es blieb aber alles ruhig. Wir marschierten zusammen zwei bis drei Stunden weit bis zur kleinen Stadt Mörten, von wo wir uns nach allen Richtungen zerstreuten, ein jeder in seine Heimat. Das konnte um so leichter geschehen, als ohnehin die Zeit der Ferien nahe war. Ob wir wiederkehren würden? Wir wurden rasch davon überzeugt. Kaum einen Tag später traf schon die Nachricht von der Wiener Revolution ein, welcher die Nachrichten aus Berlin folgten. Was konnte die hannoverische Regierung thun, als auch die bescheidenen Forderungen der Studenten zu bewilligen, stand doch so viel Größeres auf dem Spiele! Wie wir ausgezogen waren, feierlich, insgesamt, so geschah nach Schluß der Ferien auch wieder der Einzug, nur fröhlich anstatt des Ernstes und der Sorge.

Selbstverständlich blieb auch Göttingen den politischen Bewegungen des Jahres 1848, die im Frühling und Sommer anschwellen, nicht fern. Volksversammlungen, Reden, Parteitreiben und was dergleichen mehr zu solchem Leben gehört,

das war mehr Sache der Philister, der Bürger, als der Studenten oder überhaupt der Universität. Nur wenige Studenten beteiligten sich daran, noch weniger Professoren. Ich erinnere mich jedoch einer Volksversammlung der Radikalen oder Roten, welche eines schönen Tages auf der Pleße stattfand, berufen von einem Dozenten, der noch vor kurzem die Politik für die Sache von Schwachköpfen erklärt hatte und nunmehr in Frack und gelben Glacéhandschuhen der Volksmenge präsiidierte und Reden im Stile der Zeit hielt. Später, da die Politik gefährlich wurde, kehrte er zu seiner ursprünglichen Ansicht wieder zurück, wurde Vorstand einer bekannten Gelehrten-Republik in Frankfurt und als solcher oft genannt. Damals auf der Pleße erging es ihm und den Seinen schlecht genug. Es hatten sich die konservativen Bauern der Umgegend zusammengethan, das Thal abgesperrt, die Versammlung gesprengt, deren Teilnehmer nur auf weiten Umwegen oder unter den Anitteln der Gegner nach Göttingen zurückkehren konnten. Wir nannten das Ereignis nach dem nächstgelegenen Orte die Schlacht von Bovenden.

Ich und meine Freunde, wir „Memannen“, die wir damals eine reizende Verbindung voll Geist, Witz und Fröhlichkeit bildeten, wir benützten die aufgeregte und interessante Zeit nur zur Erhöhung unserer Stimmung. Keiner von uns dachte an andere oder gar aktive Teilnahme an der politischen Bewegung. In diesem Sinne zogen wir auch sämtlich zur großen Studentenversammlung in Eisenach in den Pfingsttagen des Jahres 1848. Zu Pfingsten schwärmen in den Thüringer Bergen und Thälern die Studenten der benachbarten Universitäten von Jena, Göttingen und Halle, und so hatten wir denn auch das Jahr vorher eine fröhliche Woche in jener an Sagen und Geschichte berühmten Gegend zugebracht. Eisenach und die Wartburg, Ruhla und Tabarz,

Altenstein und Liebenstein, Reinhardtsbrunn, Wilhelmsthal, Gotha, alle diese Orte waren uns wohlbekannt geworden. Damals aber, zu Pfingsten des Jahres 1848, sendeten wohl alle deutschen Universitäten ihre Mitglieder nach Eisenach, selbst von Hermannstadt kamen sie herbeigezogen, so daß ihrer 1500 beisammen waren. Schwerlich hat die alte berühmte Wartburg seit dem Sängerkriege unter dem Landgrafenpaare Hermann und Elisabeth je wieder ein so buntes und bewegtes Leben gesehen, als es sich in den Pfingsttagen dort entwickelte.

Wie alle Universitäten, so waren auch alle Parteischattierungen von den konservativen Korps bis zu den radikalen Turnern und den Wilden vertreten, und so machten sie sich in den Versammlungen geltend. Die Politik spielte nur nebenbei, fast im Geheimen, eine Rolle, angeregt durch Parlamentarier der äußersten Linken, die von Frankfurt gekommen waren, für die Republik Freunde zu werben. Aber wie unter ihrer Leitung „Rote“ und „Weiße“ vergebens um die Republik herumstritten, ebenso vergebens und nichtig waren die Resultate der Hauptversammlungen, in denen es sich nur um Studentisches, um Reform der Universitäten handelte. Man ging darin so weit, allen Ernstes den Vorschlag zu machen, sämtliche Universitäten aufzuheben und jedem Einzelnen das Studium frei zu überlassen, wo und wie er wollte, der Staat brauche keine andere Garantie als das Examen; wie Einer dazu komme, sei einerlei. Das wäre aber zugleich ein Selbstmord der Studentenschaft gewesen, das Ende des traditionellen Studentenlebens, aller alten, ererbten Sitten und Gebräuche. Die Studenten hätten sich selber aufgeben müssen, und da sie doch fortleben, fortkneipen, fortpauken, fortkommerjieren wollten, so wurde der Vorschlag selbstverständlich abgelehnt.

Über auch was sonst von Reformen beraten oder beschlossen wurde, war und blieb nichtig, ohne jegliches praktische Resultat. In Wahrheit war es auch um ein solches Resultat der weitaus größeren Majorität gar nicht zu thun gewesen, sondern nur um eine Reihe festlich-fröhlicher Tage, nach studentischer Art in großartigem Stile, und zu dieser bot sich die Gelegenheit wie kaum zuvor noch nachher. Die Lustigkeit brach überall durch, selbst in der ersten Hauptversammlung, als einmal ein winzig kleines Männchen in grüner Blouse die Rednerbühne betrat und ob seiner Erscheinung mit unendlichem Gelächter empfangen wurde, bis er sich durch feurige Redegabe die Aufmerksamkeit erzwang. Man hat später oft seinen Namen nennen hören; er wurde juristischer Professor in Erlangen und einige Jahre danach Leiter des Preßbureaus im auswärtigen Amte zu Berlin, wenn ich nicht irre.

Es gab reizende Szenen in jenen Eisenacher Festtagen. So jene Kneiperei im Marienthale, an der auch die Eisenacher teilnahmen. Die ganze grüne Halde hinauf lagerten die Gruppen der Studenten um die Bierfässer herum, während unten auf der Thalmwiese die junge Welt mit den Töchtern der Stadt sich im wilden Tanze drehte. Vor allem lebhaft aber sind mir jene Szenen in der Erinnerung geblieben, als ein heftiger Sturmwind uns von dem Hofe der Wartburg, wo wir im Freien kneipten, mitsamt Fässern und Gläsern in die (damals noch nicht restaurierten) Säle des Landgrafenpalastes hineintrieb, wo zwischen den Rüstungen und in denselben (denn viele Studenten legten sie sich an) das Gelage bis Mitternacht fortgesetzt wurde. Elementare Gewalt, die ja alles entschuldigt, mußte hier der Freiheit und dem Übermute der zechenden und auch bezechten Jugend zur Entschuldigung dienen. Unheil geschah nicht; alles verlief, wohl

nicht in bester Ordnung, aber doch in ausgelassener Freude und ohne Schaden. Wer dabei war, wird diesen Abend, wie nicht minder die ganzen Eisenacher Tage den schönsten Erinnerungen seines Lebens zuzählen.

Dem schönen und genußreichen Sommer des Jahres 1848 folgte ein fleißiger Winter. Das Gespenst des Oberlehrerexamens, das ich zu bestehen hatte, wenn ich meinem Wunsche gemäß im Königreiche Hannover Anstellung finden wollte, rückte schon bedenklich in die Nähe. Seine Drohung schreckte aber nicht. Es war damals vielleicht ein besonders heiteres Leben in der alten, so fleißigen, ernstern, im Dienste der Wissenschaft, ich möchte sagen ergrauten Universitätsstadt. Der Hauch der Freiheit, der im „tollen Jahr“ durch die Welt zog, hatte den Studenten Freiheit des Rauchens, Freiheit des Bieres und den Philistern Schenckfreiheit gebracht. Nun auf einmal in der jungen Freiheit erhoben sich „Erkneipen“ in großer Zahl. Gewerbsleute hielten sie als Nebenverdienst, und die Studenten gaben ihnen alsbald die Namen nach dem Gewerbe. So gab es eine „Pincette“ bei einem Verfertiger chirurgischer Instrumente, so eine „Haut“, eine „Cravatte“ u. s. w. In der „Cravatte“ hausten wir allabendlich, wenn nicht großer Kneiptag war, wie er regelmäßig jeden Samstag stattfand. Von der „Cravatte“ ging auch ein Ereignis aus, das wohl in Göttingen einzig war und meines Wissens auch einzig geblieben ist. In heiterem Beieinander tauchte der Gedanke eines öffentlichen Faschingszuges auf, wie ihn die großen rheinischen Städte Köln und Mainz lange in Übung hatten. Was vor dem Jahre 48 unmöglich gewesen, der „Akademische“ gab ohne Zögern seine Zustimmung. Man ging sofort an die Zurüstung, und wenige Wochen darauf (im Februar 1849) zog dann der lange Zug, zu dessen einzelnen, meist harm-

lofen, aber witzigen Szenen Universität wie Stadt und auch die Politik die Motive geliefert hatten, unter fortwährendem Gelächter der Zuschauer durch die sonst so friedlich stillen Straßen.

Im Sommer desselben Jahres philistrierte ich in meiner Heimat, wie ich schon angedeutet habe, um mich zum Examen vorzubereiten, zu dem ich als „Ausländer“ die besondere Erlaubnis erhalten hatte. Im Herbst kehrte ich nach Göttingen zurück und erhielt zu den schriftlichen Arbeiten in Philologie, Geschichte und Philosophie — diese drei Wissenschaften bildeten überhaupt die Prüfungsgegenstände — die folgenden Aufgaben: 1. Kritik der verschiedenen Ansichten über Tacitus Germania, 2. die Politik Kaiser Friedrichs II. in Italien, 3. über die Klagen über Gedächtnisschwäche. Die Abfassung dieser drei Arbeiten, zu welchen jedes gedruckte Hilfsmittel erlaubt war, nahm den ganzen Winter in Anspruch, und erst gegen Pfingsten fand die mündliche Prüfung eben in denselben Wissenschaften bei den Professoren Hermann, Havemann und Heinrich Ritter statt. Sie dauerte bei Thee und Butterbrot kaum zwei bis drei Stunden. Als sie glücklich geendet, blieb ich noch ein paar Tage in Göttingen und zog dann, da die Pfingstferien gekommen waren, mit den Freunden in den Harz nach Harzburg, wo wir angeichts der Ruinen der alten Lieblingsburg Kaiser Heinrichs IV. den Abschiedskommers feierten.

So schloß für mich nach vierjähriger Dauer, fröhlich wie sie begonnen hatte, jene goldene Zeit, die niemals wiederkehrt, die Freiheit hatte ein Ende, die Unfreiheit sollte beginnen.

Viertes Kapitel.

D i e L e h r z e i t.

Wer weiß, wo dir dein Glück blüht,
So geh' und such' es nur,
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur!

Es ist ein reicher Wechsel der Personen und der Dinge, den ich für diesen nun folgenden Abschnitt meines Lebens im Gedächtnis muß wieder erstehen lassen. Ich stehe wie auf einem Beobachtungsstandpunkt und vor meinem inneren Gesicht verwandeln sich fortwährend Koulißen und Staffagen. Neue Verhältnisse, neue Orte und Landschaften, immer neue Persönlichkeiten der verschiedensten Art, vom Throne herab bis in die Schulstube, eilen vorüber in einer kurzen Spanne Zeit. Ich könnte sie Wanderjahre nennen, diese Periode vom fünfundzwanzigsten bis zum dreißigsten Lebensjahre, aber ich wanderte nicht in der Freiheit, sondern mit gebundener Marschrouten. Ich nenne sie die Lehrzeit, nicht im Sinne des Handwerkers, sondern im eigentlichen Sinne, denn ich war ein Lehrer in diesem Zeitraum; ich war das geworden, wonach ich zunächst gestrebt hatte, Philologe und Schulmeister von Beruf.

Mit der Freiheit des Studenten, mit der Ungebundenheit in Zeit, Wahl, Arbeit hatte es ein Ende. Ich hatte diese goldene Freiheit, das Eigentlichste und Wesentlichste des deutschen Studenten, vier Jahre lang genossen. Ich hatte im Grunde gethan, was mir gefiel, in der Wissenschaft wie im Leben; ich hatte den Wissensdurst befriedigt und hatte ergriffen, was die Gunst des Augenblicks geboten. Nun stand ich vor der entscheidenden Wendung im Leben. Das Examen lag glücklich hinter mir, der Schlußmoment des akademischen

Lebens. Das Philisterium, der Dienst, der Beruf hatte zu beginnen:

„Zur alten Heimat zieh' ich ein,
Muß selber nun Philister sein.“

Aber die alte Heimat, so schön sie war, sie war doch gar nicht mehr nach meinem Sinne. Der Idylle war ich entwachsen, aber das Streben, Welt und Menschen zu sehen, die Sehnsucht nach anderem, nach fremdem, nach der Romantik war geblieben. Was sollte ich damit in meiner engen Heimat? Ein einziges Gymnasium stand mir zur Verfügung. Unschwer hätte ich an demselben eine Anstellung finden können, aber ich war dann auch ein- für allemal festgebannt. Mein Leben wäre verlaufen in der gewöhnlichsten Weise, an einem Orte, wo ich jeden Stein, jeden Menschen kannte wie mich selber. Ich hätte die Tretmühle des Lebens treiben müssen, wie ich als Kind in derselben thatsächlich von Stufe zu Stufe geschritten bin, immer aufstrebend und immer auf demselben Flecke bleibend. Sollte es von symbolischer Vorbedeutung gewesen sein?

Nun freilich mußte ich wohl die Gymnasial-Laufbahn ergreifen, aber in einem größeren Staate schien ich doch vor dem gefürchteten Stillleben und Stillstehen an demselben Orte gesichert zu sein. Amt und Pflicht würden nicht ausbleiben, aber wenigstens hatte ich Hoffnung und Aussicht auf einen Wechsel der Dinge und der Menschen; es konnte auch ein Glücksfall eintreten und mich einen anderen, mir willkommeneren Weg führen.

„Wer weiß, wo dir dein Glück blüht,
So geh' und such' es nur . . .“

Ich war mir bewußt, daß ich es in meiner Heimat, am Gymnasium in Ratzeburg nicht finden würde. Ich setzte zunächst meine Hoffnung auf Hannover. Ich hatte in Göttingen

vorzugsweise studiert und dort, nach erhaltener Erlaubnis, das philologische Oberlehrerexamen bestanden. Ebenso erhielt ich ohne Schwierigkeit die Zusage einer Anstellung nach gut vollendetem Probejahr. Mit diesem Versprechen reiste ich in die Heimat, und kaum dort angekommen, erhielt ich bereits die Aufforderung, mich unverzüglich nach Hildesheim zu begeben, um dort die Stelle eines erkrankten und dauernd beurlaubten Lehrers zu übernehmen.

Kaum hätte ich mir einen angenehmeren Ort im ganzen Königreich Hannover wünschen können, eine größere Stadt mit zwei Gymnasien, einem katholischen und einem protestantischen, mit einem Bischofssitz und verschiedenen königlichen Behörden, also voll Intelligenz, dazu höchst anmutig auf Hügeln gelegen, mit waldigen Höhen, um nicht zu sagen Bergen, in der Nähe und hübschen Thälern, einladend zu Spaziergängen. Historisch in mannigfacher Weise interessant, war sie die reichste Stadt an Denkmälern der alten, der ältesten deutschen Kunst, und ihre Straßen dazu malerisch mit den buntverzierten Häusern im Kiegelbau. Ein romantisches, der Vergangenheit zugeneigtes Gemüt konnte kaum irgendwo anders bessere Befriedigung finden. Dazu traf ich unter meinen Kollegen zwei mir sehr liebe Freunde von der Universität her, den einen, Otto Fischer, bereits als angestellten Lehrer der Mathematik, den anderen, einen Philologen, Gustav Schmidt, gleich mir sein Probejahr erfüllend. Wir hielten auch freundschaftlich und gesellig zusammen, so lange es mir vergönnt war, in Hildesheim zu leben, und blieben auch später noch verbunden. Meinen Freund Gustav Schmidt, der vor kurzem erst als Direktor des Halberstädter Gymnasiums starb, hatte ich das Vergnügen, nach Jahren noch öfter in Wien zu sehen, wo er, mit historischen und diplomatischen Studien beschäftigt, sich längere Zeit aufhielt.

Ich fand meine Stelle am protestantischen Gymnasium Andreanum, das damals unter der Leitung des Direktors Brand eine Musteranstalt ersten Ranges geworden war. Ich kam also als junger Lehrer, der das Lehren erst lernen oder einüben mußte, in eine strenge Schule. Die Vorbilder, die ich von Rakeburg noch in Erinnerung hatte, waren wenig glückliche Beispiele, und was ich von Pädagogik im Göttinger Seminar bei R. Fr. Hermann gelernt hatte, war Theorie und blieb Theorie. Ich lernte mit in dem strengen und systematischen Zuge, der durch das ganze, überaus zahlreich besuchte Andreanum ging, vielleicht begünstigt, wenn nicht durch eine glückliche Anlage, so doch durch die jugendliche Frische, welche ich direkt von der Universität mitbrachte. Sie verschaffte mir schnelles Einleben in den Unterricht und bald auch die Liebe und Anhänglichkeit der Schüler.

Meine Aufgabe war nicht gering. Statt daß sonst die Pflichten des Probejahres sich auf zwölf Stunden wöchentlich beschränken, mußte ich vom ersten Tage an die gesamte Stundenzahl (über zwanzig) und den gesamten Unterricht eines älteren Lehrers übernehmen, und dazu gesellten sich alsbald Privatunterricht und einige Lehrstunden in einem Mädcheninstitut. Auf den Erwerb zur eigenen Unterhaltung angewiesen, nahm ich an, was mir angeboten wurde, und habe es nicht bereut; ich blieb frisch und gesund dabei.

Mein amtlicher Unterricht fand in den höheren Real-
klassen statt, welche mit dem Gymnasium verbunden waren. Ich hatte Latein, Deutsch, Geographie und Geschichte zu lehren. Latein machte mir selbstverständlich nicht die geringste Schwierigkeit, ebensowenig die Geschichte, die ich frei vortrug; sie war ja meine Leidenschaft, und der Kopf war mit Wissen hinlänglich gefüllt, sodaß ich kaum der Vorbereitung bedurfte. Anders war es mit Geographie und mit dem deutschen

Unterricht. Den ersteren hatte es auf dem Rakeburger Gymnasium überhaupt nicht gegeben, in Hildesheim legte man aber gerade besonderen Wert darauf und betrachtete die Geographie als den Prüfstein eines methodischen Unterrichts, als den Gegenstand, worin sich vor allem das Lehrtalent erweisen müsse. Mit dem Deutschen war auch Litteraturgeschichte verbunden, die ich also vorzutragen hatte. Nun hatte ich wohl viel gelesen und war ziemlich zu Hause in der deutschen Litteratur vom Nibelungenlied bis zu den modernsten Dichtungen, aber immer doch nur hinlänglich für mich selber, nicht für einen eigentlichen Unterricht. Ich hatte also eifrig für die deutschen Stunden zu studieren. Aber gerade dieser Unterricht ist mir später von großem Vorteil geworden, denn da ich mich als Kulturhistoriker gewöhnte, die verschiedenen Zweige des Kulturlebens mit einander zu vergleichen und das Gemeinsame in ihnen aufzufinden und darzustellen, so kam mir die genauere Kenntnis der Litteratur im höchsten Grade zu statten.

Es gab also für den Neuling im Unterricht der Schwierigkeiten mancherlei, doch überwand ich sie frohen Mutes und verlebte in Hildesheim eine, wenn auch arbeitsame, anstrengende, doch höchst angenehme Zeit, an welche ich gerne zurückdenke. Die neue Thätigkeit regte mich an, die Kollegen, alt und jung, waren liebenswürdig, und wir wußten uns auch von den Plagen der Schulmeisterei in heiterer Geselligkeit zu erholen. Manchen Abend winkte uns die berühmte „Domherrnschenke“ zu sich hinein, und wir folgten nicht ungerne der Lockung.

Noch war das Probejahr nicht zu Ende, als der Gedanke einer festen Anstellung mir nahe trat. Am städtischen Gymnasium in Celle war eine Stelle frei geworden, über welche der Magistrat die Entscheidung hatte, und diese wieder

war abhängig von dem Ausfall einer Probelektion, welche vor Bürgermeister und Rat abzuhalten war. Ich meldete mich ebenfalls dazu, folgend dem Rate meiner Kollegen, die eine feste Anstellung für das wichtigste im Leben hielten. Sie hatten ja auch nicht unrecht, nur nicht gerade für mich und meine Stimmung. Die Sache stand nicht schlecht. Zwei junge Philologen, die wegen verwandtschaftlicher Beziehungen zu den Vätern der Stadt zuerst berufen waren, hatten, wie man im Schauspielerleben sagt, nicht „gefallen“. Ich blieb also übrig, und noch dazu mit dem Wohlgefallen des Herrn Bürgermeisters, das ich mir bei meinem Besuche rasch erworben hatte.

Dennoch war ich nur mit halbem Herzen bei der Sache. Erstens hatte ich überhaupt noch keine rechte Lust, mich für das Leben festzusetzen, und zweitens war gerade Celle nicht der Ort, wo ich mich zu binden wünschte, wie mein schon erwähnter Freund Georg Langreuter, der mit seiner philosophischen Ruhe sich dort bereits in den Vortrag von *amo, amas, amat* gefunden und eingelebt hatte. Ich kannte die Stadt Celle, die ungefähr, Kleines mit Großem zu vergleichen, sich so zu Hannover verhielt, wie Graz zu Wien. Sie war die zweite Stadt des Adels, der Beamten-Gesellschaft, der Intelligenz und der Bildung im Königreich und that sich viel darauf zugute sowie auf das reinste Deutsch, dessen sie sich rühmte. Was war in solcher hierarchischen Gesellschaft ein Gymnasiallehrer? Ich war in Celle gewesen, meinen Freund zu besuchen, in heißen Sommertagen und war, wie in einer sandigen Wüste, mit den Füßen tief einsinkend, spazieren gegangen. Und es war kein Wunder, lag die Stadt ja noch innerhalb der Lüneburger Heide, die mir auch nicht unbekannt war. Ich hatte sie durchwandert bei Tage und selbst auf nächtlicher Fahrt, zu Fuß wie im offenen Wagen.

Ich kannte ihren Sand, ihr schütteres Nadelgehölz und ihre eigentümlich kleinen, struppigen, schwarzen Schafe, welche ein französischer Geograph — bekanntlich sind die Franzosen stark in der Geographie — als ein *peuple sauvage presque inconnu* nommé Heidschnuck bezeichnet hatte. Ich kannte auch ihre Naturschönheiten, wenn man gewisse Stellen so euphemistisch benennen kann, von den Flüssen eingebohrte Täler mit waldigem Rande und grünen Wiesen, eine Gegend, welche im Volksmunde die „Lüneburger Schweiz“ sich nennt. An einem solchen Orte mitten in dieser Schweiz hatte ich manchen Tag bei einem älteren Bruder verlebt, der dort Gutsverwalter war. Ich war daher in jenem Erdenwinkel Deutschlands nicht unbewandert.

Für die „Poesie der Haide“, die summenden Bienen, den blühenden gelben Ginster, die rote Grifa, selbst für den Verkehr mit dem Völkchen der Heidschnucken war ich nicht ohne Sinn, aber trotzdem hatte ich keine Lust, in dem Hauptorte der Haide mir dauernd ein Heim zu suchen. Gile hatte ich nicht, verlobt und heiratsbedürftig war ich auch nicht. Da trat ganz unerwartet eine Aufforderung an mich heran, die mich rasch allen Zweifeln entriß und mein Leben, wie ich gewünscht und gehofft hatte, in eine andere Bahn einlenkte. Als von Celle die Berufung zur Probelektion, nach einiger Zögerung, an mich kam, war ich bereits entschlossen und konnte höflichst mit einem „Danke schön“ ablehnen.

Ganz gegen den Rat meiner Freunde und Kollegen am Gymnasium sprang ich wieder ins Ungewisse hinaus. Der Romantiker saß mir wieder im Nacken, der Drang, Neues zu sehen, neue und andere Menschen, andere Kreise kennen zu lernen, der mich schon fern der Heimat dem Süden zugeführt hatte. Jung wie ich war, was lag mir an der festen Anstellung, wenn ich überhaupt Boden unter den Füßen hatte?

Ich vertraute mir selber, ich vertraute meinem Sterne, der mich schon auf den gewünschten Weg führen würde, sollte ich auch — durchaus nicht ungerne! — der Gymnasial-Laufbahn entsagen müssen, und die Rückkehr zu dieser stand mir ja immer offen. Ich habe meinen Entschluß niemals bereut.

Wie gesagt, völlig unerwartet kam mir der Antrag, in das Haus des in Düsseldorf lebenden Prinzen Wilhelm zu Solms-Braunfels als Erzieher einzutreten. Ich bedachte mich nicht lange und sagte zu, trotzdem ich mich keineswegs zu einer solchen Stellung geeignet fühlte, denn ich war von Haus aus von schüchterner Natur, die ich nur sehr langsam durch das Leben selbst überwunden habe. Nach Düsseldorf also, der Stadt der Maler! Damals war bereits das Interesse an der Kunst in mir erwacht, und ich freute mich, ihr näher treten zu können, wie es denn auch geschah, der Kunst und den Künstlern.

Das fürstliche Haus Solms-Braunfels und insbesondere der Prinz selber erfreuten sich einer weiten, hohen und höchsten Verwandtschaft. Eine jener vier berühmten, von Sean Paul gefeierten Schwestern von Mecklenburg-Strelitz, die Prinzessin Friederike, war in erster Ehe mit dem Prinzen Ludwig von Preußen, Bruder Friedrich Wilhelms III., vermählt gewesen. Eine Schwester der Königin Luise, war sie also zugleich deren Schwägerin. Aus dieser Ehe entstammte ein Sohn, Prinz Friedrich von Preußen. Nach dem frühen Tode ihres Gemahls heiratete sie in zweiter Ehe einen Prinzen von Solms-Braunfels, einen preußischen General. Diese Ehe war mit drei Söhnen gesegnet, deren ältester Prinz Wilhelm war, in dessen Haus ich eintreten sollte. Wiederum auch nach dem Tode des zweiten Gemahls verheiratete sich die Prinzessin Friederike mit dem Herzog von Cumberland, dem nachherigen König Ernst August von

Hannover, deren Sohn bekanntlich der blinde König Georg V. war. Also der Prinz Friedrich von Preußen, die drei Gebrüder Solms und Georg von Hannover waren Stiefbrüder, geboren von einer und derselben Mutter. Prinz Wilhelm Solms seinerseits heiratete eine Gräfin Kinsky, wurde damit Schwager des regierenden Fürsten Alois zu Liechtenstein und geriet durch diese Heirat in einen anderen, einen österreichischen Kreis der Verwandtschaft hinein.

Das Haupt des alten reichsunmittelbaren Hauses Solms, das seinen Ursprung nicht ohne gute Gründe auf die salischen Frankenherzoge zurückführt, war damals der Fürst Ferdinand, der auf dem schönen alten Schlosse Braunfels bei Wehlar an der Lahn residierte. Da er kinderlos war, so mußte die Nachfolge dem Prinzen Wilhelm als dem ältesten Vetter und dessen Nachkommenschaft zufallen. Sechs kräftige blühende Söhne nebst einer Tochter, welche aus der Ehe mit der Gräfin Marie Kinsky hervorgegangen waren, verhießen eine lange Dauer des fürstlichen Geschlechts. Drei der Söhne widmeten sich bereits dem Militärdienste, teils in Preußen, teils in Hannover. Mir fielen die zwei nächsten zur Erziehung zu, Bernhard und Albrecht. Beide waren ebenfalls dem Militärdienste bestimmt, jener dem österreichischen, dieser dem preußischen Dienste. Der jüngste, Hermann, befand sich noch in den Händen einer englischen Gouvernante, während die Prinzessin Elisabeth eine Französin, eine schon ältere Dame, zur Erzieherin hatte. Den deutschen Unterricht, das ist Deutsch, Geschichte, Geographie, teilte sie bei mir mit ihren Brüdern.

Ich trat meine neue Stellung im Mai des Jahres 1851 an, doch, da die Familie sich gerade auf einer kleinen Reise befand, so erhielt ich eine kurze Frist, die ich benützte, wiederum ein Stück deutschen Landes kennen zu lernen. Ich

ging über Berlin, das ich schon als Student flüchtig gesehen hatte, in die Uckermark an die pommerische Grenze, wo mein ältester Bruder ein Landgut besaß. Das Gut war nicht lange vorher aus der reichen Feldmark der kleinen Stadt Straßburg herausgeschnitten worden und führte noch keinen offiziellen Namen. Der Volksmund hatte ihm den höchst aristokratisch klingenden Namen Hohen-Tutow gegeben, allerdings aus einem nichts weniger als aristokratischen Grunde. Die Gebäude des Gutes lagen auf einer Anhöhe, von wo die Poststraße sich langsam zur Stadt herabsenkte. Sobald der Postillon, der nach Straßburg fuhr, auf dieser Höhe angekommen war, begann er auf seinem Horn zu „tuten“, wie der plattdeutsche Ausdruck für blasen lautet. Nach der Analogie pommerisch-brandenburgischer Ortschaften und ihrer auf *ow* auslautenden Namen hat dann der Volkswitz ein Hohen-tutow daraus gemacht. Leider hat mein Bruder, respektlos für die köstliche, so originelle Entstehung des Namens, ihn nicht bewahrt, sondern zu Ehren seiner Frau seinem Besitze den Namen Linchenshöhe gegeben.

Für denjenigen, der an Meer oder Gebirge gewöhnt ist, hat die Gegend kaum ein Interesse, wenn das Auge nach Schönheit sucht. Wer aber Reize auch im Flachlande zu entdecken vermag, der würde auch von diesem Winkel, wo Brandenburg, Pommern und Mecklenburg zusammenstoßen, nicht unbefriedigt sein. Selbst Berge oder, wollen wir lieber sagen, Hügel und Höhen giebt es hier. Auf eben der Grenze der beiden preußischen Provinzen streift jener von Finnland kommende Zug erhöhten Landes dahin, welcher die Ostsee bis nach Jütland hinauf begleitet. Zu ersteigen braucht man diese Höhen nicht, einen Absturz giebt es auch nicht, wir fahren gemächlich zu Wagen bis oben hinauf. Droben aber hatten wir eine überaus weite Aussicht über das ganze

Vorder-Pommern bis an die Meeresküste und zu den freidigen Ufern der Inseln in der Odermündung. Das Land bietet auch wohl sonst Interesse, die Städte sind klein, aber sie sind echte Vertreter des Ziegelbaues, und manche öffentlichen Gebäude, Kirchen, Rathäuser, Thore erheben sich mit Architektur und Dekoration auf die Höhe von Kunstleistungen. Es ist zwar nicht anders, als ich diese Art Kunst in Lübeck kennen gelernt hatte, das ja so lange das politische Haupt aller dieser Städte im Bereiche der Ostsee war, immer aber waren die Motive im einzelnen originell und interessant. So blieb mir auch dieser Ausflug in das Flachland nicht ohne Bedeutung für die Zukunft.

Obwohl Düsseldorf mein Heim werden sollte, so begann ich doch meine neue Stellung in Hannover, wo sich die Familie Solms bei dem königlichen Stiefvater, mit Unterbrechung der erwähnten kleinen Reise, für längere Zeit zu Besuch befand. Die Königin Friederike war lange tot, und der König Ernst August stand auch bereits im letzten Lebensjahre. Er verließ seine Zimmer kaum noch, ließ sich nicht mehr öffentlich sehen, doch konnte er noch seinen achtzigsten Geburtstag mit seinem Lande feiern. Es war ein großer Festtag, an dem Stadt und Land teilnahmen. Ich hatte in meiner Stellung auch meinen Teil daran und lernte bei dieser Gelegenheit die außerordentlichen Silberschätze des Hauses Hannover kennen. Zum festlichen Tage kamen viele Fürstlichkeiten, dem alten Herrn noch einmal zu huldigen.

Als erster und höchster unter ihnen kam König Friedrich Wilhelm IV., damals noch frisch und gesund, obwohl bereits ein starker Trinker; die Gläser Champagner verschwanden vor ihm, wie ich mit eigenen Augen sah, als hätte ein Taschenspieler sie hinweggezaubert. So also sah der geistreiche, vielgenannte Fürst aus, der „Romantiker auf dem

Throne“, wohlbeleibt, gerötet im Gesicht, mit raschen Bewegungen und lebhaft sprechenden Augen. Ich sah ihn damals zum ersten Male. Als ich ihn einmal wieder sah, waren Geist und Körper gebrochen, das Auge erloschen, der Blick in das Leere hinausstarrend — ein trauriges Bild vergangener Größe! Wie alles, was mich interessiert und ergriffen hat, so sind auch diese beiden Bilder oder Erscheinungen, der gesunde, lebhaftste König in voller Tafelfreude und sein entseeltes, entgeistigtes Gegenbild mir treu im Gedächtnis geblieben. Ich sehe sie, indem ich dieses niederschreibe.

Ein anderes gar trauriges Bild bot der blinde Kronprinz Georg. Er wollte mich kennen lernen, den neuen Erzieher seiner Neffen, und so wurde ich ihm vorgestellt. Bei ihm war nur das körperliche Auge erloschen, das geistige schien mir frisch und belebt; der Kopf war schön und edel gebildet, die Gestalt groß und kräftig von königlich aufrechter Haltung, das Antlitz eher nach oben gerichtet, wie um Lichtstrahlen aufzufangen, während sonst wohl der Kopf der Blinden sich vorwärts neigt. Er fragte nach Geburt und Herkunft, und da er hörte, daß ich aus Lauenburg stamme, das ja auch ehemals zu Hannover gehört hatte, und mein Vater ein Hannoveraner gewesen, so betrachtete er mich, wie er sagte, ebenfalls als vollkommenen Hannoveraner. Auch ihn habe ich viele Jahre später unter gänzlich veränderten Umständen wiedergesehen, gestürzt von Macht und Größe, aber ungebrochen in Geist, Haltung und Hoheit.

Es war nach dem Jahre 1866, wie ich, vorgreifend, gleich an dieser Stelle erzählen will, als ich den König Georg in seiner Villa in Penzing bei Wien wieder sah. Da ich freundschaftliche Beziehungen zu meinen früheren Zöglingen forterhalten hatte, so war er wohl auch an mich erinnert worden, und ohne Zweifel hatte er von meinem Thun und

Treiben in Wien und von meinen litterarischen Arbeiten reden gehört. Wie er denn für die Gegenstände derselben persönliches Interesse trug, so schickte er mir eines Tages seinen ihm vom österreichischen Hofe zugetheilten Begleiter, den mir wohlbekannten alten Baron Siegmund Reischach, einen fleißigen Besucher unseres neuen Museums, und ließ mich bitten, zuweilen zu ihm zu kommen und ihm aus meinen Schriften vorzulesen. Ich folgte auch der freundlichen Aufforderung. Es waren kalte, unfreundliche, feuchte Wintertage, und es schien mir in der Villa, wo der König Parterreräume bewohnte, durchaus nicht behaglich. Dem Könige mochte es auch nicht gerade wohl sein. Wenn ich eine Zeitlang gelesen hatte — ich hatte dem Wunsche des Königs entsprechend die ältere deutsche Trachtengeschichte gewählt — so stand der König auf, nahm mich beim Arm, und wir wanderten im Zimmer auf und ab, uns über das Gelesene unterhaltend oder wohin uns das Gespräch zu ähnlichen Gegenständen führte. Dabei zeigte er besonderes Interesse an der militärischen Kostümgeschichte und schien auch eine Vorstellung dieser Dinge zu haben, indem er mit seinen Händen am eigenen Leibe gewissermaßen den Schnitt zeichnete. Gelegentlich sprachen wir auch über die prähistorischen Funde, deren Fragen dem König unklar waren, wie sie es ja auch heute noch in Wirklichkeit sind. Er lachte, als ich ihm scherzweise sagte, die Quintessenz dieser Studien sei, daß, wenn man Steinwaffen fände, so gehörten sie dem Steinzeitalter an, wenn aber Bronzegegenstände, so gehörten sie zum Bronzezeitalter, nur über das wie, wo und wann sei man unklar. Lesend und sprechend flogen diese interessanten Stunden rasch dahin. Ihre Wiederholung im nächsten Winter verhinderte allein der unerwartete Tod des Königs.

Doch ich kehre von Wien wieder nach Hannover zurück

an den Anfang meiner Verbindung mit dem fürstlichen Hause Solms. Wir wohnten dort in demselben Palais mit dem Könige, damals Ernst August-Palais genannt. Der Wechsel kam mir ein wenig seltsam vor. Kaum ein Jahr war verfloßen, da die Studentenbude und die Kneipe mein Heim gewesen, nun wohnte ich im Königspalast und konnte die höchste Welt, wie bescheiden und gebunden auch meine Stellung war, beobachten und kennen lernen. Meine Zöglinge waren ein paar lebenswürdige, offene, selbstverständlich wohl erzogene Knaben, der eine von zwölf, der andere von zehn Jahren. An Intelligenz und Fähigkeiten war kein Mangel; sie faßten schnell und gut. Aber sie hatten einen großen Fehler, den einer schrecklichen Zerstreuung. Und das war nicht zu verwundern bei dem Leben, welches die Familie führte. Düsseldorf war zwar der feste Wohnsitz, aber fast nur für gewisse Monate des Winters und des Frühlings. Stets gab es Unterbrechung durch Reisen und längeren Besuch, bald wie eben damals in Hannover, bald im Fürstentum Braunschweig, bald in Dresden oder in Oesterreich auf den Liechtensteinischen Schlössern, und auf all diesem verschiedenen oft Monate lang dauernden Aufenthalt konnte unaufhörlicher Anlaß zu Zerstreuungen nicht fehlen. Ich fand daher die Köpfe in dieser Beziehung in voller Unordnung, immer waren die Gedanken anderswo, und auf meine Fragen kamen oft die quersten Antworten. Ich hatte also hier, neben dem Lernmaterial, das ich zu lehren hatte, eine schwierige erzieherische Aufgabe zu lösen. Ich hatte die Köpfe in Zucht zu nehmen, sie geistig zu disziplinieren, sie zu zwingen und zu gewöhnen bei der Sache zu bleiben und das unter Fortdauer derselben Umstände, welche die Ursache der Zerstreuung gewesen waren. Es kostete mir viel Mühe und unausgesetzte aufmerksame Arbeit. Ich glaube auch, daß mir völlig

gelang, was ich in solcher Unterrichtsweise anstrebte, aber nach einigen Jahren fühlte ich mich meinerseits sehr ermüdet und sehnte mich nach anderer Thätigkeit, die ich freilich erst auf einem Ab- und Umwege erreichen sollte. Als ich später mit meinem älteren Zögling Bernhard in Wien wieder zusammentraf und brieflich und mündlich viel mit ihm verkehrte, hatte ich die Freude, in ihm einen strebsamen Offizier von klarem, hellem Kopfe wiederzufinden, der auch als denkender Militärchriftsteller vortrefflich zu schreiben und darzustellen verstand, wie seine Aufsätze in der Streiffleur'schen Zeitschrift beweisen. Leider verfolgte ihn das Schicksal, täuschte die Hoffnungen, die man auf ihn setzen durfte, und bereitete ihm einen frühen Tod. Als ganz jugendlicher Sägeroffizier trat er in die österreichische Armee und kämpfte bei Solferino, wo er durch eine Kugel schwer in der Brust verwundet wurde. Lange leidend, nahm er zur Rekonvalescenz Aufenthalt in Algier. Empfohlen durch den Kaiser Napoleon an den General Dussuf, stand er in stetem Verkehre mit den französischen Offizieren, machte ihre Expeditionen mit und war so im Stande, höchst interessante und lehrreiche Briefe in die Heimat zu senden, welche, klar, anschaulich und mit gesunder Kritik geschrieben, vielleicht noch heute den Druck verdienen. Als er, gekräftigt und von seiner Wunde genesen, nach Oesterreich zurückkehrte, wurde er der Kavallerie zugeteilt und diente mehrere Jahre in einem Kürassierregiment in Temesvar und Ketskemet. Aber sein Sinn strebte höher. Um alle Waffengattungen im eigenen praktischen Dienste kennen zu lernen, ließ er sich zur Artillerie versetzen. Als Artilleriehauptmann stand er mit seiner Batterie in der Schlacht von Königgrätz. Unverwundet kam er diesmal aus dem unglücklichen Feldzuge zurück, um wenige Wochen danach im Duell, dessen Ursache und Verlauf von seiner höchsten

Ehrenhaftigkeit sprachen, von einer Pistolenkugel den Tod zu finden. Viele Hoffnung sank mit ihm ins Grab. Gleich ihm hatten auch seine sämtlichen fünf Brüder an dem Kriege des Jahres 1866 teilgenommen, drei im hannoverischen Dienst, zwei im preußischen Heere, zu welchen letzteren auch mein jüngerer Zögling Albrecht gehörte, dem es vorbehalten war, auch den Krieg in Frankreich im Jahre 1870 mitzumachen.

Während des Aufenthalts der fürstlichen Familie in Hannover, der nach meinem Eintritt noch etwa sechs Wochen dauerte, erlitt, wie selbstverständlich, der Unterricht mancherlei Störung. Besser wurde es nur in der zweiten Hälfte des Sommers, der auf dem Lande in stiller, fast vereinsamer Gegend in jenem mediatisierten Fürstentum zugebracht wurde, dessen Haupt- und Residenzort Schloß und Städtchen Braunsfels bilden. Unser Weg führte uns nach kurzem Aufenthalt in Düsseldorf hinauf den Rhein, den ich zum ersten Male sah, bis Coblenz und von da in das Berg- und Hügelgelände der Lahn über die alten Städtchen Hadamar, Limburg mit seinem schönen Dom, über das felsige Weilburg in das Thal der Dill, eines kleinen Flusses, der aus den Bergen des Westerwaldes kommt und sich bei Weßlar in die Lahn ergießt.

Ein bescheidener Fluß, die Dill, und ein bescheidenes Thal, und doch in mancher Weise nicht uninteressant. Obstbäume in der Niederung, Fruchtfelder am sanften Gelände hinauf, oben Waldungen, hübsche Pfarrdörfer mit saubern, rebenumrankten Häusern von Kieselwerk, wie sie am Rhein üblich sind, nette Kirchlein, das alles ist nichts besonderes, aber es erfreut doch den Anblick mit seinem ländlich idyllischen Charakter. Es sieht oder sah damals so weltvergessen aus. Vorn am Eingange des Thales aber, das heißt von unten herauf, wurde auf Eisen gegraben — das Erdreich ist überall

rotbraun — und das Erz in Hochöfen gewonnen; weiter oben am Flusse liegen die Städtchen Herborn, Dillenburg und andere, in der Geschichte der Nassauer und dieser Gegend wohlbekannte und oftgenannte Orte. Da liegt auch auf plattem Hügel die Ruine eines großartigen, noch im vorigen Jahrhundert wohlerhaltenen und bewohnten Schlosses Greiffenstein, von dem ein Zweig der Familie Solms sich benannte. Im dreißigjährigen Kriege wurde es von Tilly'schen Truppen belagert und hielt tapfer Stand. Es giebt davon noch heute ein Verslein auf den Parlamentär, der zur Übergabe ins Schloß hineingesendet wurde, aber, von den Belagerten bewirtet, anders herauskam, als er hineingekommen war:

„Greiffenstein, du edles Haus,
Nüchtern herein und betrunken wieder heraus.“

In meinem Skizzenbuche bewahre ich noch eine Zeichnung der Ruine, die ich Zeit hatte anzufertigen.

So großartig freilich, wie dieses Solms'sche Schloß gewesen, war unsere Wohnung im Thale der Dill keineswegs, vielmehr war es nur ein stattlicheres, solider gebautes Haus, das ein paar Ecktürme in einen schloßähnlichen Bau umwandelten. Das Gut und Pfarrdorf, Wehrdorf genannt, gehörte zu Braunfels, und die Einkünfte flossen den gerade in der Familie vorhandenen Prinzessinnen zu, damals meiner Schülerin, als der zur Zeit einzigen unverheirateten Prinzessin. Das Leben, das wir hier führten, war still und arbeitsam, zumal als eine Zeitlang die kleine Welt mit Erzieher und Erzieherinnen allein war. Ein Spaziergang anderthalb Stunden abwärts führte uns nach Wezlar, dem alten Sitz des Reichskammergerichtes, ein Spaziergang aufwärts zu befreundeten Pfarrersleuten; mit einem dritten Spaziergange durchschnitten wir die niedrige Hochfläche, die den Winkel zwischen Lahn und Dill ausfüllt.

Dieser dritte Spaziergang führte uns an einen der reizendsten Erdenwinkel, die man in Deutschland sehen kann. Es war der Sommeritz der Fürstin, das ehemalige Frauenkloster Altenburg, hoch über der Lahn an dem steilen Abhang wie auf einer Kandleiste gelegen, mit einer wohlerhaltenen schönen, sogar berühmten gotischen Kirche. Von der Terrasse aus, die sich vor dem Wohngebäude ausbreitet, hat man die schönste Aussicht über die liebliche Mulde des Lahnthales; ein wohlbebautes, reiches Land lag zu unseren Füßen, sanfte Höhen gegenüber, links die Stadt Wezlar, überragt von ihrem Dome, rechts Schloß und Stadt Braunfels auf ihrer grünen Höhe thronend. Die Gegend ist historisch interessant genug, aber auch die Poesie hat sich den Reizen der Natur zugesellt, denn hier ist der Schauplatz des ewig jungen und ewig jugendlichen Romans von Werthers Leiden und drüben auf der anderen Seite der Lahn wohnte Kästners Charlotte.

Die Fürstin Ottilie zu Solms-Braunfels, eine geborne Gräfin Solms-Laubach, eine hohe, schlanke, nicht schöne, aber überaus freundliche und verehrungswürdige Dame, hatte uns für einige Tage nach Altenburg eingeladen, die wir durch ihre Güte und Liebenswürdigkeit in höchst genußreicher Weise verbrachten. Altenburg ist wie zu einer stillen Sommerfrische geschaffen, zu idyllischer Ruhe, so weit das am Sitze einer Fürstlichkeit möglich ist. In solcher Art mit heiteren Gesprächen, mit Spaziergängen und Spazierfahrten, selbst mit einem originellen, amüsanten Krebsfang, der uns einen ganzen Nachmittag beschäftigte, verfloßen die kurzen liebenswürdigen Tage. Sie haben mir einen vornehm-gemütvollen Eindruck, wenn man so sagen darf, hinterlassen und das Bild jener anmutigen, friedvollen Landschaft hat sich wie eine Sonntagsfeier meiner Seele tief eingepägt.

Auders gestaltete sich unser Leben im Herbst, da wir aus dem

stillen Wehrdorf in das lebhaft bewegte Braunsfels übersiedelten. Es war die Jagdzeit, und manche vornehmen Gäste stellten sich ein. Der regierende Fürst Ferdinand, ein hoher, kräftig gebauter Herr in der Vollkraft der Jahre, hatte zwei Passionen, denen er, bei sonstiger Schweigsamkeit, eifrig oblag, der Jagd und der Kunst. Inmitten der Waldungen zwischen Lahn und Dill hatte er sich einen hohen Jagdturm erbaut, in welchem er Wochen lang haufen konnte, auf Rehe und Hirsche zu pürschen und das Wild zu beobachten. In einem anderen Walde hielt er eingehegt wilde Schweine, die man ebenfalls in sicherer Lage von einem hohen Gerüste herab an ihrer Futterstelle betrachten und in ihrem Thun und Treiben beobachten konnte. Mit dieser Jagdliebhaberei wußte der Fürst die Kunst zu verbinden. Er malte selber, war Sammler von Kupferstichen und hielt sich einen Hofmaler, den damals noch jungen Deiker, der sich der Tiermalerei widmete und als Tiermaler sich auch einen bedeutenden Namen erwarb. Die wilden Schweine waren zu jener Zeit sein Lieblingsgegenstand; er malte sie lebensgroß in allen Situationen und hatte sich dabei eine große Fertigkeit in der flotten Darstellung ihrer borstigen Haut erworben. Ich ging oft, wenn ich Zeit hatte, mit ihm in den Wald auf jenes genannte Gerüst, um still lauernd die schwarzen Ungetüme zu betrachten, wenn sie aus dem dichten Unterholz hervorbrachen und durch einen Hohlweg rennend übereinander kollerten. Obwohl keineswegs mit Jägerlust begabt, fand ich doch an solcher Beobachtung viel Vergnügen. Es war mir so originell, so fremdartig, wie alles Leben im Schlosse; ich genoß es als stiller Betrachter, kam es doch meiner romantischen, immer nach Neuem begierigen Neigung entgegen.

Das Schloß selbst, auf der Spitze eines nicht gar hohen isolierten Kegels erbaut, war ein stattlicher Fürstensitz und

seit Jahrhunderten die Residenz des ältesten Zweiges der weit verzweigten Familie. Manches im Bau stammte noch aus alter Zeit, andere Teile, so einen Ritteraal, hatte erst Fürst Ferdinand hinzugefügt. Besseres und Bedeutenderes war später durch den Fürsten Georg erbaut worden. Einstmals fest und wohl bewehrt, zeigte es noch Kanonen aus dem sechzehnten Jahrhundert, denen freilich die Kanoniere fehlten. Soldaten sah man wohl, welche die Wache bezogen und am Thore heraustraten, wenn der Fürst oder die Fürstin erschien, aber umgekehrt, wie man sonst jung als Soldat dient und dann in den zivilen Dienst tritt, waren hier die Invaliden des zivilen Dienstes in die Uniform gekleidet, um Parade zu machen. Übrigens hatte das Leben im Schloß einen vornehmen und standesgemäßen, doch dabei von aller steifen Etikette freien Charakter. Man war vornehm, aber liebenswürdig und zugänglich.

Mit nahendem Winter ging es dann aus Berg und Wald, aus der Romantik des alten Fürstenschlosses zurück in die Stadt der Künstler, in die moderne Stadt und das moderne Leben. Drei Winter mit den Frühlingsmonaten verlebte ich in Düsseldorf. Was ich davon an Gewinn für mich hatte, das war der Umgang mit den Künstlern und das Verständnis, das ich aus diesem freundschaftlichen Verkehr für die Werke der Kunst schöpfte. Ich will davon aber im Zusammenhange an anderer Stelle erzählen.

Wie schon gesagt, verlebten wir die Sommerzeit und den Herbst nicht in Düsseldorf. Ein anderer Sommer führte uns wiederum nach Wehrdorf sowie nach Braunsfels, ein anderer — es war im Jahre 1852 — nach Osterreich. Die Veranlassung war ein Besuch bei dem Fürsten Liechtenstein, dem Schwager des Prinzen Wilhelm zu Solms; beider Gemahlinnen, die Fürstin Fanny zu Liechtenstein und die Prinzessin

Marie Solms, waren Schwestern, geborne Gräfinnen Kinsky, wie ich schon oben erwähnt habe; beide hohe Damen durch ihre Schönheit ausgezeichnet.

Ich freute mich auf diesen Besuch, denn welche Gelegenheit eröffnete sich mir, unbekannte Gegenden, andere Verhältnisse, andere Sitten und Menschen, endlich selbst die Kaiserstadt Wien, die in Deutschland viel genannte und doch wenig besuchte, zu sehen. Vom Fürstentum Liechtenstein, vom Ländchen Vaduz hatten wir als Kinder und Knaben in der Schule gelernt, daß es gar klein sei, das kleinste souveräne Fürstentum in Deutschland; mir lag es wie ein Märchen im Sinne, wunderbar, wie die ganze Erzählung Clemens Brentano's von Gockel, Hinkel und Gockelaia, in welcher es ja eine kindliche Phantasie sich zusammen zaubert. Ging es auch nicht in dieses Ländchen, wußte ich auch, daß die Residenz des Fürsten Wien ist und seine vielen und reichen Besitzungen in Oesterreich liegen, so spielte doch der Eindruck jenes anmutigen Märchens in meiner Freude mit. Wenig ahnte ich, wie wichtig mir diese Reise für das ganze folgende Leben wurde, wie ich dauernd in Verehrung und Liebe dem fürstlichen Hause Liechtenstein angehören, ja selbst sein Geschichtschreiber werden sollte. In jugendlich frischer Empfänglichkeit für alles Schöne und Neue und Fremde dachte ich nur an das, was ich sehen, beobachten und erleben würde.

Die Reise ging zunächst über Hannover, wo bereits Georg V. residierte. In der Stadt weilten damals noch hohe russische Herrschaften zu Besuch, und wir unsererseits, meine Zöglinge und ich, fanden unser Quartier in einem Pavillon des Schlosses Herrenhausen. Obwohl unser Aufenthalt nur wenige Tage dauerte, so prägte sich doch der Charakter des noch im französischen Stile wohl erhaltenen Gartens fest meinem Gedächtnisse ein. Die Terrassen, die

geraden Wege, die geschnittenen Hecken und grünen Wände, die mächtigen Wasserkinste, das alles blieb so treu in der Erinnerung, daß ich das Bild viel später noch bei meinen Gartenstudien verwerten konnte. Ebenso wie in Hannover blieben wir in Dresden nur ein paar Tage, zu kurze Zeit, um von der Stadt und ihren Schätzen nur die flüchtigste Vorstellung zu gewinnen. Ich glaube, von jenem ersten Aufenthalt sind mir — wohl infolge des bekannten Gedichtes aus der Kinderzeit — „Tharands heilige Hallen“, die hochstämmigen Buchen lebhafter im Geiste haften geblieben, als die Sixtinische Madonna und jene von Holbein, vor welcher die Welt damals noch vor Bewunderung auf den Knien lag.

Auch Wien sollte ich damals nur flüchtig kennen lernen, immerhin genug, um den Wunsch nach Wiederkehr, ja die Sehnsucht zu bleibendem Aufenthalt für das ganze Leben entstehen zu lassen. Die Paläste des Fürsten Liechtenstein in der Stadt, so viele und so groß sie waren, hatten doch keinen Raum für so zahlreiche Gäste. Ohnehin war der Sommer da, und die Wiener hatten längst, umgekehrt wie die Zugvögel, ihre Winterquartiere verlassen und waren aufs Land hinausgezogen. So geschah es auch mit uns. Wir fuhren direkt nach Schloß Liechtenstein in der Brühl, wo es hinlänglich Belag für beide so zahlreiche fürstliche Familien gab. So kam es, daß wir nur ein paar Mal in die Stadt fuhren, um doch, Touristen gleich, die Merkwürdigkeiten Wiens in Augenschein zu nehmen.

Auf dem Liechtenstein entwickelte sich ein lebhaftes Treiben. Besuche kamen und gingen, Berg, Thal und Wald verlockten zu Spaziergängen und weiten Ausflügen, deren fernster bis auf die Spitze des Schneeberges sich verstieg. Trotzdem ging der Unterricht täglich fort; der Morgen war ihm in der

Regel ganz gewidmet, und wenn der Mittag kam, vereinigte das Diner die ganze blühende Schar der Prinzen und Prinzessinnen — es war ein durchaus lieblicher, erfreuender Anblick! — mit Lehrern und Lehrerinnen, Geistlichen und Leibarzt.

Die Gegend um das Schloß war damals noch auf allen Spitzen und Felsenhöhen mit künstlichen Ruinen geschmückt, zwischen denen die echte Ruine des alten Schlosses wie ein ehrwürdiger Greis hoch emporragte. Da gab es eine „Zahn-
lücke“, ein „Pfefferbüchsel“, wie die Wiener spotteten, ein Amphitheater, eine Wasserleitung, ein Tempelchen, genannt der Husarentempel, zum Andenken an einige Husaren, welche den Fürsten Johann einmal vor Gefangenschaft bewahrt hatten, eine Kapelle, verschiedene Warttürme, — somit waren Zeiten und Geschmack der verschiedensten Art wunderbar mit einander vereinigt.

Der Fürst Alois ließ alle diese Zeugen eines seltsamen Geschmacks aus Ehrfurcht vor seinem Vater, der sie hatte erbauen lassen, bestehen. Er selbst war ein Bauherr in anderem Stil, großdenkend, begeistert für die Kunst; er liebte ins Große zu gehen, alles prächtig zu gestalten und so vollkommen und vollendet zu schaffen, als es damals nach dem Stande der Künste und der Gewerbe nur möglich war. Er baute sein ganzes Leben lang und fand sein größtes Vergnügen darin; er hatte auch die Freude vor seinem Tode vollendet zu sehen, was er begonnen hatte. Das erste war gleich nach dem Jahre 1835, dem Anfang seiner Regierung, die gänzliche Neugestaltung des Familienpalastes in der heutigen Bankgasse, den der Fürst Hans Adam um das Jahr 1700 im italienischen Barockstil hatte erbauen lassen. Die Umwandlung, die fünfzehn Jahre dauerte, schuf die glänzendsten Festsäle der Kaiserstadt. Wenn man bedenkt,

daß die Architektur damals überhaupt keinen Stil hatte, daß die dekorativen Künste ihre allererschlechtesten Zeit hatten, so wird man dem Werke, das die Motive des achtzehnten Jahrhunderts mit einem leichten Naturalismus in genialer Weise vereinte, auch heute noch, da der Kunstgeschmack ein so ganz anderer geworden, die Anerkennung nicht versagen können. Das Werk verdient selbst Bewunderung um der überaus vollendeten, kunstvollen und soliden Ausführung willen. Es sind die höchsten Anforderungen der Technik, der Tischlerei, der Schlosserei und der anderen Gewerbe erfüllt.

So wie diese Arbeit vollendet war, begann sofort der Umbau des Schlosses Eisgrub sowie die Umgestaltung und Ausstattung seines Inneren. Hier war es die Umwandlung des klassischen Säulenstils, des imperialistischen Stils, in jene Gotik, wie sie in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts auf den großen englischen Landsitzen üblich geworden war. Statt der geraden Linien und der gestreckten Formen der Architektur erhob sich nun mitten aus dem Park heraus ein Gebäude mit Zinnen und Türmen und Erfern, breiten und schmalen, einfachen und gekuppelten Fenstern auf unregelmäßiger Grundfläche, höchst malerisch durch die Lichtungen des Parkes und der Tiergärten anzusehen. Hier um Eisgrub war schon von den Vorfahren des Fürsten die ganze flache, kaum leicht gewellte Gegend in eine weite Landschaft verwandelt, welcher große Teiche mit Baumgruppen und Gebäuden an den Ufern den Charakter gaben. Der eigentliche Park, an welchen stundenweit die Wildgärten, richtiger die Wälder, sich anschließen, ist von der Thaya durchflossen, deren Gewässer wieder zahlreiche Kanäle und größere Wasserflächen bilden, in deren Mitte Inseln liegen mit wunderschönen Bäumen, dichtem Gebüsch und allerlei Bauwerk, das in seiner Mannigfaltigkeit dem wunderbaren Gartengeschmack

vom Ende des vorigen Jahrhunderts entspricht. Hier giebt es weite Ausichten, hier liebliche, stimmungsvolle Bilder, wo sich das dunkel spiegelnde Wasser in den Schatten uralter Bäume oder in dichtes Gebüsch geheimnisvoll verliert. Es ist echter englischer Gartenstil mit seinen Schönheiten und feinen Schwächen in dem Gemisch seiner Architekturen. Auf einer leichten Anhöhe sieht man einen weißglänzenden Tempel des Apollo oder ein anderes antik-klassisches Gebäude, das doch nur einen Meierhof bildet. Aus dichtem Gebüsch tritt die Ruine eines Aquädukts an das Wasser heran, über dem Bade in der Thaya erhebt sich ein arabischer Kiosk, während ein türkisches Haus mit hohem Minaretturm den Abschluß der Mittelperspektive bildet. Weiterhin mitten im Hirschpark sieht man die mächtige Ruine einer Burg, welche noch einen sogenannten Ritteraal mit gemalten Ornamenten enthält — alles nur künstlich geschaffen zur Verschönerung von Park und Landschaft. Und was Park und Landschaft künstlerisch bedeutet, das lernte ich hier in Eisgrub in großem Maßstabe kennen. Wir übersiedelten dorthin im August, und ich hatte Zeit genug, mich in den Charakter einer solchen Gegend und einer solchen Gartekunst völlig einzuleben. Später kam ich öfter nach Eisgrub und auch auf längere Zeit; die Bilder im Kopfe konnten sich nicht mehr ändern, nur festigen; wie fest sie saßen, zeigt mein Buch über den Garten; ohne Eisgrub und seine Umgebung genau zu kennen, hätte ich es kaum schreiben können.

Es war die Zeit der Jagd gekommen, und Eisgrub ist der Mittelpunkt der großartigen Liechtensteinischen Jagden. Ich hatte also wiederum Gelegenheit, einen Teil des großen Lebens und der großen Welt kennen zu lernen, der mich im höchsten Grade interessierte, trotzdem er allen meinen bisherigen Studien und Neigungen so fernab lag. Urrplötzlich

befand sich der Gelehrte — ein mäßiger Spaziergang reichte hin — mitten unter den berühmten „fünfhundert Säuen“. Auf den Ruf der Trommel brachen sie unter vielhundertjährigen Eichen aus dem Dickicht hervor und eilten auf den Platz der Fütterung, voran die mächtigen Eber und Säuen und ihnen nach ein bei ein wie im Gänsemarsch die Kleinen. Zu dieser Zeit war es gänzlich ungefährlich, unter ihnen umherzuwandeln, was sonst nicht immer ratsam war. Die Zeit der Saujagd war noch nicht gekommen, doch gestattete mir die Liebenswürdigkeit des Fürsten, ein Schwein zu erschließen und auch mit zu verzehren, das einzige jagdbare Tier, das ich im Leben erlegt habe. Die Saujagd mit dem Spieß, da die Tiere auf eine Insel zusammengetrieben und von den kühnen Jägern mit dem Spieß angegriffen wurden, existierte nicht mehr. Dagegen blühte unter dem Fürsten Alois noch die Barforcejagd auf den Hirsch, welche selbst uns gleichgiltige Zuschauer, die wir zu Wagen folgten, mächtig aufregte.

Auch die Zeit der Fasanjagd war noch nicht gekommen, dagegen war der Fang der wilden Enten, die durch einen kleinen Hund und Lockenten in die Fangneze am Ende eines kleinen Teiches gelockt wurden, höchst lustig und unterhaltend. Als wir zum ersten Male das Schlußnetz umschlugen, waren mehr als fünfzig Stück gefangen. Ebenso unterhaltend war die Jagd auf die Rohrhühner, die zu tausenden auf einem der großen Fischteiche ihren Aufenthalt hatten. Eine Kette von Rähnen, besetzt je mit einem Schützen und einem Büchsenspanner, nahm an dem einen Ende die ganze Breite des Teiches ein und bewegte sich wie in geschlossener Reihe langsam vorwärts. Die Hühner, gegen das andere Ende gedrängt, erhoben sich, um über die Schützen hinweg rückwärts in das Wasser wieder einzufallen. In diesem Momente, da sie über

den Schützen waren, wurden sie geschossen. Das Resultat war nach kurzer Frist mehr als tausend Stück. Obwohl keineswegs wohlschmeckend, wurden die Rohrhühner doch gerne gegessen, denn sie sind als Fastenspeise erlaubt, was bei den wilden Enten nicht der Fall ist.

Doch waren das nicht die einzigen Erinnerungen, die ich von diesem Aufenthalt mit mir nahm, gab es ja bei den dort auf den Liechtensteinischen Herrschaften angesiedelten sogenannten Kroaten hübsche Kostüme und mancherlei Sitten zu beobachten. Ich sah Männer und Frauen in ihrem bunten Kostüm mit dem glatten dunklen Haar, mit den sauberweißen Hemden und den künstlichen Blumen auf Hut und Kopfpuz, sowohl in der Kirche wie beim Tanze. Ich sah, wie die Frauen, kaum daß sie die Kirche verlassen hatten, die blanken hohen Stiefel auszogen und barfuß auf den staubigen Feldwegen heimkehrten. Ich sah sie bei der Feldarbeit mit schmutzigem Hemd und dem Schafpelz bekleidet. Ich sah die Frauen ihre kleinen Häuser mit hübschen bunten Ornamenten bemalen. Sie sahen recht malerisch aus, diese Häuser mit dem Weinlaub, das vor den kleinen Fenstern an einem Gitter emporgezogen war. Ich zeichnete oft danach, so daß ich eine Frau, die einstmals hinter mir vorbeiging, sagen hörte: „Das ist der Herr, der alle Häuser abschreibt.“ Die Bildung hatte sich also hier noch nicht zum Begriffe der Kunst erhoben. Gegen Ende Oktober verließen wir Eisgrub und Österreich, um nach Düsseldorf zurückzukehren. Ich hatte kurzen Urlaub genommen, um noch in Lübeck scheidende Geschwister zu sehen, welche im Begriffe standen, nach New-York zu übersiedeln. Kaum aber dort angekommen, wurde ich nach Dresden zurückgerufen, wo auf der Durchreise mein älterer Zögling am Scharlach erkrankt war. Dieser Umstand, der mich um so mehr an meinen jüngeren Zögling band, gab

mir doch die Gelegenheit, während unseres fast siebenwöchentlichen Aufenthalts die schatzreiche Elbe-Stadt etwas näher kennen zu lernen. Es war schon Winter, als wir heimkamen. Diesem Winter in Düsseldorf folgte wieder ein stiller Sommer in Wehrdorf, und mit Ende desselben Jahres 1853 gab ich meine Stellung im fürstlichen Hause Solms auf.

Was mich dazu veranlaßte, lag in keiner Weise in den Verhältnissen oder in den Persönlichkeiten des hohen Hauses, wo ich fast drei Jahre zugebracht hatte. Meine Stellung war die möglichst angenehme, ich erfreute mich selbst einer gewissen Freiheit und Selbständigkeit. Zu klagen hatte ich in keiner Weise. Die Gründe lagen allein in mir selber und in meiner damals noch unruhigen Natur. Ich hatte mich, wie ich schon oben angedeutet habe, im Unterrichte müde gearbeitet; blieb ich im Hause, so hatte ich die Aussicht, noch eine Reihe von Jahren in gleicher Weise fortarbeiten zu müssen, um dann doch endlich am Gymnasium wieder zu landen. Außerdem, und das war entscheidend, hatte Wien es mir angethan. Es war mir der liebste Gedanke, dort einmal leben und arbeiten zu können. Wie das möglich wäre, wußte ich allerdings nicht. Fürs erste dachte ich nur hinzukommen, für das weitere vertraute ich meinem Sterne. „Wer weiß, wo dir dein Glück blüht.“ In Wien hoffte ich es zu finden. Gefunden habe ich es auch, freilich erst auf einem Umwege.

Mit Anfang des Jahres 1854 übernahm ich die Stelle eines Erziehers in der lebenswürdigen Familie eines Wiener Bankiers. Wiederum hatte ich zwei Knaben zu unterrichten, von denen der jüngere dem Beruf des Vaters folgen sollte, während der ältere eine ausgesprochene Begabung für die Kunst hatte und auch endlich dahin kam, sich zum Maler

auszubilden. Leider reichte das Talent zum großen Erfolge nicht aus. Er war in zu glücklicher Situation geboren, um mit der Strenge zu arbeiten, wie es der Künstler erfordert. Ihm fehlte der Durst nach Ehre wie der Hunger nach Brot. Eines wie das andere kann den Erfolg erzwingen. Wenn „man es Gott sei Dank nicht nötig hat“, so ist das nur ein Hindernis. Der liebenswürdige junge Mann, wie er herangewachsen, fühlte wohl den Zwiefpalt und — einem Erbübel in der Familie folgend — legte er später Hand an sich.

Meine Anwesenheit in diesem Hause dauerte nicht lange; sie hatte für mich auch nur einen Übergang bilden sollen. Doch gewährte sie mir wiederum einen Blick in eine neue Welt. Hatte ich in Eisgrub bei den sogenannten Kroaten schon eine slavische Nationalität in ihrer Eigentümlichkeit kennen lernen, die dem Deutschtum in Tracht und Sitten so ferne steht, so brachte mich der Sommer mitten nach Ungarn hinein. Ich machte mit meinen Zöglingen eine Reise zum Besuche ihres Schwagers, des Grafen C., der in Füleß wohnte und dort als passionierter Landwirt seine Güter bewirtschaftete.

Wir fuhren mit dem Dampfschiffe die Donau hinunter bis Pest, oder, wie man heute sagt, Budapest. Damals noch eine überaus einsame Fahrt: der Strom gänzlich unbelebt, das Ufer, von den wenigen Stellen abgesehen, wo Höhenzüge an den Fluß herantreten oder Ortschaften sichtbar werden, öde, einsam und menschenleer; höchstens daß man einen Hirten in seiner weiten Leinwandkleidung auf dem Bauche im Grase liegen sah, die Peise im Munde und dem Schiffe nachstarrend, oder daß eine im Strome liegende Mühle durch ihre Bewegung von Menschenarbeit zeugte. Die Ufergegend schien so flach und niedrig, daß sie den Eindruck machte, als

sei sie niedriger als das Niveau des Flusses. Wir hatten Wien früh morgens verlassen, und es wurde Abend, ehe wir Pest erreichten. Hier freilich fuhren wir mit wahren Entzücken bei goldener Abendbeleuchtung zwischen die zwei Städte hinein. Pest hatte allerdings damals noch nichts von den großartigen Bauten zu zeigen, welche heute das Ufer der Donau begleiten. Der Eindruck, den die Stadt mir hinterließ — es war im Jahre 1854 und es waren heiße Sommertage — war der einer unentwickelten Kulturstadt, ruhend auf sandiger Fläche und umgeben von sandiger Wüste. Bei ermattendem Südwinde flogen Wolken von Sand durch alle Straßen, den Wanderer überschüttend. Um so köstlicher und erfrischender war das Strombad in der Donau.

Von Pest ging es nordwärts den waldigen Vorbergen der Karpathen zu. Wir übernachteten in Waizen, einer weitläufig angelegten Stadt, auf deren breiten, mit Rasen bedeckten Straßen sich mehr Gänse als Menschen bewegten. Das Resultat bemerkten wir auch in der Nacht, denn die Federbetten türmten sich bis zur Decke empor. Um schlafen zu können, hatten wir nichts Eiligeres zu thun als sämtliche Kissen herab zu werfen und auf dem Stroh zu ruhen.

Von Waizen aus führte uns auf einem kleinen offenen Wagen ein redseliger Slovak, den wir leider nicht verstanden. Das hinderte ihn aber nicht fortzuplaudern. Der Wirt hatte ihn beordert, wohin er zu fahren habe. Wir saßen auf Säcken unter einem Leinwanddach, ein wenig geschützt gegen die Sonne, aber alsbald von Staub völlig überdeckt. Eine Straße schien es nicht zu geben. Es ging über niedrigen, den Sand kaum überdeckenden Rasen, in den die Räder ihre Spuren, bald nach rechts, bald nach links, wie ziellos ausweichend, locker eingeschnitten hatten. Indessen der Kutscher kannte seinen Weg und die kleinen grauen, mit ihren ge-

senkten Rücken höchst unansehnlichen Pferde liefen ihren Trab mit bewundernswürdiger Ausdauer. Wir passierten Lojonez, wechselten einmal Wagen, Pferde und Kutcher und trafen sicher und wohlbehalten schon im Abenddunkel in Füleß ein.

Der große Ort, den mehrere Herrschaftssitze schmücken, ist nicht uninteressant, denn aus seiner Mitte erhebt sich ein ganz isolierter kegelförmiger Felsbühl, den oben die goldbraunen Ruinen einer ehemaligen Festung wie mit einer Krone umgeben. In den Türkenkriegen hatte sie eine Rolle gespielt, war belagert worden und endlich von den Türken gänzlich zerstört. Als Ruine war sie eine große malerische Schönheit des hier noch flachen Landes. Mit Wiener Feinheit und ungarischer Gastlichkeit bereiteten unsere liebenswürdigen Wirte uns angenehme Tage, und ich lernte manche Eigentümlichkeiten und Sitten kennen, die im modernen Ungarn vielleicht kaum noch zu finden sind. Wir besuchten eine Schafschur, und ich war nicht wenig erstaunt, hier ein Duzend prächtiger Männer zu finden, die einander zum Berwechseln ähnlich sahen, lauter Nationalgesichter. Sie erinnerten mich lebhaft an den Maler Wehmüller in Clemens Brentano's reizender gleichnamigen Novelle („Die mehreren Wehmüller“), der in Wien einen Vorrat ungarischer Nationalgesichter malte und in Ungarn einen Jeden sein Porträt aussuchen ließ, dem er nur, je nach Bestellung, die Anzahl der Knöpfe darauf malte. Einmal, da wir auf der Landstraße spazierten, begegneten wir einer Heerde von Schweinen, die unsere uns begleitende große Dogge in wildem Kampfe so zurichteten, daß wir, um des Hundes Leben zu retten, nicht ohne eigene Gefahr ihn mit Stöcken und Schirmen herauszuziehen mußten. Eines schönen Sonntags, es war ein prachtvoller sonniger Morgen, führte mich Graf C. zu den Zigeunern, die eine

Anzahl durch einen Zaun abgeschlossener Hütten, wie das bei den ungarischen Dörfern die Sitte ist, neben Jülek bewohnten. Ein ganzer Haufe verwilderter brauner Gesellen, alt und jung, lagerte auf dem Boden und ließ sich sonnen. „Geht ihr nicht zur Kirche?“ fragte sie mein Begleiter. „Wir nicht“, lautete die Antwort, „wir haben keine Zeit.“ Unter ihnen lagerte auch ihr erster Geiger, der Europa durchreist hatte. Er führte uns in seine Hütte, wo es allerdings schon sehr menschlich aussah. Er hatte eben die Welt gesehen.

Kaum ein Jahr war ich in Wien und noch sehr wenig heimisch geworden, da überfiel mich ein schwerer Typhus, dem eine langsame Refonvalescenz folgte. „Passen Sie auf“, sagte mein Arzt Dr. Böhm, dessen Töchter und Schwiegersohn (Professor Dr. Seegen) mir, richtiger uns, Freunde fürs Leben werden sollten, „passen Sie auf, wie jetzt Einheit, Richtung, bestimmtes Streben in Ihr Leben kommen wird.“ Es war ein prophetisches Wort, das unmittelbar darauf vollkommen eintraf. Mit dem Suchen und Schwanken, mit aller Ungewißheit und Unbestimmtheit war es wie mit einem Schlage zu Ende. Ich nahm eine Stelle als Konservator der Kunstsammlungen am neu gegründeten germanischen Museum in Nürnberg an. Ich entsagte dem Lehrfach, und Kunst und Geschichte wurden fortan mein Beruf und sind es immerdar geblieben.

fünftes Kapitel.

Wie ich zur Kunst kam.

Bergnüge dich, mein Sinn, und laß
dein Schicksal walten,
Es weiß, worauf du warten sollst.

In diesen „Erinnerungen“ ist bisher wenig von Kunst die Rede gewesen. Teils geschah das absichtsvoll, teils lag es in der Natur der Dinge, in der Örtlichkeit, im Lehrgang meiner jungen Jahre. Die Mufen der Künste sind nicht an meiner Wiege gestanden, noch haben sie mir ein Geschenk mit auf den Lebensweg gegeben, höchstens einen Samen, der spät, sehr spät erst zu Blüte und Frucht gedeihen sollte. Nichts wies auf die Zukunft hin, nichts auf den Beruf, der einst der meine sein sollte. Ich hätte also wenig von Kunst zu erzählen gehabt, und auch dieses wenige habe ich absichtlich vermieden, um im Zusammenhange zu erzählen, wie die Anregungen nach und nach gekommen sind und mich dahin geführt haben, ein Etwas im Kunstleben der Gegenwart gewesen zu sein, wie hoch oder wie niedrig man auch dieses Etwas abschätzen mag.

Gewöhnlich lebt die ausübende Kunst in Generationen derselben Familie fort. Es ist, als ob sie sich in der Familie festsetzen wollte und nicht losläßt Geschlechter hindurch. Hier folgt sie dem Naturgesetze, steigt in erster und zweiter Generation empor, erreicht im dritten, wenn nicht schon im zweiten Geschlechte ihre Höhe und Blüte und sinkt in den nachfolgenden Geschlechtern wieder zur Unbedeutendheit hinab. Die künstlerische Kraft ist versiegt oder sickert fort, um vielleicht, nachdem sie in der Niedrigkeit, aus der Erdennähe wieder Kraft gewonnen, aufs neue sich noch einmal im Kreislauf zu erheben.

Ganz anders ist es mit jener Wissenschaft gegangen, welche wir, der bildenden Kunst zur Seite, als Kunstwissenschaft bezeichnen. Modern, wie sie nach Art und Entstehung ist, kann sie nicht auf eine Vergangenheit von Geschlechtern zurückblicken. Neu ist alles an ihr, der Ursprung, die Methode, die „Kunsthistoriker“ selber. Sie alle, welche diese Wissenschaft begründeten, sind von anderem Berufe her zur Kunst gekommen; keine Schule gab es, keine berufenen Lehrer, keine zum Zwecke des Unterrichtes geordneten Sammlungen. Die Männer sind durch sich selber, durch ihren Eifer, durch ihr feuriges Interesse an der Kunst das geworden, was sie sind, und sich selber verdanken sie ihre Leistungen. So Schnaase, so Kugler, von denen jener ein hoher Beamter des Gerichtes war und geblieben, dieser, ebenfalls Jurist, eine hohe Stellung im Ministerium zu versehen hatte. Und so noch ihre Jünger, die einen sind von der Rechtswissenschaft gekommen, die anderen von der Schule, von der Pädagogik und Philologie. Sie alle haben sich noch selber zum Verständnis und zur Lehre der Kunstgeschichte heranbilden müssen. Heute freilich für die jüngste — sagen wir die dritte Generation der Kunstschriststeller — giebt es Schulen, Professoren, Institute und Sammlungen, und sie werden schulmäßig herangebildet. Selbst auf den Gymnasien soll ihnen schon das „Nötigste“ beigebracht werden, und ehe noch der Geist hinlänglich gereift, ehe noch das wissenschaftlich Gelernte verdaut ist, fliegen schon die jungen Kunstbessenen durch die Welt von St. Petersburg bis Madrid, von Rom bis Stockholm.

Ja, so leicht wurde es uns Alten nicht gemacht. Bei mir war es ja auch niemals Absicht; nicht der Wille hat mich zur Kunst geführt, sondern der Zufall, der Gang meines Lebens, vielleicht auch eine besondere Anlage, die sich

erst herausbilden mußte und daher lange verborgen und unbewußt Geist und Neigungen leitete. In dem kleinen abgelegenen Orte, in welchem ich heranwuchs, gab es keinen Zeichenunterricht, viel weniger, daß derselbe auf dem Gymnasium stattgefunden hätte. Ich ging zur einen Universität und zur anderen Universität, und auf keiner gab es kunstgeschichtliche Vorlesungen. Ja doch, für Göttingen war der Maler Desterley in Hannover bestimmt, zwei Monate des Jahres sich nach Göttingen zu Kunstvorlesungen zu begeben; ich habe aber nicht gehört, daß er Zuhörer gefunden oder daß überhaupt diese Vorlesungen je zu stande gekommen. Kunstgeschichtliche Werke, belehrenden Inhalts und populär oder wissenschaftlich gehalten, außer solchen, die noch aus dem vorigen Jahrhundert stammten und uns wenig sagen konnten, hatten wir auch nicht zur Hand, wie sie danach in rascher Folge entstanden und ihre Weisheit austrugen — „breite Bettelsuppen mit großem Publikum“. Nur die Archäologie, die klassische Altertumskunde blühte, die doch auch im Grunde nur einen Zweig der Kunstwissenschaft bildet, aber merkwürdig, als dieser erblühte, trennten sich beide, und Kunstforscher und Archäologen, die doch beide als Vertreter einer und derselben Wissenschaft Hand in Hand gehen sollten, traten einander, wenn nicht feindselig, doch gleichgiltig gegenüber.

Wenn ich dennoch ein Kunstfreund, ein Kunstschriftsteller von Beruf geworden und auch wohl, wenn es gestattet ist zu sagen, im Kunstleben der Gegenwart zu einiger persönlichen Bedeutung gelangt bin, so verdanke ich dies sicherlich einer schon oben angedeuteten Naturanlage, die im Laufe der Jahre mehr und mehr zur Ausbildung gelangte.

Wohl mag man sagen, die Schönheit der Stadt und der Umgebung, in welcher meine Jugend verfloß, hat in mir die Freude an künstlerischen Dingen geweckt, wie man wohl

von einem Dichter sagt, die Schönheit der Natur, in welcher er geboren und gelebt, habe ihn zum Dichter gemacht oder seiner poetischen Anlage zur Entfaltung verholfen. Ich erinnere mich, zuweilen dergleichen in der Litteraturgeschichte gelesen zu haben. Allein ich halte das durchaus nicht für zutreffend. Wenn das der Fall wäre, so müßte die Schweiz — denn von solcher großartigen Gebirgswelt gilt ja besonders die Meinung — von Dichtern gefüllt sein wie heute von Touristen und Touristinnen. Bekanntlich ist aber dasjenige, was die Schweiz an Dichtern gestellt hat, höchst zahm und bescheiden. Keiner, der auch nur annähernd als Dichterkraft der großartigen schweizer Alpenwelt sich verwandt zeigt, keiner, der sich über das Idyll wie Gesner oder über die Beschreibung wie Albrecht von Haller erhebt. Wenn aber im reizlosesten Flachlande Holsteins ein Dichter von der Kraft und Gewaltigkeit Hebbels entstehen kann, so will es mir eher scheinen, es ist die Sehnsucht nach der Schönheit, welche das Dichtergemüt weckt und befeuert, als der Besitz, die abstumpfende Gewohnheit. Ich lasse also in dieser Beziehung den Einfluß der ohne Frage reizvollen Umgebung meiner Vaterstadt dahingestellt. Es gilt ja auch wohl das Gleiche von dem ausübenden Künstler.

Jene Naturanlage wird mir heute völlig klar, je mehr ich zurückdenke und an meinem inneren Gesichte alles das vorüberfliegen lasse, was ich in jungen Jahren gesehen habe, bevor mir das wirkliche Verständnis für die Werke der Kunst erweckt war. Ich glaube nicht, daß ich ein Künstler von Bedeutung geworden wäre, auch wenn ich so vom Glücke begünstigt gewesen, um noch in früher Jugend Hand und Auge auszubilden. Meine Phantasie, so viel ich davon besitze, ist nicht erfindender, nicht schöpferischer Natur, sie ist aufnehmend, kombinierend, reproduzierend, und sie besitzt, wenn man so

sagen darf, Gedächtnis. Was ich sehe und gesehen habe, das vermag ich auch in der Vorstellung festzuhalten. Nach vielen Jahren noch vermag ich es so im inneren Gesichte wieder erstehen zu lassen, es mit anderem zu verbinden, zu vergleichen, aus der Vergleichung Gedanken zu erwecken und Schlüsse zu ziehen. Und dabei ist mir vielleicht das Talent gegeben, was ich mir vorstelle, auch in Worten darzustellen.

Mit solcher Anlage, so vermute ich, ist es mir nach und nach gelungen, gewissermaßen eine Sammlung von Bildern, von künstlerischen Erinnerungen im Geiste anzulegen, und diese Sammlung, immer wachsend, immer sich vermehrend wird auch Interesse an der Kunst geschaffen und das Interesse in Liebe und Verständnis verwandelt haben. Ich kann so ziemlich das Wachsen und Werden, sozusagen meines geistigen Museums verfolgen. Die Grundlage ist sehr alt und gehört schon meiner frühesten Jugend an, ohne Zweifel zunächst meiner lieben alten Domkirche, in welcher ich schon seit meinem zwölften oder dreizehnten Jahre, da ich Chorschüler wurde, ganz zu Hause war. Ich kannte das alte würdige Gebäude bis unter das Dach, bis in die Spitze des Turmes hinauf. Ich kannte seinen Bau und seine noch zahlreich erhaltenen Altertümer, wenn auch selbstverständlich noch nicht als Kunstverständiger.

Was wußte ich damals viel von Gotisch und Romaniſch — letzterer Ausdruck war ja noch nicht einmal erfunden — aber ich sah die schweren Pfeiler, die Rundbogen, die bemalten Wände darüber, die ornamentale Bemalung der Ecken und Kanten, das Kreuzgewölbe, das hohe Mittelschiff und die niederen Seitenschiffe, die Kapellenausbauten mit spitzbogigen Fenstern, den gewölbten Kreuzgang mit seinen bizarren, mit Tierbildern geschmückten Kapitälern, den hohen, im Halbkreise

gebauten Chor mit seinem Barockaltar — ich sah alles, und es prägte sich dem jugendlichen Geiste unauslöschbar ein. Als ich später zur theoretischen und historischen Kunstlehre kam, standen mir die Beispiele lebendig in der Erinnerung.

Als Chorschüler hatte ich die Verpflichtung, jedem Gottesdienste vom Anfange bis zum Ende beizuwohnen, ja wir mußten früher anwesend sein, um z. B. die Gesangsnummern in die Tafeln einzuschalten, und wir entfernten uns auch erst, wenn niemand von der Gemeinde mehr anwesend war. Dabei hatten wir denn auch oder nahmen uns das Recht, überall in der alten Kirche umherzustöbern und gewissermaßen auf Entdeckungen auszugehen. Bei solcher Gelegenheit sah ich auch in einem Seitenlofale die verworfenen, mit Schnitzereien verzierten Teile der alten Chorstühle romanischen Stils, die heute fast als die einzigen in ihrer Art und in ihrem Alter zu einiger kunstgeschichtlichen Berühmtheit gelangt sind. Ich sah sie gar oft, wußte aber sehr wenig ihren Wert zu beurteilen. Ich sah den schönen Kronleuchter von Messing aus dem 16. Jahrhundert, der über unserem Sängerstandplatze hing, das eiserne Gitter, welches den erhöhten Chor umgab, den gewaltigen geschnitzten Christus über der kleinen Kanzel auf dem Lettner, ich betrachtete oft und oft die große Tafel mit den Bildern aus dem Leben des Rakeburger Märtyrers, des heiligen Ansverus, welcher im Jahre 1065 von den heidnischen Wenden erschlagen worden. Hinter dem Altare fand ich noch in einem Schranke wohlerhaltene Messgewänder von geschnittenem Sammtstoffe, die etwa aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts stammten, also wohl die letzten, die noch im Dome zum katholischen Gottesdienste, das will sagen bei der letzten Messe, gebraucht worden sind, nebst einigen anderen, jener Zeit angehörigen Gegenständen kirchlichen Gebrauchs. Ich stieg auch wohl in die Krypte hinab, betrachtete

Särge und Grabsteine, von welchen letzteren die meisten zwar, weil auf dem Boden liegend, von den Füßen der Besucher abgetreten waren. Nur im Kreuzgange, unmittelbar neben der Thür zur Quarta, befand sich, aufrechtstehend und wohl erhalten, ein Stein, der einen Mönch und eine Nonne im Relief darstellte. Sie sollten an dieser Stelle eingemauert sein, so ging die Sage.

Nur Eines habe ich nicht mehr gesehen, die zwölf silbernen Apostel, welche die silberne Statuette Christi umgaben und so in den Nischen einer Altartafel angebracht waren. Ich sah nur noch diese Tafel mit ihren leeren Nischen an der Wand zur Seite des Hochaltars hängen und konnte die Widmung lesen und den Fluch, der für den Diebstahl ausgesprochen war. Es war in einer Winternacht, als sie verschwanden. Ich mochte damals sechs bis sieben Jahre alt sein und erinnere mich ganz deutlich, wie ich des Morgens in aller Frühe mit der Nachricht geweckt wurde: „Die silbernen Apostel sind gestohlen.“ Die Nachricht hatte sich schnell verbreitet, denn die Figuren waren der Stolz von Rakeburg, die Stiftung eines Herrn von Bülow, irre ich nicht aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Sie waren fort, nur den Christus hatte man im Schnee wieder aufgefunden, es scheint, er war den Dieben zu schwer geworden, da er die doppelte Größe der Apostel hatte. Die Spur der Diebe ging über den See, der zugefroren und mit Schnee bedeckt war. Drüben verlor sie sich im Walde. Alle Nachforschungen waren umsonst; vielleicht geschahen sie auch mit wenig Geschick, denn etwa zehn Jahre später, da ich mit meinem Vater in Lüneburg war, hörte ich dort von einem Zwiste zwischen zwei Familien, welche sich gegenseitig des Diebstahls der Apostel beschuldigten. Polizei oder Gericht erfuhren nichts davon. Der Nachtwächter, welcher in jener Nacht den Dienst gehabt



hatte — ich kannte noch den alten Neding — ertränkte sich mehrere Jahre darauf im See. Es scheint, der Fluch war an ihm in Erfüllung gegangen.

Ein anderes Kunstwerk, kein großes zwar — hat erst die Restaurationswut unserer Tage verschwinden gemacht. Die Wände des Hauptschiffes waren in der ganzen Flucht über den Bögen mit lebensgroßen Fresken, grau in grau, aus der biblischen Geschichte bedeckt, Arbeiten der Barockzeit und, wie gesagt, künstlerisch nicht von besonderer Leistung. Immerhin waren sie ein Schmuck der breiten Wände und wie eine christliche Bilderbibel für die Gemeinde. Bereits in protestantischer Zeit entstanden, hätte man sie bestehen lassen können, moderner protestantischer Eifer, gepaart mit der nüchternen Restaurationswut, welche vor einigen Jahrzehnten einriß, hat sie mit weißer Tünche überzogen. Jetzt genießt die Gemeinde den horror vacui, den Anblick leerer Wände.

Auch sonst scheint die Restauration gewütet zu haben. Vor nicht langer Zeit sah ich einige Photographien aus dem Innern des Domes und bemerkte mit Schrecken, wie Vieles darin geändert worden, selbst in der originalen, aus alter oder ursprünglicher Zeit stammenden Anlage. Ich war vierzig Jahre lang nicht in der Kirche gewesen und erkannte doch, soweit es bei den Photographien möglich war, alle Veränderungen, so fest steht der alte liebe Dom in meiner Erinnerung, unvergeßlich wie ein Freund der Jugendzeit. In allerjüngsten Tagen ist sogar der Blitz in ihn hineingefahren, und der Brand hat Turm und Dach zerstört. Selbstverständlich müssen sie wieder erbaut werden, aber es soll nicht geschehen — so höre ich wenigstens — wie es war, alt, treu, schlicht und ehrwürdig, sondern mit moderner Architektenweisheit.

Ohne Zweifel ist es der Dom gewesen, der die erste Ahnung von Kunst und Altertum, wenn auch unbewußt, in die Seele eingepflanzt hat; die Stadt Røgeburg bietet oder bot sonst gar nichts, keine Sammlungen, keinen Privatbesitz von Kunstsachen irgend einer Art, kein Rathaus, das man ansehen mag, keine Kirche weiter als das allernüchternste, phantasielosste Gebäude der „Stadtkirche“, jeden Kunstgedankens, jeden Schmuckes bar, im Außern wie im Innern.

Nächst dem Dome in Røgeburg war es gewiß die Stadt Lübeck, welche meine Bildergalerie im Kopfe bereicherte. Ich kannte sie so gut, da ich ja von ganz früher Zeit bis etwa zu meinem dreißigsten Jahre fort und fort wiederkehrte und ganze Wochen Jahr für Jahr dort verweilte. Eben deshalb ist es aber schwer, die frühen Eindrücke, da ich noch als Knabe oder Jüngling die Straßen durchwanderte, von den späteren zu trennen, als ich mich bereits künstlerischen Studien näherte und schon für meine Arbeiten über Kostüme zeichnete und sammelte. In meiner Erinnerung vermischt sich das miteinander. Wann ich zum erstenmale Memlings berühmtes Gemälde mit den verschiedenen Darstellungen aus dem Leben Christi sah, wann den Totentanz oder Overbecks großes, hellfarbiges Gemälde von dem Einzug des Heilands in Jerusalem, das wüßte ich heute schwer zu sagen. Ich sah sie und sie sind fest in meiner Erinnerung und haben meinen Kunstschatz vermehrt. Dasselbe gilt von den Schnitzereien des Fredenhagen'schen Zimmers, das alsdann erst zu meinem bleibenden geistigen Besitz wurde, als ich mich schon, wenn nicht mit Kunst-Industrie, doch mit deutscher Kunst beschäftigte.

Wie ich heranwuchs, liebte ich es, durch die alten Straßen Lübeck's zu schlendern, die Kirchen zu betrachten und was sie enthielten, durch die alten, so merkwürdig geformten Thore zu streifen, und die Eindrücke sind unvergessen geblieben. Es

gab aber ein Etwas, was mir damals viel interessanter dünkte, und das war das Leben an der Trave, welche als Hafen die ganze Stadt in ihrer Länge begleitet. Es war in meinem Interesse gewissermaßen ein Kampf zwischen der Stadt und ihren Straßen und Gebäuden einerseits und den Schiffen und dem Schifferleben andererseits. In den jüngeren Jahren hatte das letztere die Oberhand, je älter ich wurde, drängte sich mehr und mehr die Stadt mit ihren Altertümern und Kunstwerken in den Vordergrund.

Auf Lübeck, dem ich jedenfalls eine Fülle von Vorstellungen verdanke, welche ich später bei meinen Arbeiten verwenden konnte, folgten die Universitätsstädte Erlangen und Göttingen, beide in ihrer Architektur gleich nüchtern, leer und trostlos. So viel ich auch während der Studentenjahre in ihnen lernte, so ging doch der Schatz meiner Bilder sowie meiner Kenntnisse in künstlerischen Dingen gleich leer aus. Nicht ganz zwar, ich thue Erlangen Unrecht, wenigstens der Zeit, die ich dort zubrachte, und wegen der Nähe Nürnbergs. Wir bildeten, wie ich glaube früher schon bemerkt zu haben, einen kleinen Kreis von Freunden, der sich gleichen Sinnes zusammengefunden hatte, um sich mit der Lektüre der Romantiker zu unterhalten. Diese heute vielgeschmähten Poeten, die dennoch in jungen Herzen, in allem, was jung ist und jung bleibt, sich einen Lieblingsplatz bewahrt haben und auch behaupten werden, hatten es bekanntlich viel mit der Kunst zu thun. So trat diese auch uns nahe, und sie bildete einen beliebten Gesprächsstoff. Wir lasen Wackenroders, von Tieck herausgegebenen Phantasien eines kunstliebenden Klosterbruders, und wurden so mit den Kunstideen vertraut, welche im Kreise der Romantiker herrschten. Wir wurden dadurch zur mittelalterlichen Kunst hingeführt, ohne daß wir bei dem Mangel materieller Kenntnisse zum tieferen

Verständnis kamen oder gar dafür schwärmten. War ja doch auch die wissenschaftliche Erkenntnis und geschichtliche Bearbeitung der Kunst des Mittelalters eben erst in ihren Anfängen. Man begann damals die Gotik als den deutschen oder „germanischen“ Stil aufzufassen und den ihr vorausgegangenen Stil des elften und zwölften Jahrhunderts als den „romanischen“ zu bezeichnen, das heißt als den Stil der romanisch sprechenden Völker, während in Wirklichkeit die Sache sich umgekehrt verhält.

Natürlich blieben auch wir über diese Fragen im Dunklen, so wie es auch den Führern der Romantik ergangen ist, die nur die verdienstvollen Anreger gewesen sind, in der Einzelkenntnis sich aber vielfach auf Irrgängen bewegten. Immerhin, wir lernten die denkende Beschäftigung mit der Kunst, und diese führte uns dahin, die Anschauung zu suchen, und für diese bot uns Nürnberg die Beispiele. Aber unklar, wie wir waren, unklar über Romanisch und Gotisch, über Renaissance und Barock, hatten wir von der Anschauung der Kunstwerke in Nürnberg wenig Gewinn. Wir pilgerten in alle Kirchen, bewunderten Peter Bischers Sebaldus-Grab und das Sakramentshäuschen von Adam Kraft, wir besahen uns die Bildergalerie der Moritz-Kapelle und pflichtschuldigst auch das Haus von Albrecht Dürer, wir wanderten mit staunenden Augen durch die Straßen, aber um den rechten Nutzen zu haben, kamen wir doch zu selten. Außerdem hatten wir ja noch ein anderes Interesse, das wir nicht verabsäumen durften — die „Himmelsleiter“ und das „Bratwurstglöckle“ und ihresgleichen schienen uns eben so wichtig. Wir waren eben Studenten.

Wenn nicht gereift im Urteile, so doch gewachsen im Interesse, kam ich dann nach Hildesheim in die Stadt einer wirklich altdeutschen Kunst, die man als frühromanisch be-

zeichnet. Nirgendwo sonst zwischen Elbe und Rhein ist die aufblühende deutsche Kunst zur Zeit der sächsischen Kaiser und ihrer nächsten Nachfolger in gleicher Weise reich, großartig und in bester Erhaltung vertreten. An keinem anderen Orte hätte ich so die Gelegenheit gehabt, mich in jene merkwürdige Epoche des Anfanges einer originalen Entwicklung hineinzuleben, um von da aus im geschichtlichen Verständnis weiterzuschreiten. Ich sah sie auch alle und sah sie wiederholt, den alten Dom, dessen Gründung auf Ludwig den Frommen zurückgeführt wird, mit der eisernen Säule und den Erzthüren und deren so unbeholfenen Reliefs, die von den Gesetzen dieser Kunst noch keinen Begriff haben. Ich sah St. Godehard und St. Michael mit ihren flachen Holzdecken und deren berühmter Bemalung, ich sah die Werke des heiligen Bernward, des kunstliebenden und kunstfertigen Bischofs. Ich sah natürlich das alles, allein um mich in ihre Art und Geschichte zu vertiefen, sie historisch zu begreifen und in ihrem relativen Werte zu würdigen, dazu fehlte mir die Zeit. Ich war von den Aufgaben meines Amtes und Berufes so vollständig in Anspruch genommen, so aufgezehrt in meiner Zeit, daß ich allen jenen Monumenten eben nur die flüchtige Betrachtung eines Laien widmen konnte. Indessen mögen auch sie mein Museum im Kopfe bereichert haben.

Eines Ereignisses aus meiner kurzen Hildesheimer Zeit muß ich aber doch noch mit Beziehung auf meine Fortschritte im Kunstverständnis gedenken. Wir hatten den Besuch eines Kollegen vom Gymnasium in Celle, und wir machten mit ihm meine Freunde und ich, eine Spriztour, wie man studentisch sagt, auf den Söder, zum Schloß des Grafen Stolberg, in welchem sich eine damals nicht unbedeutende Galerie alter Gemälde befand, angelegt, wenn ich nicht irre, von einem

Hildesheimer Domherrn des Namens Brabeck. Die Bilder sind seitdem verkauft worden, und die Galerie existiert nicht mehr. Mehrere hundert an Zahl, erfüllten sie eine Anzahl Säle und Gemächer, die man nur mit Filzschuhen an den Füßen durchwandern durfte, was mir sehr imponierte. Es flößte mir große Ehrfurcht vor den alten Meistern ein, sie in dieser Weise geehrt zu sehen, denn ich dachte, es geschähe ihretwegen. Es war das erstemal im Leben, daß ich mich in einer Galerie befand, und wir thaten sehr kunstverständlich. Ob ich viel Nutzen hatte bei diesem einmaligen Besuch, will ich nicht behaupten. Wie man sagt, bleibt ja immer etwas hängen; diesmal war es ein Haase von Weenix, den wir sehr bewunderten.

Mit Bewunderung war ich schon vollgestopft, als es nun nach Düsseldorf ging, der Stadt der Maler.

Goethe sagt irgendwo — ich denke, es ist Goethe — daß das Verständnis in Kunstfachen mit der Bewunderung anfängt. Heute macht man es gewöhnlich umgekehrt. Da die Kunst Gemeingut geworden ist, so fängt man mit der Kritik an und läßt diese weiten Weges dem Verständnis voraufgehen. Arme und Beine ist das Erste, was der Laie kritisiert; seine Kenntniss zu bethätigen, findet er immer zuerst Zeichenfehler. Never mind arms and legs, giebt ein englischer Künstler den Rat: „Male die Seele, kümmerge dich nicht um Arme und Beine.“ Dazwischen aber liegen noch gar viele Dinge, deren Kenntniss zum wirklichen Verständnis nötig erscheint. Von der Bewunderung, an welcher ich es nicht fehlen ließ, kam ich bald dazu, daß man wissen müsse, worin das Wesen des Kunstwerks besteht. Man müsse wissen, so fühlte ich, wie denn die Idee im Künstler aufsteigt, wie sie im Kopfe Gestaltung gewinnt und dann vom Kopfe zur Hand gelangt und von der Hand unter Mitwirken des

denkenden Verstandes zur Ausführung kommt, bis das Kunstwerk vor unseren Augen fertig dasteht. Gar oft werden wir fragen, warum dies? Warum so und nicht anders? und werden uns Rechenschaft darüber geben müssen. Wir werden uns in die Seele des Künstlers hineinversetzen und ihm nachdenken müssen, denn fertig und vollkommen springt das Werk nicht aus dem Haupte des Künstlers hervor und macht ihm Kopfarbeit wie Handarbeit.

Es ist aber noch ein Anderes da, was beachtet sein muß, wenn man ein Kunstwerk völlig und allseitig beurteilen und verstehen will. Jedes Kunstwerk entsteht und wird geboren im Geiste seiner Zeit unter den damals herrschenden Ideen, unter der damals herrschenden Kunst- und Geschmacksrichtung und trägt die Züge dieser Kulturepoche, die man eben auch verstehen und erkennen muß. Das gilt nun zwar vorzugsweise von früheren Zeiten, allein da die Welt sich rasch verändert, so streifen diese nahe an uns heran, und wir selber stehen ja unter dem Einflusse unserer Epoche, deren Eigenart uns vielleicht heute noch unklar ist, während wir sie morgen schon begreifen und verstehen. Aus diesem Gesichtspunkte wird uns manches Kunstwerk interessant, das uns vielleicht wegen seiner Unvollkommenheit, wegen seiner Roheit der Beachtung unwürdig erscheint, während es eine Stufe in der geschichtlichen Entwicklung bezeichnet. Sein absoluter Wert mag nichtig sein, sein relativer kann um so höher stehen.

Über alle diese Fragen und manche andere noch ging mir in Düsseldorf ein Licht auf. Fern davon, bereits ein Kunstkenner zu sein oder zu werden, konnte ich mich doch in künstlerischen Dingen zurechtfinden. In der Stadt der Maler, im Verkehre mit ihnen wurde mir alles klar, was etwa zu wissen und zu bedenken nötig ist; ich lernte sehen. Ja ich

fand auch meinen individuellen Standpunkt in der Kunst, der mich befähigte, da ich zu arbeiten anfing, mit meinen eigenen Augen die Dinge zu betrachten und meinen eigenen Weg zu gehen. Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß ich nicht von Anderen Anregungen erhalten und gelernt hätte. Der Verlauf dieser Erinnerungen wird das zur Genüge zeigen.

Als ich im Jahre 1851 nach Düsseldorf kam, stand die Akademie noch unter der Leitung des hochverdienten Wilhelm von Schadow, unter dem die Schule zweifellos herangeblüht war. Aber der Meister war alt geworden und halb erblindet und konnte die Jugend kaum anders beseuern als durch seine Worte. Dennoch versuchte er noch in den Meisterateliers zu forrigieren. Langsamem, unsichern Schrittes kam der ehrwürdige Alte gegangen und fuhr mit den Augen hin und her dicht auf Zollweite über die werdenden Bilder und tadelte wohl hier eine Zeichnung, dort eine Farbe. Ich habe ihn zum Öfteren so gesehen. Er selbst hatte auch noch ein Riesenbild religiösen Gegenstandes auf der Staffelei, und es ging die Sage, daß er zuweilen noch daran male. Fertig geworden ist es nicht; er starb darüber hinweg.

Statt seiner waren die eigentlichen Lehrer seine alten und ersten Schüler, die er nach Düsseldorf nach sich gezogen hatte: Lessing, Mügge, Sohn, Hildebrand und Schirmer der Landschaftsmaler; Bendemann war bereits wieder fortgezogen und hatte Düsseldorf mit Dresden vertauscht. Sie standen alle in den besten Jahren ihrer Kraft und Thätigkeit und hatten bereits so zahlreiche Schüler gebildet, welche der Stadt treu blieben, daß Düsseldorf ein Recht hatte, sich die erste Malerschule Deutschlands zu nennen.

Freilich der große Stil der Kunst herrschte nicht oder war wenigstens nicht vorherrschend. Das Wandgemälde trat

zurück vor dem Staffeleibilde. Schadow, selbst eine groß angelegte Natur, hatte auch den großen Zug zu behaupten gesucht, und mehr oder weniger hatten auch seine älteren Schüler, eben die genannten Lehrer, sich ein ideales Streben bewahrt. Aber die neue Generation, die Jugend, war der Schule und die Schule der Akademie entwachsen, und sie entfernten sich davon in mehr lebensvoller, um nicht zu sagen naturalistischer Richtung, ohne daß man sie schon hätte Naturalisten nennen können. Es war eben gerade damals eine Übergangsepöche, und es kamen daher mannigfache Strebungen und Gegensätze zur Erscheinung.

Eben hatte noch die berühmte, fast berühmte Düsseldorf-er Romantik in Blüte gestanden mit all ihren Schwächen, Fehlern und ihrer innerlichen und äußerlichen Falschheit. Düsseldorf vor allem hatte sie auf dem Gewissen, diese vermeintlich ritterliche Welt des Mittelalters, diese hohlen Gestalten zu Kopf und zu Fuß, in Rüstung und gepufftem Wams, mit Spizenfragen und Schnabelschuhen und Federbaret, diese schmachtenden Ritterfräulein und betenden himmelnden Nonnen, diese sentimentalen Liebespaare. In Lithographie und Farbendruck, schwarz und bunt, auf Dosen, Tassen, Deckeln, Gefäßen aller Art, auf Kissen, Reisesäcken, Fußteppichen waren sie durch die Welt gewandert, nachdem sie in den Ausstellungen sich die sehnsuchtsvollen, sentimentalen, der Gegenwart abgekehrten Gemüter erobert hatten. Wie viel Thränenbilder hatte Lessings berühmtes „trauerndes Königspaar“ hervorgerufen! Die Kunst war wie zur Illustration der Balladen-Poesie geworden.

Aber ihre Stunde hatte schon geschlagen zur Zeit, als ich die Kunst in Düsseldorf kennen lernte. Was noch übrig war, erschien gereinigt, mehr künstlerisch als poetisch behandelt. An die Stelle des vermeintlichen, im Kostüm

unmöglichen oder selbstgeschaffenen Mittelalters waren das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert in Mode gekommen; vorgeschrittene Geister waren schon in die Zeit der Befreiungskriege herabgelangt, die noch für wenig malerisch angesehen wurden. Die Landsknechte, die Bauernkriege, die Soldaten des dreißigjährigen Krieges, die Puritaner und ihre königlichen und ritterlichen Gegner erfreuten sich der Gunst bei der jüngeren Generation der Maler, und ihre Kostüme, die schon leichter zu treffen waren als diejenigen fast noch unbekanntes des Mittelalters, bildeten Stolz und Freude der Karnevalsfeier, denen ein poetischer Gedanke unterlegt zu werden pflegte. So wurde „Nischenbrödels Hochzeit“ als ein Karnevalsfest der Künstler im Kostüm des sechzehnten Jahrhunderts gefeiert, so als Sommerfest die Befreiung der Schönheit aus der Gefangenschaft der Unholden, der Zauberer, der Drachen und solchen Gelichters, wobei die grüne Anhöhe des Grafenberges mit der Fahnenburg eine höchst entsprechende Örtlichkeit darbot. Die Feste brachten einen Vorrat von Kostümen, der die Ateliers ausstaffierte und auf zahlreichen Bildern verwendet wurde.

Der Romantik war das historische Genrebild mit diesen Kostümen des 16. und 17. Jahrhunderts gefolgt. Damals zuerst begann Camphausen die Reihe seiner überall gern gesehenen Puritaner-Bilder. Die Motive lieferte zumeist Beckers Weltgeschichte, welche von den jungen Malern fleißig gelesen wurde. Aber auch die Poeten wurden nach Motiven durchsucht und Illustrationsbilder zu ihnen geschaffen, besser gemalt und höher aufgefaßt als in der Periode der Romantik. Damals hatte Hildebrand seine vielgefeierten „Söhne Eduards“ nach Shakespeare geschaffen. Sein Kollege Sohn, das ist der alte Sohn, Sohn der Vater (dem später zwei andere gefolgt sind, Sohn der Sohn und Sohn der Nefte), zu jener Zeit

der bevorzugte Porträtmaler vornehmer und schöner Frauen, hatte sich den Dichter Tasso zum Lieblingsgegenstande seines Pinsels auserkoren. Damals hatte er gerade Tasso mit den beiden Leonoren gemalt, alle drei überaus zarte, schwächliche Gestalten, stehend oder sitzend vor einem Gebüsch dichten Lorbeers. „Zu viel Gemüse und zu wenig Fleisch“, urteilte ein anderer Maler von diesem Bilde.

Das alles schmeckte immer noch nach der Romantik, wenn sie auch ein anderes Gesicht angenommen hatte. Da kam aber Lessing mit seinen großen historischen Bildern von Huf und Luther, die es bitter ernst meinten, und zwar in doppelter Beziehung. Einmal stellten sie den kleinen Staffeleibildern, die es doch nur auf eine malerische Szene abgesehen hatten, das wirklich große historische Gemälde gegenüber, das die Ereignisse, treu in Kostüm und Umgebung, so darstellen wollte, wie sie wirklich geschehen wären. Dabei nahm er es freilich auch nicht allzu genau, so daß ihm das Unglück passierte, Luthers Verbrennung der Bannbulle Nürnberg zum Hintergrunde zu geben, statt Wittenberg. In dieser rein historischen Richtung fand Lessing einen höchst bedeutenden Schüler in dem Deutsch-Amerikaner Leutze, der Washington zu seinem gefeierten Helden gemacht hatte. Gerade in jenen Tagen war sein großes Gemälde „Washingtons Übergang über den Delaware“ fertig geworden, das die Düsseldorfer als das bedeutendste historische Bild von damals priesen.

Lessing verfolgte aber mit seinen Huf- und Lutherbildern noch eine zweite Richtung. Seine Bilder waren absichtsvoll polemisch gemeint; sie waren ein Protest, gleich jenem der Reformatoren, seiner Helden gegen die katholische Richtung in der religiösen Malerei, die nicht minder in der rheinischen Stadt ihren Sitz hatte. An ihrer Spitze stand Deger, der mit seinen Schülern und Genossen, Ittenbach

und den Gebrüdern Müller, soeben die Gemälde in der Apollinariskapelle bei Remagen vollendet hatte. Es steckte in allen diesen Malern so etwas von der Alt-Kölner Malerschule, deren Gemälde uns mehr durch Innigkeit, Schönheit und Liebenswürdigeit erfreuen als durch Gewalt, Größe und dramatisches Leben. Sie wollten nicht aufregen, nicht imponieren, nicht polemisieren. Ein stiller Friede lag auf Allem, was sie schufen. So ist mir wenigstens der Eindruck von den Schöpfungen dieser sogenannten Nazarener geblieben. Ihre Madonnen waren überaus schöne, liebliche Erscheinungen, ihre Heiligen stille, leidenschaftslose Menschen, die sich in Ruhe den Blicken darstellten. In solchem Sinne könnte man diese Maler, wenn man eine andere Bedeutung des Wortes zulassen will, Stilllebenmaler nennen. Fromm wie die Meister waren, sollten auch ihre Gemälde nur frommen Eindruck machen. Freilich standen sie mit dieser Richtung vor einer Klippe, von der sie nicht völlig sich freigehalten haben. In ihrem Streben nach milder Schönheit und tiefer Empfindung verfielen sie nur zu leicht in Schwäche, Unmännlichkeit, Süßlichkeit, ein Fehler, von dem sich wohl am meisten der als Mensch wie Künstler gleich vortreffliche Deger ferngehalten hat.

Es gab aber noch eine dritte Richtung in der Düsseldorfener religiösen Malerei oder wenigstens einen Maler, der zwischen beiden Richtungen die Mitte hielt. Ich meine Kehren, der, einerseits Historienmaler, andererseits religiöser Maler, nach beiden Seiten vor allem Maler war, das heißt weniger auf die religiöse Empfindung oder sonstige Tendenz als auf die malerische Darstellung und Erscheinung ausging. Er war der Nachfolger des genialen Kethel in der Ausmalung des Nachener Kaiserjaales und vollendete, was Jener nicht mehr hatte ausführen können, aber wie anders! Während die großen Wandgemälde Kethels mit ihren abgetönten Fresko-

farben still, in milder Harmonie fast feierlich wirken, erfüllte Aehren die Wandflächen mit satt und tief gefärbten Bildern, die wie Ölgemälde wirken.

So machten sich auch in der Genremalerei die verschiedensten Richtungen geltend, ohne gerade Gegensätze zu sein. Die einen lehnten sich an die Geschichte an und nannten sich wohl auch Historienmaler. Andere entlehnten ihre Motive der Poesie, wie der erwähnte Sohn. Es waren die eleganten unter den Malern. Das Roccoco, die feinen und vornehmen Damen des achtzehnten Jahrhunderts, die heute eine so bedeutende Stelle in der modernen Kunst einnehmen, waren noch nicht vertreten, noch weniger die Herrlichkeit des Empire mit den hochgegürteten Moden der Revolutionszeit oder was man bei uns „Alt-Wien“ nennt. Auch die städtische Bürgerlichkeit der Gegenwart, die Ereignisse in modernem Gewande fanden noch keine Liebe. Der junge Knaut, der eben vorher Düsseldorf mit Paris vertauscht hatte, sollte sie mit entdecken und erobern helfen. Damals hatte er den Düsseldorfern nur ein humoristisches Bild hinterlassen, eine Schreibstube in der Sommerhitze, wo die mageren Diurnisten duldend und leidend, unfähig zur Arbeit, ihre Energie nur zum Fliegenfangen steigern. Dagegen hatten Dorf und Land bereits tüchtige Vertreter gefunden. Es waren die hübschen, bunten Bauertrachten aus den heßischen Gegenden, aus Westfalen, Holland und vom Niederrhein, welche den Farbensinn reizten. Der junge Gautier, der damals schon den Grund seines Ruhmes legte, holte sie sich aus dem Elsaß samt seinen frischen, hübschen Mädchengestalten. Andere gingen an das Meer und suchten sich ihre Motive in den Fischerdörfern am Strande. In all dem lebte bereits ein Sinn für die Natur, ein Streben, das Malerische in dem zu suchen und zu finden, was uns umgiebt oder nahe liegt,

ein Zug, der sich der Romantik abwendet und der Gegenwart zugehrt.

Mehr noch trat dieser neue Zug schon in der Düsseldorfer Landschaftsmalerei zu jener Zeit hervor. Noch lebte und wirkte der alte Schirmer, den man nicht mit Unrecht den Vater der Landschaftsmalerei nennt. Von der Natur sich nicht abwendend, liebte er es doch, sie in großem Stile aufzufassen, ohne gerade ideale, das ist sogenannte historische Landschaften schaffen zu wollen. Er blieb der Natur treu, aber er verlieh ihr Bedeutung, steigerte ihre Formen bis zur Großartigkeit und zu machtvoller Wirkung. Ich habe dabei, indem ich dieses niederschreibe, bestimmte Landschaftsbilder von Schirmer vor Augen, vor allem auch die ganze Reihe biblischer Landschaften in Kohlenzeichnung, welche damals entstanden, freigestaltete Kompositionen, welche mir einen tiefen Eindruck hinterlassen haben.

Fast alle die zahlreichen Landschaftler Düsseldorfs von damals waren Schirmers Schüler, und viele arbeiteten und komponierten ihre Landschaften in seinem großen Sinne. Aber es war zu jener Zeit schon ein anderer genialer Landschaftsmaler aufgetreten, der seine Kunst in andere Bahnen wies und sich mit seltener Vielseitigkeit aufs engste an die Natur angeschlossen und ihren verschiedenartigen Erscheinungen gerecht wurde. Ich meine Andreas Achenbach, der schon auf der Höhe seines Ruhmes stand. Er hatte für seine Kunst die großartige Natur Norwegens gewonnen, er hatte in den kleinen und stillen Bildern der rheinisch-westfälischen Heimat das Malerische erkannt, er war zuhause im Geheimnis des deutschen Waldes, auf der stillen Flut oder an den brandenden, von stürzenden Wogen überschäumten Küsten des Meeres. Überall war er erster Meister, und die Jüngerer folgten seinen verschiedenen Richtungen. Norwegens Fjords

mit den gewaltigen Steinwänden, die kleine holländische, am Fluß gelegene Stadt mit ihren ziegelroten Häusern, der Buchenwald und die behaglichen Dörfer, das Meer mit seinen Fischerbooten, die in Sturm und Brandung kämpfenden Schiffe, das alles wurde damals Mode unter Achenbachs Vorgang.

Aber so vielseitig diese neue Landschaftsmalerei war, so hatte sie doch einen durchgehenden Charakterzug, der sie wieder einseitig erscheinen ließ. Es war der graue Ton, der wie eine Regenstimmung über jedes landschaftliche Gemälde hingehaucht war. Ein schöner oder „feiner grauer Ton“ war ein Schlagwort und war das beste Lob, das man einem landschaftlichen Gemälde geben konnte. Auch andere Bilder, die Szenen im Freien darstellten, verlangten solchen Ton. Grau war Mode beim Maler wie bei dem Kunstfreunde. Ich erinnere mich eines reizvollen Bildes von dem noch jungen Gude, einer Frühlingslandschaft mit grünenden Saatfeldern und blühenden Obstbäumen, vom hellen Sonnenschein erquickend warm überleuchtet, so recht eine Herzensfreude, und das Bild hing Monat für Monat, ich glaube Jahr für Jahr in Schultes Ausstellung, ohne einen Freund zu finden. Ebenso galt eine große, farbenprächtige Parklandschaft von Wille gar nicht einmal als Bild, als echtes Kunstwerk. Man taufte es Dekoration, damit war es verurteilt.

Die graue Stimmung hatten sich die Düsseldorfer ohne Zweifel aus Skandinavien geholt, wo ja auch am hellen Sommertage alles grau, wie mit einem grauen Schleier überzogen erscheint. Die vielen Norweger und Schweden, die damals nach Düsseldorf kamen, waren kein Element, die Schule davon zu befreien, und die Regen und die Dünste, die über Holland streichen und tief hinein in das norddeutsche Festland dringen, ließen auch keine heitere Farbestimmung aufkommen. Wie schon die alten Landschaftsmaler

Hollands sich in äußerst schlichter, grüngrauer Farbenskala bewegt hatten, so konnte auch Düsseldorf lange, lange nicht von dieser Einseitigkeit der Farbe frei werden. Als ob Licht, Luft und Duft des Südens nicht existiert hätten! Wie anders heute, da die SeceSSIONisten in Licht und Farbe schwelgen!

So mag es denn auch heute anders in der Düsseldorfer Kunst aussehen wie in der Stadt selber, die aus der Gruppe von Häusern und engen Straßen, die damals am Rheine gedrängt bei einander lagen, heute eine große Stadt geworden ist, in welcher die Kunst vor Handels- und Industrie-Interessen zu verschwinden scheint. Damals waren die Maler fast Ein und Alles. Für jene Zeit, glaube ich, ist die Skizze, die ich in wenigen Zügen entworfen habe, wahr und zutreffend, wenn auch nicht erschöpfend. Sie soll ja auch nur meine eigenen Eindrücke wiedergeben, und diese beruhen völlig auf dem, was ich mit eigenen Augen gesehen und selber erfahren habe.

Eingeführt von einem Freunde, einem Habitué der Ateliers und Kritiker obendrein, lernte ich, wenn auch nur flüchtig, fast alle Künstler von Namen kennen. Ich besuchte sie in ihren Ateliers und hatte später das Vergnügen, wenn ich Bilder von ihnen sah, mich auch deren Schöpfer zu erinnern. Die Individualität, die künstlerische wie die persönliche, prägte sich um so tiefer dem Gedächtnis ein. Da ich auch regelmäßiger Besucher von Schultes Ausstellungsalon war, des einzigen, der damals für das Neue existierte, so hatte ich bald leidliche Übersicht über alles, was in Düsseldorf geschaffen wurde und den Stempel dieser Kunststadt trug. Raum etwas von Bedeutung ging hinaus, was nicht für einige Tage den Weg durch „Schulte“ genommen hatte.

Mehr noch aber als Ateliers und Kunstsalon förderte mich der persönliche Verkehr mit einigen der jüngeren Künstler

und insbesondere auch mit einem der älteren. Von jenen nenne ich die drei: Otto Knille, Georg Bleibtreu und Heinrich Petri, mit denen mich ein enges Band der Freundschaft ver-
 einigte, so daß ich auch noch lange über unsere Düsseldorfer
 Zeit hinaus mit ihnen in brieflichem oder persönlichem Ver-
 kehre blieb. Otto Knille ist seit langem Professor an der
 Akademie in Berlin, Georg Bleibtreu, der berühmte Schlachten-
 maler, ist vor kurzem erst aus dem Leben geschieden, und
 mein armer Petri erlag allzu früh einem tödtlichen Brust-
 leiden, das ihm nur Zeit gelassen hatte, zur vollen Entfaltung
 seiner Kunst zu gelangen, um ihn dann hinwegzuraffen. Aus
 einer Künstlerfamilie in Göttingen stammend, in welcher die
 Glasmalerei, die Pfeifenmalerei und dann die Photographie
 geübt worden, kam er mit dem heiligen Eifer eines jungen
 Fiesole nach Düsseldorf. Fromm, wie er war, widmete er
 sich der religiösen Malerei und wurde der Lieblingschüler
 Degers, ja von demselben ganz wie ein Sohn gehalten.
 Später trat er während eines langen Aufenthaltes in Rom
 zu Overbeck, der damals schon im höchsten Greisenalter stand,
 in ein ähnliches Verhältnis. Von Hause aus heiteren Tempe-
 raments, gesellig „auf der Bude“ — ich bewahre noch eine
 Zeichnung derselben von der Hand Knilles — empfänglich
 für alles Schöne, war es doch sein Ideal oder vielmehr sein
 Traum, wie Fiesole in der Klosterzelle zu leben und zu
 malen. Ich stellte ihm oftmals vor, wie er die Seelenruhe,
 die er suche, dort schwerlich finden werde. Er kam auch nicht
 dazu. Aber es gelang ihm wenigstens, im Kloster zu malen.
 Auf der Insel Nonnenwerth im Rheine schmückte er die Wände
 des Klosters mit seinen Fresken. Für die Familie des Fürsten
 Hohenzollern malte er ein großes Altargemälde zur Er-
 innerung an die frühverstorbene junge Königin Stephanie
 von Portugal, die Schwester des Königs von Rumänien.

Das Bild kam nach Portugal und schmückt dort die Kapelle einer Anstalt für Kinder, welche die Königin gestiftet hatte. Es war, glaube ich, sein letztes, wenigstens größeres Werk. Wie sein Meister Deger verstand er es, Schönheit der Form mit Tiefe und Innigkeit der Empfindung zu vereinen, ohne je ins Süßliche und Schwächliche zu verfallen; vielmehr muß man seiner Kunst eher eine gewisse Männlichkeit zuschreiben. Eine fromme, treue Seele, aber nicht ohne Jugendlust und Freudigkeit, ging er durch sein kurzes Leben.

Heinrich Petri ist wohl wenigen bekannt geworden, um so mehr hat sich Georg Bleibtreu einen weitreichenden Namen verschafft. Klein von Gestalt, brünett von Farbe und Haar, machte er nur unbedeutenden Eindruck, wenn man nicht tiefer in die dunklen Augen sah, aus denen die Glut einer Feuerseele strahlte. Die unfehlbare Akademie hatte ihn abgewiesen als unfähig und talentlos, aber Meister Hildebrand sah tiefer und nahm ihn in sein Atelier auf. So gelang es ihm, sich zur Meisterschule emporzuarbeiten, in der ich ihn neben Knille kennen lernte; beide arbeiteten in demselben Atelier, durch eine Scherwand getrennt. Seine ersten Bilder, welche damals entstanden, zeichneten sich nicht durch vollendete Technik aus; er wäre wohl nie ein eleganter Maler oder Zeichner geworden. Aber trotz seiner „knußlichen Malerei“, wie Kaspar Scheuren sie nannte, packten sie den Beschauer und hielten ihn fest. Die Begeisterung, das Feuer, das in ihm selber loderte, wußte er auch seinen Figuren mitzuteilen; der Ausdruck war lebendig und sagte, was er sagen sollte; die Bewegung war dramatisch, gewaltjam, oft fast bis zur Unmöglichkeit, doch mit allem Fleiß nach dem lebenden Modell durchgeführt. Einst traf ich bei ihm so ein unglückliches Modell, das einen herabstürzenden, von der Kugel getroffenen Soldaten vorstellen sollte; er hatte ihm ein Gerüst erbaut,

darauf der nackte Krieger lag, den Kopf nach unten, die Beine nach oben.

Das erste Bild, dessen ich mich erinnere, war eine Gruppe holsteinischer Soldaten, nächtlich im Walde um ein Feuer gelagert. Obwohl ihm von diesem Bilde nur die Figuren gehörten, lenkte es doch die Aufmerksamkeit auf ihn. Ein zweites, von der Begeisterung des Jahres 1813 getragenes Bild war die Schlacht von Großbeeren. Er lebte in den Freiheitskriegen von damals, und in der preußischen Landwehr feierte er seine Helden. Doch gedachte er auch die Schlacht von Aspern zu malen, von der ich die Farbenskizze besitze; ich weiß aber nicht, ob ein größeres Bild davon zur Ausführung gekommen ist, da wir beide damals Düsseldorf verließen und er sich in Berlin fürs Leben ansiedelte. Später sollte er den Krieg nicht bloß malen, sondern auch sehen; er machte die Feldzüge von 1866 und 1870 mit, als Maler, nicht als Kriegsmann. Die zahlreichen Bilder, die er aus diesen Feldzügen geschaffen, besonders aus dem von 1870, haben seinen Ruf fest begründet. Was ich von diesen Arbeiten gesehen habe, zeigte mir, wie er seine jugendliche Technik ganz überwunden hatte. Sein Feuer, seine Begeisterung, die Kraft des Ausdruckes und der Bewegung hatte er sich bewahrt und damit eine entsprechend vollkommene Technik verbunden.

Ein Gegenbild von ihm, als Maler wie als Mensch, war Otto Knille. Damals in der Düsseldorfer Zeit ein blühend schöner junger Mann von hoher Gestalt, war er auch ein eleganter Zeichner und vornehm in seiner Malweise. Das ist er auch bis auf den heutigen Tag geblieben. Den großen Festzug der Künstler im Sommer — irre ich nicht 1852 — den Kampf um die Schönheit zwischen Rittern und Ungeheuern, von dem ich bereits oben gesprochen habe, zeichnete

er in einer Reihe von Blättern mit all der Schönheit und Noblesse, die der phantastisch-märchenhafte Gegenstand verlangte. Dann malte er aus den Bauernkriegen die Gefangennahme des unglücklichen Grafen von Helfenstein. Das Bild kam nach Amerika. Ein anderes Bild, das damals in Idee und Zeichnung entstand, der tote Eid, wie er, von seinen Genossen auf dem Pferde gehalten, zum Schrecken der Feinde in die Schlacht geführt wird, wurde erst später in München vollendet. Ziemlich gleichzeitig mit mir und Bleibtreu verließ auch Anille Düsseldorf und wanderte gleich Feuerbach und Knaut nach Paris in die Schule Coutures. Was sie dort suchten, war vor allem, Farbe zu bekommen, im Gegensatz gegen das Düsseldorfer Grau, und es ist sehr charakteristisch, was Anille selbst von seinem ersten Lehrtage bei Couture erzählte. Er hatte die Palette nach Düsseldorfer Art aufgesetzt, Couture nahm sie in die Hand, hielt sie gegen das Licht und sagte: „Tout cela est gris“. Mit diesem einzigen Wort hatte der Franzose die Düsseldorfer Malerei verurteilt. Feuerbach hatte in dem Sommer, als ich nach Düsseldorf kam, sein erstes Pariser Bild: „Hafis am Brunnen“, zur Ausstellung gesendet; man fand es einfach shocking. Was hat man nicht alles seit der Zeit ertragen gelernt und ertragen müssen!

Anille wendete sich von Paris nach München, lebte längere Zeit in Italien und ließ sich dann bleibend in Berlin nieder, wo er Professor an der Akademie wurde. Er arbeitete seitdem in großem Stil. Wir blieben lange in eifriger Verbindung, bis die Jahre kamen und, wie es zu gehen pflegt, nicht die Freundschaft, aber die Lebenszeichen derselben aufhören ließen. So war es auch mit Freund Bleibtreu gegangen.

Jener ältere Maler, mit welchem ich gleichfalls den

freundschaftlichsten Verkehr unterhielt, so lange ich in Düsseldorf lebte, war der Landschaftsmaler Kaspar Scheuren. Er war freilich mehr als Landschaftsmaler; er liebte seinen Landschaften eine bedeutende Staffage zu geben und brauchte darin keine Hilfe bei Figurenmalern zu suchen, wie es so häufig geschieht. Er war durchaus von genialer, poetischer Anlage mit einem Nachklang der Romantik, obwohl ganz sein Eigen, ein Original, und ein lebenswürdiges als Mensch wie als Künstler. Von reicher Phantasie und Erfindung, kamen ihm Gedanken wie Stimmungen ungesucht, wie plötzliche Eingebungen, und er führte sie rasch, oft in wenigen Tagen oder als Aquarell in wenigen Stunden aus. Er war ein ausgezeichnetes Aquarellmaler, gleich stark in Tiefe und Sättigung wie in zartem, nur hingehauchtem Duft. War doch ein Aquarell, das der Maler der Prinzessin von Preußen (späteren Kaiserin Auguste) in Coblenz zu überreichen hatte, so fein und zart in Ton und Malerei, daß die hohe Dame ihr Taschentuch vor den Mund nahm, um nicht durch den Atem die Malerei zu schädigen — gewiß eben so charakteristisch für die Dame wie für das Bild. Eines seiner Ölgemälde, das ich entstehen sah, zeigt den Maler wie noch mitten in der romantischen Epoche: es ist das Innere einer Kapelle in eisig-kalter winterlicher Abendstimmung, eine Frau kniet und betet, tief versunken, den Rücken dem Beschauer zuehend, das Ganze in wundervoll gelungener Stimmung, und das ist es, was den Maler gereizt hat, die malerische Erscheinung, nicht der romantische Gedanke, der allerdings gleicher Weise die Seele fesselte wie die Malerei das Auge. Das rasch in zwei oder drei Tagen entstandene Bild brauchte nur gesehen zu werden, um sofort seinen Käufer zu finden. Es war die Fürstin von Hohenzollern.

Ich lernte Scheuren an der Staffelei kennen und an

seiner Staffelei verbrachte ich viele Stunden in immer ernstesten Gesprächen, wenn er arbeitete. Wißbegierig, wie er war, bei verhältnismäßig geringer Schulbildung, konnte ich ihm manches bieten. Auch sonst verdanke ich ihm viel Anregung und Genuß, besonders an Abenden, wo seine Frau, eine ehemalige Sängerin, dem Theetisch präsiidierte und mit Grazie die Butterbröte darreichte, ordentliche Butterbröte und nicht solche, wie sie nach beglaubigter Sage eine andere Düffeldorfserin bereitete, die berühmte Malerin Jerichau-Baumann, welche, wenn sie Gesellschaft hatte, die Butter im Topfe schmelzen ließ und dann mit dem großen Borstenpinsel auf das Brot strich. Manche bedeutende Persönlichkeit habe ich dort kennen gelernt, unter andern Bogumil Goltz, der eben aus seiner hinter der Kultur liegenden Heimat kam, um zum erstenmale über seine ägyptische Reise Vorlesungen zu halten. Er redete, und wir hatten nur zu schweigen; er redete gut und interessant, und wir hatten nur zu hören und hörten mit Vergnügen. Ähnlich war es ein andermal in Nürnberg, wo ich mit Goltz wieder zusammentraf. Wir saßen, ein paar Freunde, des Abends mit ihm im Bierhaus, und alsbald hatten wir eine Corona von Zuhörern um uns herum. Es wurde uns unheimlich, und wir gingen in ein anderes Wirtshaus, wo uns alsbald dasselbe geschah. Wir mußten uns dreinfinden. Scheuren war es auch, der mich zu Schirmer führte, und da darf ich wohl ein lebenswürdiges Wort des Letzteren anführen, nicht meinetwegen, sondern zur Charakteristik des alten Meisters. „Du erlaubst wohl“, sagte ihm Scheuren beim Abschiede, „daß mein junger Freund dich wieder besucht?“ „D“, antwortete Schirmer, sich zu mir wendend, „man braucht Ihnen nur in die Augen zu sehen, um selber zu wünschen, daß sie wiederkommen.“

Ich habe Scheuren nicht wieder gesehen, seit ich Düsseldorf auf immer verließ, doch gelegentliche Zeichen gingen hin und wieder bis an sein Lebensende, die mir bewiesen, daß er treu unserer freundschaftlichen Beziehungen von ehedem gedachte, wie es ja auch bei mir der Fall war und noch ist.

Ohne Zweifel verdanke ich es diesem freundschaftlichen Verkehre in erster Linie, daß ich, ohne Künstler zu sein und ohne bis dahin Kunstunterricht genossen zu haben, doch in das Kunstverständnis hineinkam, so daß ich lernte, wie ein Künstler vor dem Kunstwerke zu denken und zu empfinden. Waren es zunächst auch nur Bilder, um welche es sich handelte, so war die Übertragung und Anwendung auch auf Kunstwerke anderer Art doch nur leicht. So viel Zeit mir meine Verpflichtung übrig ließ — es war nicht allzu viel — verbrachte ich nicht vor oder an, sondern neben der Staffelei, d. h. derjenigen meiner Freunde. Ich sah das Werk entstehen und fortschreiten; ich sah die Änderungen und lernte, warum sie gemacht wurden; ich sah die Vorstudien zu denselben, und es wurde mir klar, worauf es ankam. Stets waren wir sofort in eifrigem Gespräche, dessen Gegenstand vorzugsweise Kunst und Kunstverhältnisse bildeten. Doch nicht immer, denn auch ich mußte meinen Teil zur Unterhaltung beitragen, und meine Freunde waren wißbegierige Leute. Da geschah es denn auch, daß wohl die Jugendllichkeit über den Ernst den Sieg davontrug und die Heiterkeit sich zu kleinen improvisierten Symposien steigerte, Gelagen in Kostümen verschiedenster Art, wie die Ateliers deren reichlich besaßen. Als Wache wurde ein Diener der Akademie vor die Thür gesetzt, „der alte Konrad“, wie er genannt wurde, angethan als Landwehrrmann, mit dem Gewehr in der einen und der Flasche in der anderen Hand. Der alte Konrad, der in jungen Jahren die Feldzüge auf der pyrenäischen Halbinsel

mitgemacht hatte, mochte einmal ein schöner Mann gewesen sein, doch war es wohl zu viel verlangt, daß er, wie die Sage ging, einmal selbst als Modell einer Venus hatte dienen müssen. Ein alter Maler hatte ein Bild mit einer ganz abscheulichen Venus ausgestellt, und als die Kollegen ihn fragten, wie er dazu gekommen sei, antwortete er, daß seine Frau ihm ein weibliches Modell nicht erlaubt habe, und so habe er sich des alten Konrad dazu bedient. Ja, die eifersüchtigen Künstlerfrauen mögen wohl öfter solche Verlegenheiten bereiten! Unsere kleinen Symposien waren natürlich in den geheiligten Räumen der Akademie verbotene Frucht, aber das Auge des Gesetzes war blind und das Ohr taub, und so wurden wir niemals gestört.

Man wird gewiß sagen, das ist eine sehr angenehme Art Kunstverständnis zu gewinnen; das ist es auch, aber es war doch für mich nicht die einzige Art. Ich teilte den Zeichenunterricht meiner Zöglinge und hatte großen Gewinn davon, den ich alsbald bemerkte, als ich im Sommer wieder in die freie Natur hinaus kam. Ich sah die Welt mit anderen, eigentlich geöffneten Augen an. Ich sah nicht mehr ins Blaue hinein; ich sah, daß es überall in der Natur bestimmte Formen giebt, daß der Baumschlag sich scheidet und in bestimmt geformten Massen, je nach des Baumes Art, sich vom Stamme löst, daß Schatten und Licht die Teile trennen und plastisch erscheinen lassen. Ich erkannte, wie Schatten und Lichter sich abtufen, in der Ferne verschwinden oder in der Nähe anwachsen, und was dergleichen künstlerischer Erscheinungen mehr sind. Und ebenso beobachtete ich die Farben. Ich erkannte das aber nicht bloß, ich versuchte auch die Anwendung und hatte große Freude, nach der Natur zu zeichnen und zu skizzieren. Im Zeichnen lernte ich sehen und konnte zugleich meinem Gedächtnis zu Hilfe kommen.

So war ich ohne Zweifel durch den Aufenthalt in Düsseldorf im Verständnis künstlerischer Dinge ziemlich weit vorgeschritten, und als ich wieder nach Wien kam, machte ich mich auch an ein wirkliches Galeriestudium. Wieder und wieder, so oft ich konnte, ging ich in die Belvedere-Galerie und suchte mir die Bilder einzuprägen. Ich kam dabei, mich vor dem Vielerlei und der Verwirrung zu schützen, bald zu der Überzeugung, daß es nützlich sei, mich zunächst mit einem der Hauptmeister eingehender zu beschäftigen, und ich erwählte mir Rubens zu diesem Zwecke.

Das wäre schon recht gewesen, aber leider trat ein Umstand hinzu, der mich dieses Studium des großen Meisters in höchst unangenehmer Weise büßen ließ. Wie ich schon erzählt habe, verfiel ich gegen Ende des Jahres 1854 in einen schweren Typhus, in dessen Fieberphantasien die auf den großen Rubensbildern ausgetriebenen Teufel ihr Unwesen trieben. Bei vollem Bewußtsein meinerseits und doch unbezwingbar tanzten sie auf Kopf, Händen und Füßen, unaufhörlich kreisend, sich überschlagend, auseinanderfallend und wieder zusammengehend, vor mir wie auf einer Bühne, und merkwürdigerweise in größerer Gestalt, wenn ich gegen das Fußende des Bettes sah, und nur halb so groß, wenn ich das Gesicht gegen die nahe Wand richtete. Indessen das Fieber verging, die Plagegeister mit ihnen, und nur der Rubens blieb.

Als ich wenige Zeit danach Wien verließ und, wie ich schon erzählt habe, nach Nürnberg kam, trat mir diese Stadt mit ihrer Kunst wie eine andere Welt entgegen als damals, da ich sie als Student durchwandert hatte. Wohl waren es andere Gegenstände der Kunst und des Altertums, als ich sie bis dahin kennen gelernt hatte, aber sehr rasch war ich darin zuhause und bald mit ihnen völlig vertraut.

Sechstes Kapitel.

Nürnberg und das germanische Museum.

Ein Mann ist viel wert in so schwerer Zeit.

Anstatt schon in Wien mein bleibendes Heim zu finden, sollte ich dazu erst auf dem Umweg über Nürnberg mit dem Verlust einiger Jahre gelangen. Verlust? nein! verloren kann ich diese Zeit nicht nennen, in welcher ich eine neue Schule der Belehrung fand, in welcher ich den Grund legte für eine neue Thätigkeit, für einen Beruf, der so sehr meinen Neigungen entsprach. Leben in einer Stadt, wo jeder Ausblick und Anblick mich anregte, wo jeder Stein von Kunst redete, und in dieser Stadt berufsmäßige Beschäftigung mit der Kunst, die mein Sinnen und Denken bereits völlig gefesselt hielt, was konnte mir erwünschter sein? Statt der Schulmeisterei, die ich völlig satt hatte, erwachte ein litterarischer Drang zur Anwendung oder Darstellung zu bringen, was sich bereits im Kopfe an Gedanken und Ideen gebildet hatte. Sie waren da, wie sehr auch noch jugendlich unreif. War es nicht Wien, so ließ es sich auch in Nürnberg leben, und wenn nicht leben, so doch arbeiten.

Ich ging also nicht ungern nach Nürnberg, wo ich, wie ich schon früher erzählt habe, die Stellung eines Konservators der Kunstsammlungen am germanischen Museum (am 1. Mai 1855) antreten sollte. Es war ein kalter Frühling oder vielmehr ein langer Winter und ich soeben noch Rekonvaleszent von einem schweren Typhus. Ich fuhr mit dem Schiffe die Donau hinauf bis Regensburg, eine lange und langweilige Fahrt, die ein paar Tage und Nächte erforderte, eine kurze Rast in Regensburg, mir in der altberühmten Stadt die zahlreichen und bedeutenden Gegenstände der Kunst und des

Altertums anzusehen, die mich nun schon berufsmäßig interessierten, dann eine nächtliche Postfahrt, und an einem sonnigen, aber kalten Morgen traf ich in Nürnberg ein.

Bald hatte ich ein behagliches Zimmer bei freundlichen Leuten gefunden, aber es dauerte nicht vierundzwanzig Stunden, so hatte ich schon den Vorgeschnack Nürnberger Lebensweise und hatte die Rehrseite der Nürnberger Romantik kennen gelernt. Die Stiege war eng und steil und die Thür zum Zimmer so niedrig, kaum fünf Schuh hoch, daß ich stets mit Kopf und Hut oben anstieß, bis ich schmerzlich zur Vorsicht gemahnt war. Steile, dunkle Stiegen, niedrige Zimmer, kleine Thüren, das habe ich überall in den alten Bürgerhäusern Nürnbergs gefunden. Die Frauen dieser Stadt fügten für den fremden Bewohner noch einen anderen Schrecken hinzu, das unaufhörliche Waschen und Scheuern des unangestrichenen Fußbodens aus weichem Holze. Wie oft bin ich damit zum Zimmer hinausgetrieben worden, wenn ich im besten Arbeiten war! Was die Lebensweise betrifft, so war ich alsbald gezwungen, mir Frühstück und Abendessen selber zu bereiten. Der Kaffee war ungenießbar, zumal für einen verwöhnten Wiener, der Thee mit Zimmet gekocht, und was das Essen in Haus und Restaurant betrifft, so habe ich in langem Leben und bei vielem Reisen nirgends in der zivilisierten Welt eine schlechtere Küche angetroffen als die Nürnberger. Mit Schrecken denke ich noch heute an das Nürnberger Leibgericht: Peterle und Schwemmklöße. Zum Glück war ich nichts weniger als Gourmand, obwohl nicht gerade ein Kostverächter, und ich ertrug die mageren Jahre mit Würde und Gelassenheit, selbst nicht ohne Humor. In meiner Genügsamkeit ist mir auch keine böse Erinnerung davon geblieben, ja ich denke mit Vergnügen und Dankbarkeit an Nürnberg zurück, wo ich noch dazu ein Glück fand, von dem ich später erzählen

werde. Daß ich hier einmal auch von materiellen Dingen rede, dafür muß ich wohl den Leser um Verzeihung bitten — es soll nicht wieder geschehen — aber Kost und Küche sind eben auch charakteristisch für Nürnberg; ich glaube, sie sind auch noch mittelalterlich oder, wie man in Ungarn zu sagen pflegt, avitisch.

Nicht ohne eine gewisse Ängstlichkeit geschieht es, daß ich überhaupt von den Nürnbergern erzähle, denn obwohl nicht gerade gefährlich, da sie bekanntlich niemand hängen, den sie nicht haben, so sind sie doch leicht zornige Leute, wenn man etwas von ihnen zu sagen hat, was ihnen wider den Strich geht. Ich habe das selbst erfahren, als ich, ziemlich gleich im Anfang, ein paar etwas jugendlich übermütige Korrespondenzen in Bruß' deutsches Museum schrieb. Glücklicherweise konnte ich der drohenden Aufregung gegenüber Anonymität bewahren, sonst wären wohl meine Nürnberger Tage gezählt gewesen. Durch solche Erfahrung gewarnt, schicke ich daher die Bemerkung voraus, daß ich von Stadt und Menschen und Zuständen nur rede, wie ich sie damals vor vierzig Jahren vor Augen hatte. Natürlich hat sich seitdem auch in Nürnberg vieles geändert. Mehr als ein Menschenalter ist verflossen; andere Männer haben die Leitung in Händen, andere Köche machen den Brei. Die Stadt ist gewachsen, ist industriell und kommerziell geworden; sie hat sich mit einem breiten Gürtel von Gebäuden und Ortschaften umgeben, eine Flut von Menschen, die in Alt-Nürnberg nicht geduldet waren, ist eingedrungen. Von all diesem rede ich nicht, sondern von damals vor vierzig Jahren.

Zu jener Zeit war die Stadt noch wie in sich beschloffen innerhalb ihrer alten Ringmauern, und in ihnen schien auch das Leben sich fortzuziehen, gerade wie in den alten Zeiten. Dieselben Menschen glaubte man in den Straßen zu sehen,

wie auf den Bildern, dieselben bürgerlichen rundbackigen Madonnengesichter wie an den geschnitzten weiblichen Gestalten in den Kirchen und an den Häusern. Alles war spezifisch nürnbergisch geblieben, wie es vor Jahrhunderten war. So wenigstens war der Eindruck. Mehr und mehr wie ich die Geschichte Nürnbergs und seiner Kunst kennen lernte, begriff ich auch die Nürnberger meiner Zeit, ihr Wesen und Treiben, ihre Sitte und Lebensart. Es schien mir all dasselbe, die neue Welt und die alte Welt in dieser merkwürdigen Stadt. Patrizier wie Bürger lebten für sich und mit sich und hielten mit Zähigkeit an ihren Familienerinnerungen sowie an ererbtem Familienbesitz fest. Manche besitzen oder besaßen der Art auch noch ein ganzes Museum, das sich freilich in neuester Zeit zu verringern pflegt, denn Antiquare und Kunsthändler suchen es ihnen abzujagen, und nicht Alle widerstehen den Lockungen, dem Reiz der Riesensummen, die ihnen geboten werden. So erinnere ich mich einer Geschichte, die mir der betreffende Kunsthändler selbst einmal gelegentlich erzählt hat. Es gab damals einen alten Klempnermeister, der in einem Silberpokal der besten Zeit von wunderschöner getriebener Arbeit einen für ihn einzigen Schatz besaß. Er redete nicht davon, und niemand, so schien es, wußte es. Alle Nacht aber, wenn er vom gewohnten Bier nach Hause kam und Frau und Kinder bereits in tiefem Schlafe fand, öffnete er still und heimlich ein kleines Wandschränkchen, nahm seinen Pokal heraus, betrachtete die Arbeit und hatte lange, lange seine Lust an seinem Schätze. Es war die Freude seiner alten Tage. Da kam ein Nürnberger Antiquar dahinter, einer von denen, welche die Großen in diesem Geschäft auf den Fang leiten, und mit einem solchen, einem Frankfurter wohlbekannten Namens, machte er sich an den alten Handwerksmann. Sie suchten ihn im Bierhaus auf,

und dort brachten sie ihn endlich nach langem Bemühen dahin, ihnen seinen Schatz, den er um keinen Preis verkaufen wollte, wenigstens zu zeigen. Er nahm sie also mit sich in sein Haus in später Nacht und enthüllte ihnen sein Heiligtum. Von dem an war der Mann verloren. Er erlag der Versuchung, nahm eine sehr hohe Summe — und die Freude seines Lebens war dahin.

So wanderten und wandern noch heute viele Kunstwerke aus Nürnberg hinaus, so aus der Familie Merkel der Tafelaufsatz von Wenzel Jamnitzer, so aus der Familie der Freiherren von Holzschuher das großartige Porträt ihres Ahnherrn von Dürer. Das heutige Geschlecht ist weniger zäh im Festhalten als das vorausgegangene, das ich gekannt habe.

Es mag auch nicht mehr so fein wie damals, da Nürnberg noch seine eigenen Gelehrten und Dichter hatte, seine eigenen Künstler, alle mit der Vaterstadt beschäftigt. Nürnberg hatte auch seine eigene Sprache, seine eigene Ausdrucks- und Anschauungsweise. So nannte man und nennt wohl auch noch heute die neuen, aus rotem Sandstein erbauten Häuser nicht rote, sondern schwarze Häuser; man wartet nicht, bis sie schwarz werden, was bei jener Steinart einmal vor Alter und Zeit geschieht. Der Nürnberger liebt in Hyperbeln zu reden und bezeichnet jede neue Anpflanzung auf seinem sterilen, sandigen Boden gleich als ein neugeschaffenes Paradies. In seiner Eifersucht und Eigenliebe sieht er es nicht gern, wenn Fremde über seine „Waare“, wie er seine Kunstwerke und Altertümer nennt, sich auslassen, reden oder schreiben oder sie kopieren. Er will sie allein haben und allein das Recht haben, über sie sich zu äußern.

Bei solcher, wie soll ich sagen, geistigen oder patriotischen Enge und genügsamer Selbstzufriedenheit kann ich nicht behaupten, daß ich mich zu den Bewohnern Nürnbergs sympathisch

hingezogen fühlte. Ich hatte doch schon zu viel von der großen Welt gesehen, um auch die eigenen Sinne einzuschließen. Erst nach und nach lernte ich auch ihre guten Seiten kennen und schätzen und fand einzelne Männer wenigstens von großer Bedeutung und weitem Blick. Um so mehr gefiel mir die Stadt selber, und ich fand mich bald in ihr zuhause. Alles schien mir lebendig, was es in der Stadt von Stein und Holz zu sehen gab. Meine Augen hatten immer Interessantes wahrzunehmen, richtete ich den Blick die Straßen entlang, in die Ecken und Winkel, in die Höfe hinein oder auf die Dächer mit ihren Türmchen und Dachreitern und Wetterfahnen. Hier ein Erker, dort eine bemalte Madonna an der Fassade, ein bekröntes Portal, ein Wappen, eine ritterliche Figur an der Ecke, ein Relief, ein in Stein gehauenes witziges Gebilde, alles redete und sprach zu Augen und Sinnen und erschloß den Geist vergangener Zeiten und Menschen. Als nun gar der Frühling wirklich kam und warme Tage das Grün hervorlockten, da lernte ich auch die Schönheit des Ganzen kennen.

Es ist im Grunde Stunden weit hin eine durchaus reizlose Gegend, in welcher sich jener isolierte Fels erhebt, der die Burg von Nürnberg trägt. Ein kleiner Fluß durchzieht sie und durchschneidet die Stadt mitten hindurch, zuweilen wogend und angeschwollen von Gewitterstürzen, zuweilen so flach, so wasserlos, daß die Badenden ihre Hemden auf dem sandigen Boden der „Hemden-Pegnitz“, wie man deshalb einen Arm der Pegnitz nannte, zum Trocknen auslegten. Aber ein Spaziergang über die Burg und die alten Stadtmauern herum war in feiner Art von unvergleichlicher Schönheit. Wie das üppig wucherte grünend und blühend von dem grauen oder braunen Gestein herab, aus den Fugen hervor, hängend in die Tiefe hinab oder aus der Tiefe herauf-

wachsend! Und des Abends ein Blick von der hohen Burg herab über die ganze zu Füßen liegende Stadt hinweg, wenn die Sonne unterging und das schwarze Gemäuer der Häuser, die braunen Dächer, die zahllosen bunt gestalteten Türme und Türmchen in goldigem Feuer auf lodern ließ — wie oft habe ich solchen Anblick mit Entzücken genossen!

Zu jener Zeit war der große Streit über die Niederlegung der Mauern Nürnbergs und die Ausfüllung ihrer Gräben noch nicht erwacht. Als ich kam, war ein einziges Thor, das Max=Thor, durchgebrochen und eine einfache Brücke über den Graben gelegt. Man hatte dort das Bedürfnis gefühlt, bei wachsendem Verkehr zwischen außen und innen einen weiten Umweg zu vermeiden, und man hatte so dem Bedürfnis genügt ohne Schönheit und Charakter zu schädigen. In dieser Weise hätte man noch lange Zeit den Hauptreiz der Stadt bewahren können, allein es kam über die Nürnberger selbst und an ihrer Spitze über den ersten Bürgermeister, der doch einer alten Patrizier=Familie angehörte, wie ein Fanatismus Wunsch und Streben die Mauern der Stadt niederzulegen und die Gräben auszufüllen. Zu meiner Zeit ging davon nur eben die Rede, freilich in immer wachsendem Maße. Später aber ist trotz aller Bemühungen und Gegenbestrebungen dennoch geschehen, was alle Freunde der Stadt zu verhindern trachteten. Der Mauergürtel ist durchbrochen, ein großer Teil der Gräben ausgefüllt, und die Stadt hat den Weg moderner Nüchternheit beschritten. Die Burg, die in königlichem Besitze sich befindet, ist glücklicherweise noch verschont geblieben. Noch heute erfreut es mich, das alte Nürnberg unverfehrt in meiner Erinnerung zu haben.

Die litterarische Intelligenz, von Zeitungen abgesehen, mit denen ich in keinerlei Verbindung stand, wurde in jenen Jahren insbesondere von zwei Vereinen gepflegt, einem

alten, dem Pegnesischen Blumenorden, und einem jüngeren, dem litterarischen Verein. Jener, der im vorigen Jahre sein zweihundertfünfzigjähriges Jubiläum gefeiert hat, hatte für sich das ehrwürdige Alter und die gewiß nicht zu unterschätzende Ehre, der älteste Verein seiner Art in Deutschland, vielleicht überhaupt der älteste litterarische Verein in der Welt zu sein, der seine Existenz ununterbrochen zwei und ein halbes Jahrhundert fortgeführt hat. Vielleicht war eine solche Dauer auch nur in Nürnberg möglich, wo ja alles sich wie versteinert erhalten hat. Damals, zu meiner Zeit, erschien auch der Blumenorden wie eine Versteinering; er führte seine „Pegnitzschäfer“ wohl in den „Irrhain“, ließ aber sonst wenig von sich hören. Das größere Leben war bei dem litterarischen Vereine zu finden, der unter der Leitung eines geist- und humorvollen Mannes stand, des Gymnasiallehrers Hofmann, der die Gabe hatte, Leben zu schaffen und im Leben zu erhalten. Seinen Namen führte der Verein wohl uneigentlich, denn der Litteraten gab es wenige darin. Es gab allerdings auch Vorlesungen, und jedes Jahr erschien ein Band gesammelter Aufsätze, aber im Wesentlichen war es ein Vergnügungsverein mit Winter- und Sommerfesten, Bällen und Ausflügen, dem der größte Teil oder wenigstens ein sehr großer Teil der gebildeten Stände Nürnbergs angehörte. Man war im Verein gemütlich bei sich, aber jedenfalls man war gemütlich nach Nürnberger Art. Mit dem unglücklichen Ende Hofmanns, der in Spanien der Cholera erlag, scheint der litterarische Verein sein belebendes Element verloren zu haben, während der Blumenorden durch einen neuen Vorstand, den ausgezeichneten Direktor des Gymnasiums, Herwegen, zu neuem Leben erwachte. Da einigten sich beide Gesellschaften, die Mitglieder des litterarischen Vereines traten in den Pegnesischen Blumenorden ein, und dieser führte unter

Hervorgehen, dann unter seinem jetzigen Vorstand Dr. Hermann Beckh Litteratur und Vergnügungen weiter, wie sie der litterarische Verein unter Hofmann geübt hatte. Zum Jubelfeste des vorigen Jahres veröffentlichte der Orden eine vorzügliche urkundliche Festschrift zu seiner Geschichte.

Ich erzähle dies alles, weil ich und meine Kollegen vom germanischen Museum sämtlich Mitglieder des litterarischen Vereines waren und auch thätig an seinen Versammlungen und Vorlesungen uns beteiligten, obwohl meine Sympathien, wie überhaupt für ein Vereinsleben, nicht sehr groß waren. Gewisse Gründe aber zogen mich doch dahin. Später sind wir denn auch, obwohl wir Nürnberg längst verlassen hatten, als bleibende Mitglieder des einen Vereines in den anderen aufgenommen, und so bin ich zum „Begnißschäfer“ geworden. Mit der Jubelfeier des vorigen Jahres ernannte der Orden uns, die wir noch aus jener alten Zeit als Kollegen vom germanischen Museum übrig waren, Barack, den gegenwärtigen Oberbibliothekar von Straßburg, und mich, zu seinen Ehrenmitgliedern, eine Ehre, die ein so altertümelndes, noch immer romantisch angehauchtes Gemüt wie das meinige nicht unterschätzt, denn wenn ein Verein mit dem Schimmer der Vergangenheit und dem Zauber der Romantik umgeben ist, so ist es der Begnesische Blumenorden.

Neben diesen Vereinen, dem litterarischen wie dem Begnesischen, hatte sich das germanische Museum schon damals trotz seines kurzen Bestandes eine Stellung erworben, welche über die Mauern der Stadt hinaus reichte und eben eine bedeutende Zukunft versprach. Da heute diese Bedeutung eingetroffen ist, so kann ich um so mehr ausführlicher von dieser Anstalt sprechen, als sie ja für mich selber die Grundlage meiner schriftstellerischen Thätigkeit gewesen ist. Damals, kaum drei Jahre alt, bot sie doch schon eine Fülle von

Studienmaterial, und das von so eigener Art, wie es noch heute wohl im Einzelnen überboten, aber nirgends sich vereinigt findet. Da es ganz meinen Neigungen entsprach, so zögerte ich nicht, schreiblustig, wie ich geworden war, mich desselben zu bemächtigen, soweit Zeit, Wille, Zweck und Fähigkeit es ermöglichten.

Wenn in den letzten Jahrzehnten ein anderer Direktor, ich meine Essenwein, Sammlungen wie Gebäude in außerordentlicher Weise vermehrte und die Anstalt zu einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges gemacht hat, so ist und bleibt der eigentliche Schöpfer und Gründer des germanischen Museums der Freiherr Hans von Nussfuß. Seine That ist eine rein patriotische, von der reinsten Vaterlandsliebe eingegeben, in schwerer Zeit mit Opfern begonnen und mit Opfern ins Leben geführt. Dieser Ruhm kann ihm nicht genommen werden, wenn auch seine Idee für die Sache selbst zu großartig und umfassend gedacht war und ihre vollständige Durchführung seine und vieler Anderer Kräfte überstiegen hätte.

Hans Freiherr von und zu Nussfuß — man kann noch hinzufügen auf Nussfuß — entstammte einer Familie des fränkischen Uradels, die, wie es scheint, Schwert und Feder immer zu vereinen gewußt hat, denn sie hat Bischöfe gestellt wie Kriegsleute. Einer der Ahnen, Sigmund, sollte in Bamberg zur Geistlichkeit erzogen werden, während der Bischof sein Schloß und seine Güter in Besitz hielt und für das Bistum zu erwerben und in Besitz zu halten gedachte. Aber er täuschte sich in dem Jüngling. Dieser entwich, sammelte Freunde und Genossen, erstürmte sein ererbtes Schloß und jagte die Bamberger Besatzung von dannen. Schloß Nussfuß liegt mitten in dem kleinen Gebirge, das man den fränkischen Jura oder die fränkische Schweiz nennt, ein wenig abseits von der Straße, die von Nürnberg nach Bayreuth führt.

Ein kleines Flößchen, ebenfalls die Nuffeß genannt, bildet ein Thal, auf dessen niedriger Felsenwand das alte Schloß mit mächtigem Turme sich erhebt. Einfach, aber würdig, dem alten Bau entsprechend, ist die innere Einrichtung gehalten, wohnlich und behaglich, denn das Stammschloß ist der Sitz der Familie geblieben, wenn auch Baron Hans seinen Wohnsitz — eben seiner Anstalt wegen — nach Nürnberg verlegt hatte.

Unser Baron, „der Baron“, wie wir ihn kurzweg nannten, war in Nuffeß im Jahre 1801 geboren und hatte schon mit sechzehn Jahren die Universität bezogen und sich dort der neugegründeten Burschenschaft angeschlossen. Der Reichsfreiherr hatte seine deutsche Gesinnung nicht verleugnet und sie treu bewahrt, als das Reich nicht wieder errichtet wurde und die Zeit der Reaktion über die Burschenschaft und alle gekommen war, die für das Kaiserreich und Deutschlands Einheit schwärmten. Mit Gewalt war nichts zu machen. Für die Freunde des Vaterlandes galt es, den Gedanken festzuhalten, ihn zu nähren, zu stärken, bis bessere Zeiten kommen würden. In solcher Gesinnung faßte der junge Nuffeß den Gedanken eines deutschen Reichsmuseums, welches alles sammeln und zugleich quellenmäßig bearbeiten sollte, was irgend nach einer Seite hin zur Erläuterung der deutschen Geschichte dienlich sein könnte. Er selbst ging mit eigenem Sammeleifer voran und machte den ersten Versuch zur Verwirklichung seiner Idee im Jahre 1833. Aber die Zeit war noch nicht gekommen. Der Versuch scheiterte. Selbst eine Denkschrift, welche er der Germanistenversammlung in Frankfurt 1846 überreichte, blieb ohne allen Erfolg. Erst als die patriotischen Hoffnungen des Jahres 1848 sich nicht verwirklichten und es wiederum galt den Einheitsgedanken Deutschlands festzuhalten, fand er auf der Versammlung

der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Dresden 1852, welcher der König von Sachsen, damals noch Prinz Johann, präsiidierte, die Zustimmung der Gelehrten und Nichtgelehrten und damit eine Art Autorisation. Die Versammlung beschloß auf seinen Antrag die Gründung eines solchen Museums, und zwar unter der Vorstandschafft des Freiherrn von Ruffsch in der Stadt Nürnberg, welche eben so wohl ihres alten Charakters wegen als die geeignetste erschien wie deshalb, weil sie wohl am wenigsten die Eifersucht anderer Städte, insbesondere der Residenzen, erregen würde. So geschah es am 17. August 1852, welcher Tag als Stiftungstag des Museums gilt. Ein Jahr später wurde die Anstalt als juristische Person von Baiern anerkannt und hatte somit eine rechtliche Existenz.

Aber damit fehlte noch so gut wie alles. Woher die Mittel, woher das Gebäude, woher die Verwaltung, woher die Sammlungen? Für alles mußte erst gesorgt werden. Alles zur Existenz Notwendige mußte erst herbeigeschafft werden. Und das ist das zweite Verdienst des Freiherrn von Ruffsch; er war nicht bloß der Urheber der Idee und der theoretischen Gründung; er sorgte in unermüdlicher Thätigkeit dafür, daß das Institut Leben und Bedeutung gewann. Im Anfang trat er für alles selber ein. Mit seinen eigenen, wenn nicht großartigen, doch vielseitigen Sammlungen machte er den Anfang; er hatte sie, in Hoffnung, daß sie einmal in das Eigentum des Museums übergehen würden, auf zehn Jahre unentgeltlich zur Verfügung gestellt; er leitete Geldsammlungen durch ganz Deutschland ein, bis aber diese Mittel flossen und da sie im Anfange sehr spärlich flossen, trat er mit seinem eigenen Vermögen ein. Er mietete die Räumlichkeiten, bestellte das nötige Personal von Gelehrten so wie von Schreibern und Dienern, vermehrte die Sammlungen durch Ankauf

und Geschenke, die er zu veranlassen mußte, warb Freunde bei Hoch und Niedrig, und so kam das Museum in Existenz und Thätigkeit ungeachtet der äußersten Schwierigkeiten, welche dem Institute selbst von Seite der Gelehrten gemacht wurden. Es hatte sich einmal wieder gezeigt, was die Begeisterung, der Wille, die zähe Ausdauer eines einzigen Mannes zu leisten vermochte.

Die Idee war großartig, vielleicht allzu großartig gefaßt; sie war in dieser Großartigkeit nach der einen Seite hin undurchführbar, und das war es, was auch den Widerspruch vieler Gelehrten hervorrief. Die Anstalt sollte nicht bloß ein gegenständliches Quellenmaterial zur deutschen Geschichte — Geschichte im allerweitesten Sinne genommen — umfassen, also einerseits von Kunstwerken und Altertümern, andererseits eine Bibliothek und ein Archiv enthalten, sondern sie sollte auch Jedem, der sich mit deutscher Geschichte beschäftigte, die Quellennachweise darbieten über alles, was irgendwo in Archiven, Bibliotheken, Sammlungen oder sonstwie in deutschen wie in fremden Landen Zweckdienliches sich vorfände. Dieses ungeheure Material, das Jedem, der es zu überdenken versucht, schwindeln macht, sollte in einem „Repertorium“, wie diese Abteilung genannt wurde, so verzeichnet werden, daß über jeden Gegenstand, über jedes Ereignis, über jede Person u. s. w. Auskunft und Nachweis gegeben werde, wo immer auch der Fundort sein möge. Alle Gegenstände sollten in einem besonderen Teile des Repertoriums skizzenhaft gezeichnet sein. Wir waren bald eine Anzahl fleißiger junger Gelehrten beisammen, die genug zu thun hatten, die eigenen Gegenstände des Museums in der Art zu verarbeiten, was ohnehin nur langsam vorschritt, alles Material aber außerhalb in gleicher Weise zu behandeln und für das Repertorium einzusammeln, hätten hunderte von Jahren nicht

ausgereicht. Die Sache war einfach unmöglich. Das Resultat wäre immer nur ein Bruchstück des großartigen Gedankens geblieben, und zwar ein sehr kleines Bruchstück.

Es sollte mit diesem Repertorium ein Mittelpunkt des Studiums auf dem Gebiete der deutschen Geschichte geschaffen werden; die Gelehrten sollten, so war es gedacht, nach Nürnberg kommen und mühelos alle Hinweise finden, welche sie brauchten, ein Jeder nach seinem speziellen Studium. Aber gerade das war ein anderer Stein des Anstoßes. Es wäre eine großartige Felsbrücke für den deutschen Gelehrten geschaffen und ihm gerade diejenige Arbeit abgenommen, die er notwendig selber zu machen hatte. Das Suchen und Finden, der eigentliche Reiz, die Lust und die Freudigkeit der gelehrten Arbeit wäre verloren gewesen. Es geschah daher nicht ohne Grund, daß viele der Germanisten, und es waren erste Namen darunter, der Anstalt mit Mißtrauen begegneten, und wenn sie auch nicht gerade Schwierigkeiten bereiteten, so war doch ihre Enthaltung genug, um viele, deren Freundschaft von Wert gewesen wäre, von der Teilnahme und Unterstützung abzuhalten. Diese Gegnerschaft bereitete unserem Vorstände große Sorge, aber mit der Zähigkeit seines Charakters hielt der alte Reichsfreiherr, als ob er seine Burg zu verteidigen hätte, an seinem Repertorium fest. Er verteidigte es selbst dann noch, als er schon eine Reihe von Jahren seine Vorstanderschaft niedergelegt hatte und Essenwein, sein zweiter Nachfolger, sich entschlossen hatte, das Repertorium aufzugeben und allein die Sammlungen zu pflegen.

Für die Sammlungen hatte Musseß selbst ein allumfassendes System bis in das Kleinste ausgearbeitet. Alles bis auf „Bindband“ ließ sich bequem hineinschachteln. Ebenso war die Einrichtung des Repertoriums und der Katalogzettel — verschieden für die drei Abteilungen — durchaus das Werk

seiner praktischen Erfahrung bei der Ordnung seiner eigenen Sammlungen. Sie bewährten sich vortrefflich und sind auch vielfach sonst von anderen Anstalten benützt worden. Wie schon angedeutet, bestanden die Sammlungen aus drei Abteilungen: aus dem Archiv, aus der Bibliothek und aus der Sammlung für Kunst und Altertum.

Von diesen drei Abteilungen war das Archiv naturgemäß die unbedeutendste und mußte es auch bleiben, da ja das eigentliche Material in den vorhandenen Staatsarchiven oder städtischen und Familienarchiven überall festliegt und Archivalien nicht gleich Kunstfachen käuflich herumwandern. Es war aber auf zweierlei gerechnet. Einmal hoffte man, daß bedeutende Familien ihre etwa vorhandenen Archive oder hinterlassenen Dokumente dem Museum zur Aufbewahrung und Bearbeitung übergeben würden, wie Musseß selbst es mit dem eigenen Archiv gethan hatte, andererseits sollte das Archiv des Museums eine Art Rettungsanstalt sein für so mannigfache Dokumente und wertvolle Schriftstücke, die achtlos zu Grunde gingen, verwahrlost oder verkauft von ihren eigenen Besitzern. Letzterer Umstand war gerade für Nürnberg von besonderer Bedeutung, weil massenhaft Pergament-Urkunden sowie kostbare Pergament-Manuskripte unter dem Hammer der Goldschläger vernichtet wurden. Beide Absichten erfüllten sich auch, wenn auch in bescheidenem Maße.

Rascher und bedeutender wuchs die Bibliothek heran, für welche schon Musseß selber in solcher Weise gesammelt hatte, daß immerhin etwas damit anzufangen war, namentlich auf dem kulturgeschichtlichen Gebiete. Früh gesammelt, da noch Seltenheiten leichter und billiger zu haben waren, enthielt sie manche Merkwürdigkeit selbst in Manuskripten, und sie vermehrte sich rasch, als so ziemlich alle Verleger Deutschlands je ein Exemplar ihrer Verlagswerke, soweit sie in den

Bereich der Museumszwecke fielen, zur Verfügung stellten. Schwieriger war die Vermehrung der Sammlungen für Kunst und Altertum, die im Anfange nicht viel mehr boten als den Rahmen dessen, was einmal werden sollte, oder vielmehr nur Proben, aus denen man eine Vorstellung von der Gestaltung und dem Umfange in der Zukunft sich bilden konnte. Hier vor allem handelte es sich um die Geldmittel, die kaum ausreichten für die spärliche Besoldung der Angestellten, und oftmals war diese nicht vorhanden und es mußte in außerordentlicher Weise Rat geschafft werden. Zwar standen die Gegenstände des Altertums im Verhältnisse noch niedrig im Preise, immerhin überstieg dieser zumeist die vorhandenen Mittel, und man mußte sich lange mit billigen Gegenständen begnügen.

In diesen war nun kein Mangel in Nürnberg. Jeder Tag brachte Neues oder vielmehr Altes auf den Tandelmarkt, das sich etwa in System und Umfang des Museums einreihen ließ: Töpfe, Schüsseln, Gläser, Krüge, Eisenarbeiten, Hausgeräte, Küchengeräte u. s. w., und unser „Baron“, der zu handeln verstand, verfehlte nicht, jeden Morgen einen Spaziergang über den Tandelmarkt zu machen und ein und das andere Stück als billige Beute in das Museum zu bringen. Besseres fand sich bei den Antiquaren. Damals war Nürnberg selbst noch eine ergiebige Quelle für die Sammler, und so fehlten denn auch die Händler nicht, große wie kleine. Der bedeutendste und originellste unter ihnen war wohl der alte Picket, der schon zu einer Zeit angefangen hatte, als die bairischen Klöster aufgehoben wurden und viel Schönes und Altes auf den Markt kam, ohne schon Käufer und Sammler zu finden. Picket war, wie er sagte, nicht bloß Händler, sondern auch Liebhaber und hatte seine eigene Sammlung für sich, die er dem gewöhnlichen Fremden nicht

zeigte. Wie er mein Interesse erkannte, ließ er mich auch diese seine private Sammlung sehen, die er meist unter den Tischen hinter Vorhängen versteckt hatte. Stück für Stück holte er hervor. Es waren natürlich alles gute Sachen, manche aber dabei, die er schon um des Gegenstandes willen den Blicken entziehen mußte. Zuweilen wurde der Alte denn auch redselig und erzählte, wie er selbst in jungen Jahren habe Lehrgeld zahlen müssen, da er von seinem Berufe nicht allzu viel verstand. So geschah es ihm einmal mit einem Engländer, der bei ihm einen Haufen aus den Klöstern stammender Bücher durchstöberte, ein und das andere Buch ausuchte, kaufte und bei Seite stellte. Da fand er auch ein Büchlein, das er, dem geforderten Preise entsprechend, mit 15 Kreuzern bezahlte und dann, statt es zu den anderen zu legen, sofort zu sich in die Tasche steckte. Als er ging, nahm er es wiederum heraus, zeigte es dem Verkäufer und sagte: „Herr Pickert, wenn Ihnen so etwas wieder vorkommt, so fordern Sie nicht fünfzehn Kreuzer, sondern fünfzehnhundert Gulden.“ Es war ein Autograph von Columbus eingeklebt. Manches schöne und interessante Stück hat das Museum schon zu meiner Zeit von Pickert erworben. Er war ein großer Finder.

Immerhin, die Sammlungen waren zu jener Zeit, da ich nach Nürnberg kam, schon besser als das Lokal oder die Lokalitäten, in denen sie aufgestellt und dem Publikum sichtbar waren. Wer sich nicht ein Bild von der Zukunft zu machen verstand, sondern sich vorstellte, das ist die nationale Anstalt für das ganze Vaterland und alle Deutschen außerhalb desselben, der möchte leicht Herz und Mut verloren haben. Wir befanden uns, Arbeit wie Sammlungen, in drei verschiedenen Gebäuden. Das Bureau, d. h. der Vorstand mit Sekretär und Schreiber, war in einer Etage des kleinen, sonst

berühmten Hauses Petersen am Paniersplatz untergebracht. Das „Depot“, wie alle Sammlungen hießen, welche der neueren Zeit seit 1648 angehörten, da sie der Bearbeitung noch entzogen waren, hatte seinen Platz im Tiergärtnerthor-turm erhalten. Repertorium, Archiv, Bibliothek, Kunst und Altertum, wir selbst mit unserer Arbeit waren aufs engste zusammengedrängt in den Räumen eines kleinen gemieteten Wohnhauses am Fuße des Burgberges. Ein halbes Dutzend der gelehrten Arbeiter saßen in einem einzigen, nichts weniger als großen Zimmer beisammen, nach den drei Abteilungen durch hölzerne Gitter getrennt. In einem kleinen Hofgebäude befand sich der Raum für den Portier, für den Zeichner und etwaige andere Künstler, wie sie zeitweilig gebraucht wurden. Nach der Straße zu hatte dieses Gebäude eine Art von Stall, dessen Fußboden mit dickem Sand bestreut war. Dieser Stall diente als Gipshalle und enthielt unter anderem die berühmten Hildesheimer Thüren von Bischof Bernward. Sollten sie besichtigt werden, so mußte man die Thore öffnen, um Licht zu haben.

Wir saßen also zwischen den Pferchen, gewissermaßen ideal geschieden, und arbeiteten acht Stunden täglich, vier des Morgens, vier des Nachmittags, die aber alsbald auf sechs verringert wurden. Die Arbeit war nicht anstrengend, aber geisttötend, und die einzige Erholung dabei war es, wenn der Bäckerjunge um 10 Uhr mit den Semmeln kam, denn bei uns ging das Brot nach der Kunst, nicht die Kunst nach Brot. Unsere Arbeit bestand wesentlich in Verzeichnissen, sei es für das Repertorium, sei es für die Kataloge. Für mich war sie wenigstens sehr lehrreich, denn ich hatte es doch vorzugsweise mit Abbildungen zu thun, die sich dem Kopfe einprägten. Beispielsweise hatte ich ein Register zu machen zu den dicken fünf Bänden des *Moyen âge* und nicht bloß von

den einzelnen Illustrationen und den Bildtafeln, sondern auch von jedem irgend interessanten Gegenstande auf denselben. Meine Arbeit, wohl geordnet, schön abgeschrieben, wurde den Bänden angeklebt. Als ich dann als Konservator für mein eigen Teil, denn ich hatte mit der Eifersucht des Vorstandes der Kunstabteilung zu kämpfen, das Kupferstichkabinet übernahm, d. h. die Sammlung von Stichen, Holzschnitten, fliegenden Blättern, Kostümblättern, überhaupt Einzelblättern, hatte ich auch großes Vergnügen an der Sache, denn ich hatte nun ein interessantes und amüsanter Material zur Hand. Die Herren der Bibliothek hatten es nicht so gut, denn ihnen wurden hunderte von Bänden herbeigeschleppt, aus denen alle Aufsätze und Abhandlungen oder sonst wichtige Besprechungen verzeichnet werden mußten, ohne daß es Zeit gegeben hätte, den Inhalt auch nur flüchtig durchzulesen. Die Herren waren, wenn der etwas despektierliche Vergleich erlaubt ist, wie jene biblischen Tiere, denen man beim Dreschen das Maul verbindet. Kosten durften sie nicht.

Der Zustand der Lokalitäten war auf die Dauer nicht haltbar, weder für die Sammlungen, noch für die Arbeiten, noch für das Publikum, dem nur Täuschung bereitet wurde, wenn es kam, eine Nationalanstalt Deutschlands zu besichtigen. Baron Ruffeß hatte daher auch schon längst eine Lokalität ins Auge gefaßt, die er sich als den bleibenden, definitiven Sitz des Museums dachte. Auf der Lorenzer Seite der Stadt Nürnberg lag das alte Karthäuserkloster, das damals dem Staate gehörte und vom Militär als Magazin benützt wurde. Die Erwerbung war möglich, aber sie bot große Schwierigkeit. Einmal galt es, das Militär daraus zu entfernen und den Staat zur Aufgabe zu veranlassen, keine Kleinigkeit, da ja auch anderweitig ein Magazin zu beschaffen war. Zum andern lag fast der ganze Gebäude-



komplex, mit Ausnahme der Kirche, die als Heumagazin diente, in Ruinen. Andererseits schien gerade die Karthause, ideal wie praktisch, ganz passend zu sein. Obwohl abseits gelegen, war doch das Areal geräumig genug zur Erweiterung und zu Neubauten. Man hatte eine gotische Kirche von schönen schlanken Verhältnissen, höchst geeignet zu einer Ausstellung für kirchliche Kunst. Man hatte verschiedene größere Nebengebäude und doppelten Kreuzgang, einen kleineren und einen größeren, von denen der letztere kaum auf einer Seite notdürftig erhalten war. An die Kreuzgänge waren die getrennten Häuslichkeiten der Karthäusermönche angelehnt, von denen noch ein paar wohnlich erhalten waren. Hinter diesen Baulichkeiten lag ein großer Garten, der rückwärts bis an eine andere Straße sich ausdehnte. Die Beschaffenheit aller Gebäude war allerdings von der Art, daß sie eine gründliche Restaurierung und Adaptierung, Umbauten und Neubauten notwendig machte, alsdann hatte das Museum jedoch einen passenden, ideal entsprechenden Sitz gewonnen, der einmal einen ebenso interessanten wie großartigen Eindruck zu machen versprach.

Die Schwierigkeiten lagen bei der Regierung in München. Oft abgeschlagen, oft verzweifelnd, begann Ruffeß seine Bemühungen immer von neuem. Endlich, im Winter von 1856 auf 1857, fiel die Entscheidung zu Gunsten des Museums. Sämtliche Räume mit dem ganzen Gartenareal wurden uns übergeben in das Eigentum des germanischen Museums, und sofort begann auch unter Leitung des Baurates Solger die Restaurierungsarbeit, die bis gegen den August 1857, soweit es vorläufig beabsichtigt war, vollendet wurde. Noch waren die Wände naß, als wir binnen wenigen Wochen die vollständige Übersiedlung mit allen Abteilungen durchführten. Glänzend war unser neuer Aufenthalt nicht, es gab weder

architektonischen, noch ornamentalen Luxus, und viele von den Baulichkeiten blieben noch in ihren Trümmern liegen, harrend eines späteren Meisters und Vorstandes — und das Museum fand ihn in Effenwein — der glänzend durchzuführen verstand, was unter der Vorstandschaft von Nusseß aus Mangel an Mitteln hatte unterbleiben müssen. Aber jede der drei Abteilungen hatte doch ihre gesonderten und ihre ausreichenden Räumlichkeiten, in denen sich arbeiten ließ und in denen die Sammlungen Platz zur Aufstellung fanden. Nur zwei Räume boten auch an sich einen erfreulichen Anblick: die Kirche, welche als Galerie für Gemälde und Skulpturen zu dienen hatte, und eine große, mit Glasgemälden geschmückte und am Boden mit mittelalterlichen Fliesen belegte Halle, die Frauenhalle genannt, in welcher alles, was zum Hausrat, zum Schmuck und zur Ausstattung des Hauses gehört, in eben so vornehmer wie gemüthlicher Weise Aufstellung erhalten hatte. Es war damals für das Auge die sehenswürdigste Abteilung. Für die großen Skulpturen in Gipsabgüssen war ein kleiner Teil des großen Kreuzganges hergerichtet worden; Waffen- und anderes Kriegs- und Jagdgeräthe fanden im kleinen Kreuzgang Aufnahme. Beim Pförtner war selbst eine kleine Kneipstube eingerichtet, welche allwöchentlich an bestimmten Abenden den Vorstand, Beamte und Freunde des Museums vereinte.

Wir waren damals schon eine stattliche Schar älterer, zumeist aber jüngerer Gelehrter, welche das Museum herbeigerufen hatte. Unser Baron, der mit seinen Ideen weit in die Zukunft vorauseilte und sein Museum schon in großartiger Gestaltung erblickte, konnte deren nicht genug haben. Jede der drei Abteilungen hatte ihren Vorstand und ihre Konservatoren, für welche es mit Katalog und Repertorium Arbeit genug gab. Wir jüngeren alle strebten noch in die

Höhe und betrachteten das Museum als eine Stufe auf weiterer Lebensbahn. Nur der im Alter längst gereifte Frommann, unser väterlicher Kollege, Vorstand von Archiv und Bibliothek, hatte sich mit seiner Stellung und seinem Aufenthalt in Nürnberg wohl für immer abgefunden. Ich nenne ihn unsern väterlichen Kollegen, nicht bloß weil er uns an Jahren so weit voraus ging, sondern auch, weil er uns in allen unseren Zweifeln und Fragen stets mit seinem Wissen, seinem Räte und seiner ruhigen Überlegung der Dinge zur Seite stand. Ich sehe ihn noch, wenn er etwa eine schwierige etymologische Frage zu erwägen hatte, wie er leise und bedächtig das graue Haupt nach rechts und links bewegte und ebenso die Hand wie balancierend und wiegend abwechselnd nach oben wie nach untenkehrte. Er redigierte damals den „Anzeiger des germanischen Museums“ und gab zugleich eine sehr geschätzte Zeitschrift für deutsche Mundarten heraus. Er weilt schon längere Zeit nicht mehr unter den Lebenden. Auch die meisten anderen Kollegen sind bereits aus dem Leben geschieden, nachdem sie ruhmvoll ihre Gelehrtenlaufbahn vollführt haben. So der liebenswürdige Joh. Heinrich Müller, ein Hildesheimer und Philologe aus dem Seminar K. Fr. Hermanns, der am germanischen Museum das Münzkabinet in Obhut hatte und eine vorzügliche deutsche Münzgeschichte arbeitete, von der leider nur der erste Band erschienen ist. Später wurde er Begründer und Direktor des „Welfen-Museums“ in Hannover, in welcher Stellung er im besten Mannesalter starb. So mein Bruder Johannes, Sekretär des Museums, der die poetischen Versuche seiner Jugendzeit mit historischen und nationalökonomischen Studien vertauschte, mit Müller zusammen die Zeitschrift für Kulturgeschichte herausgab, alsdann nach Dresden übersiedelte und dort als sächsischer Staatsarchivar auch vorzeitig nach

langer Krankheit aus dem Leben scheiden mußte. Auch Karl Bartsch hat sein Leben nicht zu hohen Jahren gebracht, obwohl er länger lebte, als ihm beschieden schien, denn als er zu uns nach Nürnberg kam, war er schon wie einem frühen Tode verfallen. Brustleidend, hatte er auf seinem Arbeitstisch die Leberthranflasche neben sich stehen und setzte ihr fleißig zu. Trotz dieser schwachen Gesundheit füllte er sein Leben mit einer Anzahl so bedeutender Werke aus, daß er seinerzeit wohl als der erste Germanist Deutschlands gelten konnte. Hochbegabt, poetisch veranlagt, mit außerordentlichem Gedächtnis versehen, leicht und sicher arbeitend, war er voll vielseitigen Wissens wie ein alter Polyhistor; er war Romanist, Germanist, Sanskritaner, Litterarhistoriker, Philologe der klassischen Sprachen u. s. w. und hatte in dieser Vielseitigkeit wohl kaum seinesgleichen auf den deutschen Universitäten jener Jahre. Noch sehr jung wurde er als Professor nach Moskau berufen, folgte dann einem Rufe nach Heidelberg, wo er auch nach überaus erfolgreicher Wirksamkeit als Lehrer und einer Fülle von Schriften sein Leben beschloß.

Glücklicher war Karl Barack, ein Philologe der Tübinger Schule, der erst in Nürnberg, wo er der Bibliothek angehörte, sich germanistischen Studien zuwandte, dann Bibliothekar des Fürsten von Fürstenberg in Donau-Echingen wurde und heute noch als Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek in Straßburg fungirt, um deren Neubegründung nach der Belagerung und dem Brande von 1870 er sich große Verdienste erworben hat. Erst vor kurzem aus dem Leben geschieden ist August von Oye, ehemals Vorstand der Kunstsammlungen, der das Museum verließ, um sich, wie er hoffte, eine glücklichere und größere Wirksamkeit in Brasilien zu schaffen. Leider gelangen seine Versuche und Bemühungen nicht, wie auch seine gedankenreichen Schriften nicht den von

ihm erwarteten Erfolg hatten, so sein „Leben Dürers“ und insbesondere seine „Ästhetik“. Erst Künstler, dann Student der Geschichte und Philologie in Göttingen, dann Erzieher in Wien, dann am germanischen Museum, dann Lehrer der Geschichte in Dresden, wiederum am Museum in Nürnberg, dann jahrelang Brasilienfahrer, endlich Privatgelehrter und Schriftsteller in Berlin, so verfloß ihm das Leben unruhig und unbefriedigt, und seine reichen Gaben, seine tiefen und anregenden Gedanken ermangelten des verdienten Erfolges. Wir kannten uns schon bei meiner ersten Anwesenheit in Wien, trafen uns dann wieder in Düsseldorf, wo er mit Knille befreundet war. Er war es, der meine Anstellung am germanischen Museum vermittelte, wo wir freundschaftlichst nebeneinander arbeiteten und die beiden Werke „Kunst und Leben der Vorzeit“, das er begründet hatte, und „Meisterwerke der Holzschnidekunst“ zusammen herausgaben. Zuletzt will ich noch Burkhardt's gedenken, des sächsischen Archivars in Weimar, und des liebenswürdigen Reinhold Bechstein, der in jenen Jahren als jüngster zu uns trat, dann als Germanist Nachfolger von Bartsch an der Universität in Rostock wurde. Auch er weilt heute nicht mehr unter den Lebenden.

Wir waren, wie man sieht, damals ein strebsames Völkchen junger Gelehrter beisammen, von denen jeder einzelne, auch außer der Thätigkeit am Museum, seine eigenen Arbeiten hatte und seine eigenen Ziele verfolgte. Auch lebten wir gesellig in friedlichem Verkehre miteinander. Mehr oder weniger eng hatten wir uns alle dem litterarischen Vereine angeschlossen; sonst gab es außer dem Bierhaus kaum irgend Geselligkeit in Nürnberg, für uns wenigstens, denn die abgeschlossenen Nürnberger Familien waren uns unzugänglich, und was wir davon zu sehen bekamen, erschien uns beschränkt und langweilig. Die Damen, oder sage ich lieber die Frauen,

besuchten strickend des Nachmittags die Kaffeehäuser, besonders diejenigen, welche außerhalb der Stadt in den Gärten lagen, und machten dort, wie die Sage ging, großartige Kaffeeschulden. Abends, während die Männer ins Bierhaus gingen, hatten sie sich häuslich gemacht und waren für niemand mehr zu sprechen.

Doch es gab auch Ausnahmen, meist solche Häuser, in welche ein fremdes Element gekommen war. So das Haus des Direktors der Kunstschule, meines Freundes August Kreling, von dem ich noch mehr zu erzählen haben werde, so auch das unseres Vorstandes selber. Kein deutsches Haus zu denken als das des alten Reichsfreiherrn Hans von Nuffeß! „Ihm blühten fünf liebliche Töchter“, alle blond in den verschiedensten Nuancen, schön, hochgewachsen, frisch und gesund von Farbe; ebenso eine stattliche Schar von Söhnen, die zum Teile schon im Amt oder in der Armee dienten; die Mutter, eine würdige, einstmals schöne Matrone aus dem weitverzweigten Hause der Freiherren von Seckendorf; der Vater selber, mit markigem, ausdrucksvollem Gesicht, das Haupt von braunen Locken umgeben, die noch kein weißes Haar zeigten. So lebte die Familie patriarchalisch zu Nürnberg im „Hause zum Ritter“ oder auf dem Schloß in Nuffeß. Die Geselligkeit freilich war von etwas eigentümlicher Art. Allwöchentlich gab es einen musikalischen Abend, der aber nur von sechs bis acht Uhr dauerte. Danach, da eigentlich die Gesellschaftsstunde erst gekommen war, entfernte sich der Hausherr mit seinen männlichen Gästen und wanderte zu Bier und Abendbrot hinüber ins „Schwänle“, ein kleines, äußerst unansehnliches Bierhaus. Da versammelte sich in einem ganz kleinen Zimmer eine Gesellschaft von kaum einem Duzend erlesener Personen, zu denen auch der geistreiche Baron Vibra gehörte, seines Berufes ein Chemiker, dann Reisender in Süd-Amerika und Novellist auf dem lokalen Gebiete seiner Reisen. In amüsanter Fabulieren — um

kein anderes Wort zu gebrauchen — übertraf ihn niemand. Da auch andere Gäste kamen und das kleine Gemach buchstäblich ausfüllten, so war im Winter eine Luft in demselben, ein Qualm, Rauch und Dunst zum Ersticken. Ich habe nie etwas Ähnliches von sogenannter Gemütlichkeit der Kneipe wieder gesehen und auch nie vorher erlebt, obwohl unsere enge Bubenreuther Kneipe mit fünfzig bis sechzig rauchenden Komilitonen darin auch etwas leistete. An Luft gewöhnt, konnte ich nur hineinschauen, um sofort zurückzuprallen. Es war auch nicht ungefährlich, denn von jenem Tische, den, wie gesagt, ein Duzend Gäste umgab, starben drei der Teilnehmer in einem und demselben Winter: einer fiel am Stammtische vom Stuhl und war tot, ein zweiter brachte sich noch nach Hause und starb, vom Schläge getroffen; der dritte erhob sich eines Morgens im Bette und sank tot zurück. Da war es dann mit der Gemütlichkeit des „Schwänle“ für eine Weile zu Ende.

Mußte ich schon damals solchen echt Nürnberger Genüssen fernbleiben, so hatte ich doch manches andere Vergnügen, welches das Museum mit sich brachte. Sowohl die Jahresversammlung brachte interessante Gäste herbei, als auch sonst bedeutende Menschen sich einstellten, das Museum kennen zu lernen, dessen Ruf mehr und mehr ins Wachsen kam. So habe ich schon Bogumil Goltz erwähnt, so verbrachte ich mehrere höchst reizende Abende mit Rietschel, dem Bildhauer, der seinen Arzt in Nürnberg hatte. Zuweilen traf es sich, daß unser Vorstand bei solcher Gelegenheit nicht anwesend sein konnte und mir die Begleitung überließ, da der zweite Vorstand lieber bei seiner ruhigen Arbeit blieb. So lernte ich noch Barmhagen von Ense und seine damals noch unberühmte Nichte Ludmilla von Assing kennen, ein echt norddeutsches Dämchen mit scharfen und klugen Gesichtszügen, und verbrachte mit ihnen angenehme Stunden. So geschah

es auch, daß ich einmal mit dem alten Fürsten Wallerstein, der eine Zeit lang unter König Ludwig I. der leitende Staatsmann Baierns gewesen war, ein paar Stunden lang im Kreuzgange der Karthause auf und ab wanderte. Da ich damals, jung an Jahren, das Talent des Zuhörens besaß, so wurden die alten Herren redselig und offen, und ich erfuhr mancherlei Dinge, die mein Interesse und meine Wißbegier reizten. Waren es auch nur kurze Momente im Leben, so blieben es doch Erinnerungen, angenehme Erinnerungen für die Zeit, die nun gekommen ist, da ich nichts mehr zu erleben habe, sondern den Ereignissen, dem Laufe der Welt nur von seitwärts her aus der stillen Ecke zuschaue.

Nach dem Jahre 1858 löste sich unser kleiner Kreis nach und nach auf. Einer nach dem anderen verließ das Museum, seiner neuen Berufung nachzugehen. Ich war einer der Ersten, da im August 1858 mein Wunsch, bleibend nach Wien zu kommen, in Erfüllung ging. Auch unser alter „Baron“ wurde im Jahre 1862 seiner Vorstandschafft müde. Er hatte ja erreicht, was er gewollt und erstrebt hatte, seine Schöpfung stand gesichert für alle Zeiten. Aber die zehn Jahre unausgesetzter Sorgen und Mühen, die noch kein Ende hatten, scheint es, hatten ihn vor der Zeit mürbe gemacht. Er legte seine Vorstandschafft nieder und blieb der Anstalt nur als Ehrenpräsident verbunden. Nach einem nicht glücklichen Intervall folgte sodann August Essenwein, der wie bekannt, das Museum in seinen Sammlungen und Gebäuden im Laufe der Jahre zu großer Entfaltung gebracht hat.

Siebentes Kapitel.

Kultur, Kunst, Kostüm.

Verzeiht, es ist ein groß' Ergößen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen.

Zwei Bücher sind es, die auf mein geistiges Leben einen entscheidenden Einfluß geübt haben, beide heute wie verschollen und vergessen. Das eine, das mir etwa in meinem fünfzehnten oder sechzehnten Lebensjahre in die Hände fiel, war Johannes von Müllers „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte der Menschheit.“ Kurz, treffend, voll Urteil und Gedanken, aus großer, überschauender Weltansicht geschrieben, hätte es meines Erachtens ein standard work sein sollen, ein klassisches Buch, das immer neu gelesen, in immer neuen Auflagen hätte erscheinen müssen. Statt dessen, wer liest es noch? Wer kennt es noch, wenn nicht der Litterarhistoriker, der doch einen Mann wie den großen Schweizer Geschichtsschreiber nicht übergehen kann? Auf mich hat das Buch damals eine mächtige Wirkung geübt. Ich las es wieder und wieder fast bis zum Auswendigwissen; es bestimmte meine Liebe zur Geschichte und weckte schon damals in mir den Wunsch, mein Leben, soweit es der Wissenschaft gehörte, der Geschichtschreibung zu widmen. Und dabei ist es ja auch geblieben.

Das zweite Buch sind Schnaases „Niederländische Briefe.“ Ich bekam sie zufällig als ein Geschenk meines künstlerischen Freundes Kaspar Scheuren. Auch dieses Buch ist vergessen. Der Verfasser selbst hat es vergessen gemacht durch sein großartiges Werk über die allgemeine Kunstgeschichte, das wir noch immer als erstes Werk auf seinem Gebiete zu betrachten haben, trotz aller Einzelstudien oder allgemeiner Darstellungen, die

fast schon zu einer Bibliothek herangewachsen sind. In jenen „Niederländischen Briefen“ ist der Verfasser selber noch jung und wie ein Lernender, aber ein Lernender, der in dem, was er sieht, alle Beziehungen aufzudecken weiß; er sieht nicht bloß den künstlerischen Wert und die kunstgeschichtlichen Verbindungen, er sieht die Verbindung mit der Nationalität, mit der Natur des Landes, mit der Geschichte von Land und Volk. Von Ort zu Ort, von Provinz zu Provinz schreitend, findet er hier die historische Malerei, dort die Landschaftsmalerei oder das Genre, anderswo die gotische oder die Renaissancearchitektur vorherrschend vertreten, und hier allemal knüpft er an und legt das Wesen eines jeden Kunstzweiges theoretisch wie geschichtlich und kunstgeschichtlich mit einem Verständnis und einer Klarheit dar, daß uns alles so begreiflich wird und wir tief in das Wesen der Kunst einzudringen glauben. Ich las das Buch in Düsseldorf zu jener Zeit, da ich eben mit den Künstlern in persönlichen Verkehr trat und meine Vorstellungen von den Dingen der Kunst noch völlig ungeklärt waren. Ich war ein Suchender und hatte noch wenig gefunden. Da traf mich das Buch wie eine Erleuchtung; es wies mir meinen Weg. Sein Inhalt, seine Erklärungen, seine Art der Betrachtung und Darstellung fielen durchaus sympathisch auf einen vorbereiteten Boden. Es war mir, als hätte ich das Buch selber schreiben können — freilich zwanzig Jahre später.

Wenn Johannes von Müllers Buch mich für die Geschichte gewann, so waren es Schnaases Briefe, welche mir die Richtung in den geschichtlichen Arbeiten bestimmten. Ich hatte mich mit Vorzug und Neigung bisher mit der Kulturgeschichte beschäftigt. Das Gerippe der Weltgeschichte, die großen Kriege, die staatlichen Veränderungen, das alles hatte ich so ziemlich inne, um jedes Ereignis an seinen Platz setzen zu können:

die großen Menschen der Geschichte, wie z. B. Alexander der Große in Droysens ausgezeichnetem Werke, Plutarchs Lebensbeschreibungen, konnten mich hinreißen, die Schlachtenbeschreibungen, die diplomatischen Verhandlungen ließen mich kalt. Mir schien es, als ob es immer noch etwas Interessanteres gäbe als gerade die Politik im gewöhnlichen Sinne und in gewöhnlicher Darstellung. Die Richtigstellung der Thatfachen, wie sie bis heute aufgefaßt wurde, ist ja eine schöne, ich möchte vielmehr sagen, eine ehrliche Aufgabe, immer doch von subjektiver Auffassung abhängig, so viel man die Chroniken prüft und in den Archiven herumfuchen mag. Aber in diesen Thatfachen schien mir die Geschichte nicht beschlossen. Neben jenen Thatfachen, welche nur den politischen Stand der Dinge, die Verhältnisse der Völker und Länder zu einander verändern, schienen mir noch andere zu bestehen, welche der Geschichtschreibung wert und würdig sind, die Thatfachen nämlich, an denen wir das Werden und Wachsen des Menschengeistes erkennen, an denen wir seinen Lebensgang, seine Entwicklung von den untersten Stufen, von der Roheit des prähistorischen Menschen bis auf den heutigen Zustand verfolgen. Man nennt das gewöhnlich Kulturgeschichte oder, wie die Franzosen sagen, Geschichte der Zivilisation. Ich möchte lieber sagen: Biographie des Menschengeistes oder der Menschheit; letztere Bezeichnung wäre allumfassend, Kriege und Politik einschließend aber diese eben nur als einen Teil der Geschichte, nicht als die Geschichte.

Waren diese Ideen auch damals, als mir Schnaases Buch in Düsseldorf in die Hände fiel, noch keineswegs ausgereift, so waren sie doch so weit schon vorgeschritten und hatten sich in meinem Geiste so festgesetzt, um von ihnen aus die Brücke zur Kunst zu schlagen und in ihrer Verbindung, das ist in den Wechselbeziehungen und Wechselwirkungen zwischen Kultur

und Kunst, die Art der Betrachtung und Darstellung zu finden, welche meinem Wesen, meinen Neigungen, meinem bisherigen Studiengange entsprach. Die Kunstgeschichte war oder wurde mir ein Teil der Kulturgeschichte. Ich lernte sehen, wie die Kunst aus dem Stande der gleichzeitigen Bildung, aus den nationalen Eigentümlichkeiten, im vollen Zusammenhange mit der Zeitgeschichte und ihrem Charakter hervorging. Die Anregung zu dieser Art der Auffassung, wenigstens die Klarheit in diesen Gedanken, verdanke ich Schnaases genanntem Buche.

Freilich vom Verständnis bis zur Anwendung dieser Idee war ein weiter Weg. Einerseits fehlten mir noch die Detailkenntnisse nicht sowohl der Kunstgeschichte, die ja leicht zu haben waren, als der Kunstgegenstände, zu denen man schwerer gelangen konnte. Dazu mußte man selber Sammler sein, viele Reisen machen, oder ein Museum unter den eigenen Händen haben. Da ich nun an das germanische Museum kam, dessen Hauptinhalt bei weitem mehr kulturgeschichtlicher als kunstgeschichtlicher oder künstlerischer Natur war, so mußte es denn auch geschehen, daß im Anfange bei mir die Kulturgeschichte der Kunst den Rang ablief. Das Material, das mir zum Lernen wie zur Bearbeitung zur Verfügung stand, brachte es so mit sich.

Es kam ein anderer Umstand hinzu. Die kulturgeschichtlichen Neigungen, denen ich nachging, waren ja nichts, was mir besonders zu eigen war; sie erwachten und lebten damals in vielen Köpfen und überall in Deutschland, in Frankreich wie in England. Man war eben jener trockenen politischen Geschichtschreibung mit ihrer Nichtigstellung der Thatfachen und ihrer Beschränkung auf dieselbe herzlich satt; man hatte das Gefühl, daß eine Friedensgeschichte der Menschheit, die ebenso ihre Eroberungen und ihre Helden, ihre „Ritter des

Geistes“ hatte, doch weit interessanter sein müsse. Aber was war Kulturgeschichte? Was war ihr Inhalt? Was alles gehörte in ihren Bereich hinein? Was war ihr Umfang? Wo waren ihre Grenzen? Und solcher Fragen gab es viele.

Darüber nun war damals unleugbar noch große Unklarheit vorhanden; die ersten kulturgeschichtlichen Arbeiten, die in Zeitschriften oder Büchern erschienen, legten ein sicheres Zeugnis davon ab. Man nahm eben alles als Gegenstand der Kulturgeschichte, was nicht der Politik oder der Kriegsgeschichte angehörte: Sage und Mythe, Religion und Aberglauben; Kunst, Litteratur und Wissenschaft, Kostüm und Mode, Sitten und Gebräuche u. s. w. Unsere Kollegen am Museum von der Germanistik machten uns anderen, die wir den Eifer für Kulturgeschichte teilten, den Einwand, daß man noch gar nicht wisse, was Kulturgeschichte sei. Das war auch zum Teil richtig, da es ja eine anerkannte Definition nicht gab, indessen konnten wir ihnen erwidern, daß die germanistische Wissenschaft bereits ein Jahrhundert alt sei, und ihre Gelehrten — es war das eben am Museum geschehen — dennoch darüber stritten, ob sie Philologie, d. h. Sprachforschung oder Archäologie, d. i. Alttertumskunde, sei. Beide Auffassungen hatten Anhänger. So mußte sich auch der Begriff der Kultur erst mit der Zeit zur Klarheit herausarbeiten. Vorderhand klang das Wort wie ein Schlagwort, das alle diejenigen vereinte, welche mit der bisherigen Geschichtschreibung, mit der „Schule“ unzufrieden waren. „Schule“, „Methode“ hatte die Kulturgeschichte sicherlich noch nicht. Die Arbeiten selbst mußten sie, wenn nicht finden, doch zeigen und lehren, was selbstverständlich nicht von heute auf morgen geschehen konnte.

Da erschien Thomas Buckles wunderbares Buch, und mit ihm hatte die Kulturgeschichte nicht bloß eine bedeutende

Leistung zu zeigen, sie hatte damit überhaupt das großartigste Geschichtswerk geschaffen, dessen sich das 19. Jahrhundert rühmen kann. Alle gegnerischen Kritiken, so sehr sie sich bemühten, konnten diesen Eindruck nicht hinwegschaffen. Viele hat das Buch angeregt, viele haben es nachzuahmen versucht, keines wieder ist mit so hinreißendem Schwunge geschrieben worden, keines mit so interessantem Inhalte gefüllt. Von dem an ist die Kulturgeschichte anerkannte Wissenschaft geworden; ihr Wesen als einer Geschichte oder Biographie des Menschengeistes hat sich immer klarer herausgestellt; kulturgeschichtliche Behandlung, kulturgeschichtliche Einleitung, kulturgeschichtliche Darstellung, das ist immer häufiger und notwendiger geworden, selbst bei Büchern fernstehender Wissenschaften. Selbst das Haupt der Schule hat sich veranlaßt gesehen, der Münchner historischen Kommission eine „Geschichte der Wissenschaften“ vorzuschlagen, womit er eine echte That im Interesse der Kulturgeschichte vollzogen hat.

So weit waren wir damals noch nicht am germanischen Museum. Wir arbeiteten aber unverdrossen auf dem Gebiete der Kulturgeschichte, uns wenig darum kümmernd, ob der Begriff derselben theoretisch schon festgestellt sei oder nicht. Von Leipzig aus kam an uns die Aufforderung, in Nürnberg einen Verein für Kulturgeschichte zu gründen. Es war Karl Biedermann, der Verfasser einer Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts und vieler anderer geschichtlicher Werke, der sich mit uns in Verbindung setzte und die Anregung gab. Wir folgten auch derselben und gründeten diesen Verein, dem unsere Freunde und Kollegen beitraten. Wir hielten, wie es so üblich ist bei Vereinen, unsere Sitzungen und Versammlungen, berieten, beschloßen, teilten auch Arbeiten mit und unterhielten uns hinlänglich gut. Wie ich überhaupt kein großer Freund von Verein und Vereinsleben bin, so

lege ich auch diesem Verein für deutsche Kulturgeschichte (diese Beschränkung hatte er noch) keine besondere Wichtigkeit bei. Viel wichtiger war es, daß daraus eine neue Monatschrift für deutsche Kulturgeschichte hervorging, die uns ein Organ verschaffte, in welchem wir unsere Ideen und Arbeiten zum Druck bringen konnten. Die Redaktion führten die Kollegen Joh. H. Müller und mein Bruder Johannes, der, wie ich schon früher erzählt habe, damals Sekretär des germanischen Museums war. Die Zeitschrift ging zwar nicht in „die weitesten Kreise“, aber sorgfältig redigiert, erfreute sie sich doch des Beifalls der Studiengenossen. Doch ging sie nach einigen Jahren wieder ein, weniger aus Mangel an Teilnahme, als weil Redakteur und Mitarbeiter, aus dem Museum scheidend, nach und nach Nürnberg verließen und nach allen Seiten sich zerstreuten. Es löste sich der Zusammenhang, es fehlte das einigende Band, welches wir im germanischen Museum gehabt hatten.

Auch meine ersten Arbeiten erschienen in dieser Zeitschrift, der Kostüm- wie der Sittengeschichte angehörend. Es fand sich am Museum in der Russischen Sammlung eine Anzahl fliegender Blätter, welche mit Abbildungen und begleitenden Versen eine besondere Erscheinung der Zeit des dreißigjährigen Krieges darstellten, Stutzer in modischer Kriegstracht, verliebt und verlumpt, Helden des Wortes, wie sie auch von Myrer im „Horribiliscrifax“ geschildert sind. Ich benützte sie zu einem Aufsatz: „Monsieur Mlamode, der Stutzer des dreißigjährigen Krieges“. Ein zweiter Aufsatz: „Die Staats-, perrücke und ihre Zeit“ ging schon weiter, indem er Sitte, Kostüm Litteratur, Theater und anderes zu einer Schilderung der pompösen und manierten Zeit Ludwigs XIV. vereinte.

Das Kostüm war es damals, was mich vor allem anzog, und zwar so sehr, daß es der Gegenstand meines ersten

Buches wurde. Ich glaubte es damit abgethan, allein es reizte mein Interesse nicht bloß damals, es hat mich festgehalten — oft wider meinen Willen — für mein ganzes Leben. Aufforderungen von außen ließen mich immer wieder zum Kostüm zurückkehren. Den ersten Anstoß, mich mit diesem so ganz speziellem Zweige der Kulturgeschichte zu beschäftigen, gab ohne Zweifel der Verkehr mit meinen Düsseldorfer Künstlerfreunden. Dann fand ich in den Sammlungen des germanischen Museums ein reiches Material zur Geschichte des Kostüms, das unter meine Hände und meine Aufsicht kam. Ich erkannte auch bald, wie außerordentlich wichtig die genaue Kenntnis der Trachten und Moden für die Kunst- und Altertumsforschung ist, denn von allen Zeichen und Merkmalen zur Zeitbestimmung eines Gegenstandes, vorausgesetzt, daß es Figuren dabei giebt, ist das Kostüm das genaueste und sicherste. Bis tief rückwärts in das Mittelalter hinein erlaubt es eine Bestimmung oft auf zehn und weniger Jahre. Einen guten, verläßlichen Führer und Lehrer gab es damals schon in Hefner-Altenecks großartigem Werke, das bereits vollendet war. Ich lernte viel daraus.

Aber das war es nicht allein, was mich so an die Geschichte des Kostüms fesselte. Nicht das Formelle war es, nicht die Excentricitäten und Sonderbarkeiten der Mode, nicht ihre Schönheiten oder ihre häßlichen Auswüchse, nicht ihre Bedeutung zur Zeitbestimmung war es so sehr, was mein Interesse gefangen nahm, als vielmehr etwas ganz anderes; es war ein ganz anderer Gesichtspunkt, aus welchem ich das Kostüm mit Vorliebe betrachten lernte.

Je mehr ich mich mit der Geschichte der Tracht und der Mode beschäftigte, desto klarer wurde es mir, daß ihr Wechsel und Wandel nicht das Werk des Zufalls sei, nicht von der

Laune oder der Willkür einzelner Persönlichkeiten abhängen oder sprungweise von einer Form zur anderen umschlagen. Ich fand die Mode, vom Altertum zu geschweigen, schon im frühen Mittelalter thätig und seit dem vierzehnten Jahrhundert bereits in schnellem Wechsel begriffen. Ich sah, wie eine Kleiderform in Umwandlung, oft in unscheinbaren Veränderungen in die andere übergeht und so nach und nach in einen entgegengesetzten Charakter verfällt; ich sah alle Veränderungen immer an demselben Kleidungsstücke vor sich gehen, so daß, was uns als etwas ganz Neues erscheinen will, doch nur das alte Kleidungsstück in neuer Gestaltung ist. Auf diese Weise ist es in Wahrheit richtig, daß wir im Frack nur die römische Tunika tragen, allerdings mit den Veränderungen einer zweitausendjährigen Geschichte, und daß unsere Mäntel, die ja in Italien und sonstwo noch um die Schulter geschlagen werden, die direkten Nachkommen des römischen Pallium sind. Im Zusammenhange damit mußte ich auch erkennen, daß die anekdotische Geschichte, welche die Entstehung gewisser Moden auf gewisse Vorfälle zurückführt, wie z. B. die Schnabelschuhe auf leidende Füße irgend eines Fürsten, regelmäßig Unwahres enthält, indem sich feststellen läßt, daß die so entstandene Mode schon früher vorhanden war und, bald schneller, bald langsamer, nach und nach zu ihrer Ausbildung kam.

Was aber das Wichtigste und Interessanteste ist, es stellte sich heraus, da doch der Wechsel in der Tracht eine Ursache haben muß, daß dieser Wechsel in den Wandlungen der Zeit und ihres Charakters begründet ist. Wie die Zeit sich ändert, so ändert sich auch der Charakter der Tracht, und wenn die Moden ihre scheinbar gleichgiltigen Spielformen haben, so stehen sie doch samt und sonders unter dem Einfluß, unter dem Geiste einer Epoche. Die Zeit, die Geschichte

ist es, welche die Trachten und Moden schafft, nicht die Schneider, noch die Stücker, noch die Phantasie der Modedamen. Was diese etwa erfinden, sind nur nebensächliche Dinge, die an dem großen Gange nichts ändern und in denen die Erfinder auch nicht unabhängig sind. So giebt es also eine vollständige Parallele zwischen dem Charakter des Kostüms und der allgemeinen Zeitgeschichte.

Dieser Gedanke war es vor allem, der mich reizte und mich zu dem Versuche veranlaßte, ihn durch den Lauf der Geschichte durchzuführen. Das Material, das mir im germanischen Museum zur Hand lag, bestimmte mich, meinen Plan auf Deutschland zu beschränken; da aber die deutsche Tracht, die deutschen Moden im wesentlichen keine anderen waren und sind als die allgemeinen der Kulturvölker überhaupt, selbst im Mittelalter, so mußte eine deutsche Trachtengeschichte von selbst auch zu anderen Völkern hinübergreifen, zumal zu den Franzosen, die ja, nicht immer zwar, zumeist die Führung hatten, in der Kultur wie in der Mode. So entstand meine „Deutsche Trachten- und Modenwelt“. Das Kostüm, so mit Kunst, Poesie, Litteratur, Leben und Sitte in Beziehung gesetzt, mußte sich über die materiellen Formen hinaus zu einer gleichwertigen Erscheinung, zu einem wirklichen Zweige der Kulturgeschichte erheben lassen, und das lag auch in der Absicht des Buches. Das Material, das mir bereits am Museum geboten war, ergänzte ich aus anderen Bibliotheken, insbesondere aus der Münchner; ich zeichnete viele hunderte von Kostümen, ganz oder teilweise, in Nürnberg und auf Reisen und legte mir dadurch selbst eine Kostümsammlung an. Ich hatte durch diese eigenen Zeichnungen den Vorteil, daß sich mir Farben und Formen fest in das Gedächtnis einprägten und ich sie zum Vergleiche stets bereit hatte. So entstand jenes mein Erstlingswerk.

Ich gab es ohne Abbildungen, weil ich es als ein Geschichtswerk zum Lesen gedacht hatte, nicht als ein Bilderbuch, wie alle nachfolgenden Kostümwerke. Das Manuskript hatte ich noch gänzlich in Nürnberg vollendet; die Herausgabe erfolgte aber erst im Winter von 1858 auf 1859, da ich Nürnberg bereits wieder und auf immer verlassen hatte.

Auch in den nächsten Jahren, da ich bereits nach Wien übersiedelt war, blieb ich der Kulturgeschichte treu. Es trat in der Art meiner Studien und Arbeiten keine Unterbrechung ein, und insofern kann ich auch in ihrer Darstellung einseitigen fortfahren, bis ich an den Moment komme, wo die Veränderung des Ortes, der Übergang nach Wien, auch dieser Seite meines Lebens eine neue Richtung giebt und die Beschäftigung mit der Kunst wieder in den Vordergrund treten läßt. Dieser Zeitpunkt ist der Beginn der kunstgewerblichen Bestrebungen in Wien und die Gründung des österreichischen Museums für Kunst und Industrie.

Meine Trachtengeschichte, die sich der Günst Friedrich Vischers und noch des alten katonischen Kritikers Wolfgang Menzel erfreut hatte, brachte mir die Einladung zur Teilnahme an einem litterarischen Unternehmen, welches bestimmt war, die Geschichte sowohl wie die deutschen Geschichtschreiber in Deutschland volkstümlicher zu machen, als es bisher der Fall gewesen war. Der beliebte Volksschriftsteller Ferdinand Schmidt in Berlin hatte sich diese Aufgabe gestellt und glaubte sie durch eine „Bibliothek“ kleinerer, populär geschriebener Geschichtswerke erfüllen zu können, mit denen Porträt und Biographie des Verfassers verbunden sein sollte, letzteres eine Aufgabe, die für das stille Leben eines Gelehrten nicht immer angenehm zu lösen war. Ich befand mich damals in mittelalterlichen Studien, exerzierte für meine besonderen, weitergehenden kulturgeschichtlichen Zwecke die Geschichtschreiber,

Chroniken und Dichter des Mittelalters, und so wählte ich demgemäß mein Thema: die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauenkultus. Die Ausarbeitung machte mir viel Vergnügen, wie ich mich denn überhaupt gewöhnte, was mir im Kopfe lag, so niederzuschreiben, wie es mir selber gefiel, ohne jede Rücksicht auf den Leser oder einen bestimmten Leserkreis und dessen etwaigen geistigen Standpunkt.

Eine große, für mich bedeutende Ausnahme muß ich allerdings zulassen: die Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein, eine Arbeit, die ich schon in dieser Zeit begann, wenn sie auch erst viel später zur Vollendung kam. Es war nicht ein Gegenstand meiner Wahl, denn archivalische Studien, wie sie in diesem Falle erforderlich waren, lagen mir ferne; als mich aber der junge Fürst Johannes, sobald er zur unabhängigen Regierung gekommen war, zu einem solchen Werke aufforderte, nahm ich das mit Freuden an, denn ich hoffte und wollte mit dieser Arbeit eine Schuld der Dankbarkeit dem fürstlichen Hause Liechtenstein lösen und zugleich ein Werk liefern, das für die Familie selbst auf immer Bedeutung hätte. Leider genügte das urkundliche oder sonst schriftliche Quellenmaterial, das ich in den Liechtensteinschen Archiven zu Wien und Butschowitz fand, sehr wenig zu einer eigentlichen geschichtlichen Darstellung, und ich mußte mich für die Vorstudien sehr weit umschauen. Das verzögerte wohl einerseits die Arbeit, indessen wuchs mir andererseits der Stoff unter den Händen so an, daß aus dem einen Bande, den ich mir vorgenommen hatte, ihrer drei wurden. Dafür denke ich, wird nicht leicht ein zweiter Schriftsteller kommen, der den Gegenstand mit gleicher oder größerer Ausführlichkeit wieder aufnimmt, und so bleibt dem Buche sein Wert für lange Zeit bewahrt.

Schließlich, bevor ich, so zu sagen, zur äußeren Geschichte

meiner ersten Wiener Jahre übergehe, muß ich aus dieser Zeit noch eines Umstandes erwähnen, der zunächst nur litterarische Bedeutung hatte, alsdann aber für die zweite Hälfte meines Lebens völlig entscheidend wurde. Dies war meine erste Bekanntschaft mit Eitelberger. Wir trafen uns zuerst gelegentlich einer Vorlesung, die ich im Altertumsvereine hielt. Er forderte mich zur Teilnahme an der „Wiener Zeitung“ auf, bei welcher er damals den litterarischen Teil redigierte. Ich nahm an und berichtete fortan über neue Geschichtswerke der Engländer und Franzosen. Wenig ahnte ich damals, wie wir alsbald auf Jahrzehnte hinaus zu gemeinsamer Arbeit verbunden sein würden.

Achtes Kapitel.

Die ersten Jahre in Wien.

I would not give my Irish wife
For all the dames in Saxon land.

Es war wohl eine entscheidende Wendung in meinem Leben, als ich im August des Jahres 1858 nach Wien übersiedeln konnte. Der regierende Fürst Moïse von Liechtenstein, der mich seit jener Zeit, da ich mit der fürstlichen Familie Solms sein Gast in Liechtenstein und Eisgrub gewesen war, in wohlwollender Erinnerung behalten hatte, berief mich als seinen Bibliothekar und betraute mich zugleich mit der Aufgabe seines Beirates in Dingen der Kunst und des Altertums, zu denen der Fürst als Kunstliebhaber, als Bauherr im großen Stil, als damaliger Präsident des Altertumsvereines mannigfache Beziehungen hatte. Eine kunstverständige Persönlichkeit mochte ihm dabei wohl dienstlich sein, wie mir

denn auch der erste Auftrag wurde, mit dem Maler Amerling und dem alten, hochbetagten Galeriedirektor Dallinger eine Prüfung der Bildergalerie vorzunehmen, in welche mit der Zeit allerlei Unwürdiges hineingekommen war.

Mein sehnlichster Wunsch wurde damit erfüllt. Wien hatte es mir ja angethan. Außerdem daß ich nunmehr in der Stadt leben sollte, die ich mir bei voller Freiheit und Unabhängigkeit selbst erwählt hätte, war ich auch in den Stand gesetzt, mir ein eigenes Heim zu gründen. Ich fand volle Muße, meinen schriftstellerischen Neigungen nachzugehen, unterstützt von einer Bibliothek, die mir ein erwünschtes Hilfsmaterial der mannigfachsten Art darbot. Wie wenige in Wien, selbst solche, die sich um Litteratur und Wissenschaft kümmern, kennen diese Bibliothek! Niemand aus der Fremde sucht sie auf oder weiß von ihr. Und doch wäre sie eine Sehenswürdigkeit von Wien! Fast versteckt liegt sie hinter einem der Liechtenstein-Paläste in der Herrngasse und verbirgt, wie man sagen möchte, ihre Schätze. Viele besuchen die Bösendorferschen Konzertsäle, welche aus der ehemaligen Reitschule gemacht worden, und kaum einer ahnt oder weiß, daß darüber in einem RiesenSaale zahlreiche Kostbarkeiten der Litteratur sich befinden, daß dort eine große Bibliothek aufgehäuft, nein, wohlgeordnet vorhanden ist. Sie mag gegen hunderttausend Bände zählen.

Die Herren und Fürsten des Hauses Liechtenstein sind immer den Künsten und Wissenschaften geneigt gewesen, und so ist es denn auch schwer zu sagen, wer der eigentliche Gründer der Bibliothek war oder wann die Sammlung der Bücher begonnen worden. Es gilt das Gleiche wie von der Bildergalerie. Infunabeln sind zahlreich, viele erste Ausgaben und Drucke noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert, sie sind wohl erst später erworben. Eine Anzahl Bücher aber mit den alten

Original-Einbänden tragen in Gold gedruckt den Namen des Herrn Hartmann von Liechtenstein, des Stammvaters der jetzigen fürstlichen Linie, eines, wie es scheint, hochgebildeten Herrn, der nach der damaligen Sitte des protestantischen österreichischen Adels im sechzehnten Jahrhundert, seine Studien im Auslande gemacht hatte. Diese Einbände von reich vergoldetem Schweinsleder sind Pariser Arbeit. Unter den späteren Fürsten war es im achtzehnten Jahrhundert insbesondere Fürst Wenzel, der Begründer der österreichischen Artillerie, der die Bibliothek mit zahlreichen und kostbaren Werken bereicherte. Schön und sorgfältig eingebunden und mit seinem Wappen und Namen als Stempel versehen, zeigen sie ihn als wirklichen Bücherfreund. Die jetzige Gestaltung der Bibliothek, der Bau des Riesensaales ist ein Werk des Fürsten Alois I. am Ende des vorigen Jahrhunderts, ein Bau nicht ohne architektonische Bedeutung. Über der alten Reitschule, die keine Säulen oder Pfeiler duldet, schwebt er gewissermaßen, mit Ketten, die von hölzernen Säulen verdeckt sind, im kolossalen Gebälke des Dachstuhl aufgehängt. Der Zeit entsprechend, gehört die Dekoration mit ihrer Architektur und Ornamentik in Stuck und Vergoldung dem Empirestil an. Mit Hilfe des gut geführten Katalogs war ich bald zu Hause in dem weiten Raume und unter den Büchern, die hoch bis zur Decke hinaufsteigen. Wie ich denn immer ein Stück Bücherwurm gewesen bin und zuweilen auch ein Lesewüterich, so machte es mir das größte Vergnügen, mit der hohen, auf Rollen sich bewegenden Leiter im Saale auf und ab zu fahren, sie bald hier, bald dort anzulegen und, droben hockend, ein Buch nach dem anderen herauszunehmen und in demselben nach Lust zu „schmöckern“; viele angenehme Stunden habe ich in dieser Weise verbracht.

Doch nicht sofort, nachdem ich Nürnberg verlassen hatte,

trat ich meine Stellung in Wien an. Der Fürst, damals bereits leidend, ja schwer krank, befand sich mit der fürstlichen Familie in Eisgrub, wo die Jagdzeit bereits begonnen hatte. So blieb auch ich einstweilen dort, da der Fürst mich in seiner Nähe haben wollte. Arbeit jedoch hatte ich keine andere als meine eigene, indem ich vom zweiten Bande meiner „Deutschen Trachten= und Modenwelt“ die Korrekturbogen bekam. So hatte ich an dem schönen Orte in einer weiten Wald= und Wasserlandschaft, die von der Kunst zu einem großartigen Parke umgeschaffen worden, wochenlang einen reizenden Aufenthalt. Ich konnte diese Zeit der Erholung brauchen, denn ich hatte in Nürnberg viel gearbeitet und viel an Kopfweh gelitten. Damals in jenen wunderschönen Spätsommertagen des Jahres 1858 ging das alles vorüber, und neu gestärkt konnte ich mein Tagewerk in Wien beginnen.

Ich denke, es war am 5. Oktober, als der Fürst mich für Wien entließ. Tags zuvor hatte die festliche Einweihung der neugebauten Schloßkirche stattgefunden, mit welcher der ganze gotische Umbau des Schlosses seinen Abschluß erhalten. Ich hatte für die Kirche den Altar zu Nürnberg in Krelings Schule machen lassen, und sollte nun das Fest noch mit erleben. Der Fürst hatte sich soweit wieder erholt, daß er der Weihe und dem Bankett anwohnen konnte. Er hatte die Vollendung seines Lieblings Schlosses gesehen, aber auch eben nur gesehen. Viele Jahre hatte er dem Bau wie der inneren Ausstattung Sorge, Mühe und Kosten gewidmet; es war wohl die liebste Arbeit seines Lebens. Nun hätte er sich an diesem schönen Orte inmitten all der großartigen Jagdgebiete und Jagdanlagen der befriedigten Ruhe hingeben können, aber mit seiner leidenschaftlichen Liebe für die Jagd war die Ruhe das letzte, was er suchte. Und so geschah es denn, daß ihm diese Leidenschaft selber zum Verderben werden sollte. Bei seiner

starken Natur immer wieder Herr seiner Krankheit, fiel er immer aufs neue in dieselbe zurück, sobald es wieder „auf den Hirsch“ ging. An dem Tage, da ich schied, war ihm im Moment, als er schießen wollte, das Gewehr aus der Hand gefallen. Noch einmal wohnte er der Jasanenjagd bei, in der Remise auf einem Stuhle sitzend, nur als Zuschauer. Kaum ein paar Wochen war ich in Wien, als die Nachricht von seinem Tode kam. Es war schon November, und es lag tiefer Schnee, als die Leichen-Feierlichkeiten in der kaum vollendeten Kirche stattfanden, von wo die Leiche nach Branau in die Familiengruft befördert wurde. Ich betrauerte tief und aufrichtig den Tod des edlen, großgesinnten und dabei so gutherzigen Fürsten, dem ich persönlich die größte Verehrung widmete, hatte ich doch auch alle Ursache zur Dankbarkeit, da seine Entschliebung meinen späteren Lebensweg bestimmte. Das Wohlwollen, das er mir bewiesen, setzte sein junger Sohn und Nachfolger fort und hat es bis auf den heutigen Tag bewahrt.

So war ich denn nun in fester, gesicherter Lebensstellung, wenn ich auch ferner auf reichliche Arbeit angewiesen war, nicht sowohl den Kampf ums Dasein zu führen, als mein Leben so zu gestalten, wie es etwa in bescheidener Weise meinen Neigungen und Wünschen entsprach. Hatte ich doch Muße und Arbeitsmaterial in hinlänglicher Menge. Dazu die Aussicht und die Möglichkeit, mir bald ein eigenes Heim zu gründen, in welchem auch Herz und Gemüt Befriedigung fänden.

Trotzdem verfloß der Winter ziemlich einsam und öde. Mein früherer Aufenthalt in Wien war zu kurz und vor allem zu gebunden gewesen, um mich in Stadt und Menschen einzuleben. Ich hatte zwar Freunde und machte bald neue Bekanntschaften, aber es ist doch schwer für den gebornen

Kleinstädter, sich in dem Getreibe der Großstadt zurechtzufinden und so heimisch zu fühlen, um ruhig, freien Kopfes und sicheren Schrittes seinen Weg zu gehen. Ich wandelte umher wie ein Träumender. Es hat das freilich auch seinen Reiz. Alles interessierte mich, alles regte mich an, die neuen Menschen, die neuen Dinge, die neue Lebensweise und Sitte, der Zusammenfluß von Orient und Occident, von Süd und Nord, die vielen Nationalitäten und bunten Kostüme: es war eben eine andere Welt, die mich umgab. So kostete es Zeit, mich unter alledem zu fassen und die Ruhe des Geistes wieder zu gewinnen, um so, wie ich gewohnt gewesen, Tag um Tag gleichmäßig weiterzuarbeiten. Es war mir schwer, die Gedanken auf den Gegenstand, den ich zu arbeiten hatte, zu konzentrieren; es drängten sich ihrer zu viele herbei. Dazu haufete ich einstweilen, da die mir bestimmte Wohnung noch nicht frei war, in ungemütlichen, dunklen, kalten, melancholischen Räumen, in den Nebenzimmern der Bibliothek. Auch die Gesundheit, die der Akklimatisierung bedurfte, ließ zu wünschen übrig. Eine behagliche, wohlige Stimmung konnte nicht aufkommen. Ich arbeitete wohl, doch nicht mit der rechten Freudigkeit; ich wagte auch nicht, mich an eine größere Aufgabe zu machen. Es waren einzelne Aufsätze, Abfälle der Kostümgeschichte, möchte ich sagen, wie Gedanken und Themen so nebenbei sich einstellen, wenn man eine große Arbeit im Zuge hat. Ich dachte mehr an die Zukunft als an die Gegenwart und verwendete den größten Teil meiner Zeit darauf, für spätere Arbeiten Material zu sammeln. Ich las viel, füllte mein Gedächtnis an und machte Auszüge insbesondere aus den Schriftstellern und Dichtern des Mittelalters in kulturgeschichtlicher Richtung, die ich auch später wenig benutzen konnte, da ich alsbald zu ganz anderen Gegenständen abgelenkt wurde und die Kunst wieder in den Vorder-

grund trat, wie ich das im vorigen Kapitel schon angedeutet habe.

So ging der erste Winter hin, nicht gerade in besonders erfreulicher Weise, und als ich mich so ziemlich in der Großstadt und in all den neuen Verhältnissen eingelebt hatte, war der erste Frühling da, und ich stand vor einer großen Reise. Ich hatte mich in Nürnberg verlobt, und zwar mit einer jungen Irländerin, die ich nun als meine Frau mir von Irland holen sollte. Dort in Dublin sollte die Hochzeit sein.

Gegen Ende März des Jahres 1859 machte ich mich auf die Reise. Es hatte früh eine Reihe warmer Tage gegeben, und schon waren wir auf dem alten Glazis unter blühenden Kastanienbäumen spazieren gegangen, da kam der Rückschlag, Schnee und nasses und kaltes Wetter, das mich fast nie verließ, bis ich im Anfang Mai wieder nach Wien zurückkam. Unter fast fortwährendem Schneegestöber fuhr ich nach Rotterdam, Schnee begleitete mich auf meiner Fahrt quer durch England, selbst gegen Ende April erlebte ich noch Schnee im Süden des Landes. Viermal kreuzte ich die See, und wenn nicht Sturm, so hatte ich doch immer schlechtes Wetter dabei. Da ich frei vom Übel blieb, erhielt ich vom Kapitän sogar das Kompliment, a good sailor zu sein.

Von dieser Seite, das heißt der Wetterseite, war mein erster Eindruck von England kein erfreulicher: um so liebenswürdiger war der von seinen Bewohnern. Obwohl der damned German, wie ein alter Onkel sich auszudrücken liebte, sich the nicest girl of England wegholte (er hatte nicht ganz Unrecht) und ich als wildfremder Mensch in urenglische Familien hineinfiel, fand ich doch überall bei Verwandten wie Freunden meiner Braut die herzlichste und liebevollste Aufnahme, willkommen als Sohn, Bruder und Freund, als Angehöriger des Hauses.

Eine englische Trauung ist leicht gemacht. Befangen in kleinstaatlichen, unter Umständen auch großstaatlichen Vorurteilen, fragte ich an, was alles an Papieren und Dokumenten ich mitbringen müsse. Gar keine, lautete die Antwort; es ist nur nötig, daß eines der Brautleute vierzehn Tage am Orte der Trauung anwesend gewesen. Dem war ohne mich Genüge geschehen. Am Hochzeitmorgen ereignete sich ein bemerkenswerter Zufall, wie ich solcher auffallender Zufälle mehrere im Laufe der Jahre erlebt habe. Als ich früh erwachte, hörte ich von unten herauf wohlbekannte Klänge. Ich trat an das Fenster und sah gerade vor unserem Hause in Sackville Street eine wandernde Bande böhmischer Musikanten, ihre heimischen Weisen spielend, gerade als ob sie bestellt wären, mich festlich zu begrüßen. Ich ließ mir das unabsichtlich gebotene Morgenständchen bestens gefallen und nahm es als frohe Botschaft aus dem fernen Oesterreich.

Eine Trauung nach anglikanischem Ritus, wie ich sie nun in St. Thomas=Church in Dublin erlebte, unterscheidet sich mehrfach von der protestantischen in Deutschland oder in österreichischen Landen. Zunächst geht der Bräutigam nicht im Frack, sondern im blauen Gehrock; es ist ja Vormittag, und der Frack gehört in England nur für Diner und den Abend. Sodann erhält nur die Braut einen Ring, den der Bräutigam ihr ansteckt, er selbst geht leer aus. Zum dritten begnügt sich der Ritus nicht mit dem einfachen Ja auf die Fragen des Geistlichen, sondern Braut und Bräutigam haben ein langes Gelöbniß dem Geistlichen nachzusprechen. Wohlweislich hatte ich es vorher auswendig gelernt. Auch das Hochzeitmahl hat seine Eigentümlichkeit, bestehend in einem mächtigen, wunderbaren Kuchen, einem Monumente von plastisch=architektonischer Bedeutung. Man begreift dabei, wie einem Zuckerbäcker ein akademisches Studium notwendig ist. Bei

uns ist es zuweilen umgekehrt. Wie viele Denkmalentwürfe bei Konkurrenz haben wir gesehen, die ausfahen, wie vom Konditor aus Lebkuchen gemacht. Nach der Hochzeit wird das Werk zerstört, der Kuchen wird verteilt und die Stücke wandern zu allen Freunden und Freundinnen, selbst nach dem fernen Indien. Er ist solide und verträgt weite Reisen.

Von Irland habe ich damals bei dieser meiner ersten Anwesenheit nicht viel gesehen, nur was um die Bucht von Dublin herumliegt und die wunderschönen romantischen Thäler und Höhen der Grafschaft Wicklow, soweit man sie auf kürzeren oder längeren Ausflügen erreichen kann. Es war Anfang und Mitte April, die hochstämmigen Buchen hatten ihr Laub noch nicht entwickelt, und dennoch waren die Wälder grün. Üppiger Epheu schlang sich um die weißen Stämme und drang bis in die Kronen hinauf, daß sie wie belaubt erschienen, und unter diesem Dache standen schlanke Lorbeergebüsche, vielmehr Busch und Baum, mit glänzenden grünen Blättern und weißen Blüten. Hier und da blickte in die Thäler das blaue Meer hinein, das am felsigen, zerrissenen Strande brandete und schäumte.

Es waren reizende Fahrten mit höchst eigentümlichem Fuhrwerk, das leicht und schnell wie auf parkettierten Straßen dahinrollte, vorbei an schönen Landsitzen, an sagenberühmten, epheubedeckten Ruinen von Kirchen und Kapellen. Das Irland eigentümliche Fuhrwerk nennt sich *outside car*, auch *jolting car* genannt, denn Stöße bekommt man genug damit. Es ist ein „Außenitzwagen“, wie man übersetzen könnte, mit einem Pferd und zwei hohen Rädern, über denen die Gäste, je zwei und zwei, nach rechts und links sitzen, kaum mit den Füßen gestützt und mit einer Hand sich seitwärts festhaltend. Das Fahrzeug ist durchaus nicht ungefährlich, wenn es in raschem Fluge dahinrollt, wie ich mich später selbst überzeugen

solgte. Bei einem solchen Ausfluge fanden wir eine Dame, die, des Wagens und seiner Art unfundig, von demselben herabgestürzt war, tot auf dem Boden liegen. Sonst kann man sich die Fahrt mit dem völlig freien luftigen Sitz nicht angenehmer vorstellen.

Nach einigen Wochen englischen Familienlebens ging es dann heimwärts über London nach Portsmouth und der Insel Wight zu neuen Verwandten und neuen Freunden. Selbst hier im Süden Englands war der Frühling noch nicht erwacht, und der üppig wuchernde Epheu mußte das fehlende Laub ersetzen. Es war ein echter Apriltag, Schneegestöber flogen über Meer und Land, als ich mit einem neuen Verwandten, einem Marine-Offizier und Kommandanten einer Yacht der Königin, Sir Alfred Balliston, die „Victoria and Albert“ und dann die alte „Victory“ besuchte, das Linien-schiff, auf welchem Nelson in der Schlacht bei Trafalgar seinen Tod gefunden hatte. Still für immer lag es in der Bucht von Portsmouth und wurde nur als Schule für die Schiffsjugend benützt. Trotz Schnee und Kälte saßen die Knaben auf dem Verdeck unter freiem Himmel, mit blauefrornen Gesichtern und roten, vor Kälte erstarrten Fingern, schreibend und lernend. Aufgespannte Segeltücher trennten die einzelnen Abteilungen oder Klassen.

Eines schönen Tages — es war einmal ein sonniger Tag in jenem nassen April — führte mich Sir Alfred über die ganze Länge der Bucht ans jenseitige Ende, die großartige Ruine des Schlosses Portchester zu sehen. Wir hatten ein Boot von seinem Schiff, bemannt mit sechs Matrosen, die lustig die Ruder führten, und rasch ging es vorwärts. Da stießen wir auf ein Hindernis. Rechts von uns lag das Linien-schiff „Agamemnon“ und schoß nach der Scheibe, welche sich an der gegenüberliegenden Seite der Bucht befand. Vor

uns sahen wir die Kugeln in das Wasser einschlagen, eine hohe Fontäne aufwerfen und ein paarmal rufschettierend die Scheibe treffen. Wir mußten mitten durch die Schußlinie, umgehen konnten wir sie nicht. Was thun? Oh, hieß es, sie werden uns erkennen und aufhören mit dem Schießen, bis wir hindurch sind. Und so geschah es auch, und kaum hatten wir die Schußlinie passiert, als auch schon die Kugeln wieder hinter uns in das Wasser einschlugen. Und ebenso wieder war es bei der Rückkehr.

Wir erreichten also wohlbehalten unser Ziel, das als Ruine, wenn man so sagen darf, wohl erhaltene Schloß Portchester, das sich im Hintergrunde der Bucht auf einer Landzunge nicht eben hoch über dem Wasser erhebt. Viel ist noch übrig von den einstmals so bedeutenden Bauwerken; einiges reicht noch in die normannische Zeit, das meiste jedoch ist von gotischer und spätgotischer Bauart. Nach Landesart und Sitte, möchte man sagen, hat auch hier wieder der Epheu sein üppiges Spiel getrieben, die architektonischen Formen und Dekorationen überwuchert und der Kapelle gewissermaßen ein neues grünes Dach gegeben. Es ist die Aufgabe des Epheus, was vor Alter zerfallen und uns in grauen Steintrümmern öde entgegenstarrt, wieder jung, frisch, schön, malerisch erscheinen zu lassen und ihm neuen Reiz zu verleihen.

Aber nicht bloß den Trümmern verleiht der Epheu seinen Reiz; wo immer er in England und Irland mit seiner Frische und seinem reichen Wachstum auftritt, weiß er Schönheit und Anmut hervorzuheben. Nirgends ist mir das reizender und anmutsvoller entgegengetreten als eben in einem kleinen Wirtshause in Portchester, das wir zum Lunch aufsuchten, nachdem wir die Schloßruinen sattfam überklettert hatten. Es war ein kleines, ganz kleines ebenerdiges Gemach, in das

wir eintraten, aber Welch ein freundlicher Anblick bot sich uns dar! Das Zimmer war im Innern an Wänden und Plafond, um Fenster, Thür und Kamin ganz und gar mit dem dichtesten frischen Epheu überzogen, der mit dickem Stamm von außen hereinwuchs. Es war völlig eine Laube. Im Kamin aber loderte ein Feuer, das seinen roten, flackernden Schein über das blanke, saftige Grün und in die tiefen Schatten zwischen den Blättern hineinwarf. Bei schäumendem Pale ale und gutem Portwein, den der Wirt zu bieten hatte, erschien es mir als das anmutigste und originellste Kneiplokal, das mir im Leben vorgekommen ist. Ich habe es leider nur einmal gesehen, aber die Erinnerung ist so frisch geblieben wie das Grün selber in diesem Gemach.

Da ich nicht Reiseberichte schreibe, so will ich auch von meiner Heimfahrt, die ich zu zweien zu machen hatte, nichts weiter erzählen; sie bot auch nichts Besonderes. Der „Baron Dhy“ brachte uns ungefährdet nach Antwerpen; von da ging es auf Hamburg und Lübeck, meine eigenen Verwandten zu besuchen, und über Berlin in die neue Heimat nach Wien. Hier war indeß (Anfang Mai 1859) der Frühling wirklich eingetreten; der Prater prangte im schönsten Schmuck und zeigte in den geputzten Menschen, in den herrlichen Equipagen und Pferden, in den bunten Livreen einen Glanz und ein aristokratisches Leben, von dem heute wenig oder gar nichts übrig ist. Damals konnte sich der Prater noch mit dem Hydepark, den wir eben bewundert hatten, an Glanz und Reichthum wohl messen. Wo aber waren die Geschwader der Reiter und Reiterinnen von Rottenrow? Solchen Anblick hat man wohl England für immer lassen müssen. Wo wäre auch diese Fülle von Schönheiten aufzutreiben, wie sie täglich zu London im Hydepark sich versammelt!

Unser neues Heim inmitten der Stadt hatten wir bald

zur Notdurft eingerichtet, und mit gutem Mut und noch besserem Humor suchten wir die Schwierigkeiten zu überwinden, denen die junge Wirtschaft begegnete. Waren wir doch beide fremd im Lande, fremd in der Stadt. Was wußten wir vom Latein der Wiener Küche, von der Sprache des Marktes? Drei Tage brauchten wir einmal, um Stachelbeeren zu bekommen, da unsere Köchin weder die deutsche Bezeichnung kannte, noch wir das spanische Wort „Agrafel“, das die Wiener gebrauchen. Und ähnlich ging es mit anderen Dingen. Aber ich möchte die Engländerin sehen, die sich nicht alsbald in fremder Sitte, im fremden Lande zurechtfindet! Als die erste Zeit der Sorge und der Freude kam, waren wir bereits völlig eingelebt.

Einsam und verlassen, wie es Fremden in der großen Weltstadt oft ergeht, haben wir uns nie gefühlt. Großer Gesellschaft waren wir beide abhold. Uns genügten und uns erfreuten kleine Kreise, in denen wir bald herzlichen Umgang und liebenswürdige Freunde fanden, so daß wir, in bescheidenster Weise zwar, fast nach Goethes Vorschrift lebten:

Tages Arbeit, Abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste.

Der Zufall wollte es, daß wir vorzugsweise mit Ärzten und Professoren der Medizin verkehrten und unter ihnen unsere ersten und besten Freunde hatten, die uns auch als solche geblieben sind, bis der Tod fast alle abgerufen hat. Mein Freund aus der Knaben- und Jugendzeit, Dr. Otto Becker, damals Assistent bei Arlt, führte uns junge Doktoren zu, von denen der Augenarzt Dr. Brettauer in Triest und der Chirurg Czerny in Heidelberg zu großem Rufe gelangt sind. Von den älteren Gelehrten der Medizin lernten wir zuerst durch Vermittlung des Malers Gurlitt, der damals in Wien lebte, den großen Physiologen Karl Ludwig

kennen, der leider allzu früh für uns Wien verließ. Mit ihm und seiner Frau verband uns bald eine herzliche Freundschaft, die auch seinen Weggang überdauerte und nur mit dem Tode geendet hat. Von allen Gelehrten, die ich im langen Leben habe kennen gelernt, verstand es keiner wie er, die Tiefe seiner Wissenschaft mit geistvoller Klauferie zu vereinigen. Als ob es die gewöhnlichsten Dinge wären, wußte er die schwierigsten Gegenstände mit einer Klarheit, Einfachheit, ich möchte sagen Liebenswürdigkeit darzulegen, daß sie jedermann zum Verständnis kamen und kommen mußten, wer nur mit Interesse für die Sache zuhörte, und welcher Gebildete, Mann oder Frau, hat nicht Interesse für die Fragen der Biologie, für die Fragen, welche die Vorgänge des Lebens und seine Erhaltung betreffen.

Bei Ludwig trafen wir zuerst mit Brücke und Langer zusammen, die beide die Kunst liebten und verstanden und sie mit ihrer Wissenschaft zu verbinden trachteten. Langer der Anatom war ein fleißiger Besucher des österreichischen Museums und sprach gern und geistvoll über die Plastik der Alten. Ich hörte ihm gerne zu und gewann durch ihn an Klarheit des Verständnisses. Brücke, eine feine, künstlerisch angelegte Natur, der Sohn eines Malers, ist selbst als Kunstschriftsteller mit kleinen, aber inhaltsreichen Schriften aufgetreten; für das österreichische Museum war er stets ein warmer Freund und ein überaus wichtiges Mitglied des Kuratoriums und des Aufsichtsrats der Kunstgewerbeschule. Sein Tod entriß uns einen lieben Freund, mit dem wir die langen Jahre von Haus zu Haus viel verkehrt haben.

Zu diesem Kreise, der sich in jenen frühen Jahren häufig gesellig zusammenfand, gehörte unter anderen auch der Dichter Hebbel, der leider der erste war, der uns entrißen wurde; kaum zwei Jahre verkehrten wir noch mit einander. Als er

schon auf dem Sterbebette lag, äußerte er zu uns, ahnungslos seines frühen Endes, die herzlichen Worte: „Wenn ich wieder gesund bin, werde ich mich bei euch einnisten.“ Wie gern hätten wir es gesehen! Wir kannten ihn in seiner schönsten Zeit, für uns war er stets liebenswürdig, und so blieb uns sein Bild trotz der häßlichen Biographie von Emil Kuh. Ganz anders war ein zweiter Kreis, dessen Mittelpunkt ebenfalls ein medizinisches Haus war, das des Professors Dr. Seegen, der die Sommermonate als Arzt in Karlsbad, den Winter aber in Wien zubrachte, beschäftigt mit Vorlesungen und biologischen Studien. Unter dem Walten von Frau und Schwägerin herrschte hier noch eine starke Jugendlichkeit, die mit Geist, Wit und Humor, zuweilen selbst mit einigem Übermute zum Ausdruck kam und sich auch wohl auf litterarisches Gebiet verstieg. So schrieben wir einst gemeinsam eine Art von Roman, dessen einzelne Kapitel an die geehrten Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen verteilt waren. Da ein Jeder — allerdings nach verabredetem Plan — nach seinem Gefallen sein Kapitel arbeitete, der eine ernst, der andere humoristisch, ein anderer wieder sentimental, so gab es ein starkes Mixtum compositum, das uns viel Spaß bereitete. Zu den Mitarbeitern, wie überhaupt zum engsten Kreise dieses gastlichen Hauses gehörten auch der damals noch junge Professor, nachherige Justizminister Glaser und der feingeistige, philosophisch gebildete Chemiker Glasinek, der von Innsbruck damals an die Wiener Technik gekommen war. Wir fühlten uns bald wohl und heimisch in diesem Hause und in diesem Kreise und sind es immer geblieben, obwohl im Laufe der Jahre selbstverständlich die Jugendlichkeit verschwunden und das Schicksal mit seiner Schreckenshand allzu oft und allzu früh eingegriffen und Freunde und Freundinnen entführt, endlich auch mich selber allein gelassen hat.

In jenen ersten Jahren meines Wiener Aufenthaltes gab es auch eine kleine Gesellschaft von Freunden, die fast einen geschlossenen Kreis bildeten, an dem ich noch teil nahm, so lange derselbe bestand. Es war damals zur Zeit, da ich noch in Nürnberg war, in Wien die Zentralkommission zur Erhaltung und Erforschung der Baudenkmäler in Österreich gegründet worden, eine Einrichtung, deren Ziel und Zweck in ihrer Bezeichnung klar ausgesprochen liegt. Sie erfüllte auch den praktischen Zweck in vollem Maße, soweit die ihr vom Staate gewährten Mittel reichten. Sie war aber in Erfüllung der zweiten Aufgabe, deren Erforschung, zu einer wissenschaftlichen Anstalt erweitert worden, deren Wirksamkeit sich archäologisch auf Kunst und künstlerische Dinge des Mittelalters, auch wohl noch des sechzehnten Jahrhunderts bezog, vorzugsweise allerdings solcher Dinge, die noch in Österreich aus jenen Zeiten vorhanden waren. Doch hielten sich „Jahrbuch“ und „Mitteilungen“, die litterarisch=artistischen Publikationen der Kommission, nicht genau an diese Grenzen. Entstanden durch die Einsicht und das Bemühen Gustav Heiders (der damals Ministerialsekretär war und vor wenigen Jahren als Sektionschef aus dem Unterrichtsministerium geschieden ist), befand sich die Kommission unter der Leitung des wohlbekannten Freiherrn von Goernig, doch blieb Heider die eigentliche Seele derselben bis zum Rücktritte des genannten Präsidenten. Heider hatte es verstanden, auch außerhalb der eigentlichen offiziellen Mitglieder einen Kreis von Mitarbeitern zu erwerben, zum Teile erst heranzubilden, welche den Publikationen der Kommission bald Ansehen und Ruf weit über die Grenzen Österreichs hinaus verschafften. Wie das so kommt bei gemeinsamen Zielen und bei gemeinsamer Arbeit, wurde aus den einzelnen ein mehr oder weniger befreundeter

Kreis, der gesellig im Gasthose an regelmäßigen Tagen zusammenkam. Bald mit Heider selbst befreundet, nahm ich Teil sowohl an den „Mitteilungen“ wie an den geselligen Abenden.

Wir denken wohl alle, die noch am Leben sind, mit Vergnügen zurück an unsere belebten Unterhaltungen, die sich gewöhnlich rasch von archäologischen Kapiteln hinweg in ein heiteres Gebiet verloren. Auch hier war Heider die Seele, derjenige, der die Gesellschaft vereinte und zusammenhielt. Das älteste Mitglied den Jahren nach war der „alte Camefina“, eine immer gleiche Greisengestalt, der niemals jung gewesen zu sein schien. Seine etwas komisch auffallende Erscheinung gab vielfach Gelegenheit zu kleinen Witzeleien, die er sich gutmütig gefallen ließ. Durch seine Publikationen für die ältere Geschichte Wiens sowie für die Kunst des Mittelalters hat er sich unleugbare Verdienste erworben; sein künstlerisches Talent beschränkte sich auf höchst getreue Nachzeichnungen; er war stark im „Pausen“, daher auch wohl im Kreise der Freunde Pausanias genannt. An Jahren vielleicht das jüngste Mitglied war Karl Weiß, damals Redakteur der „Mitteilungen“ der Zentralkommission, später wohlbekannt als Vorstand des Archivs und der Bibliothek der Stadt Wien, von welcher letzteren er als der Begründer zu betrachten ist. Niemals fehlte an jenem Abend Friedrich Schmidt, der „Dombaumeister“, wie er sich wohl am liebsten nennen hörte, der, zunächst von Mailand gekommen, eben seinen ersten Bau in Wien, die Lazaristenkirche, vollendet hatte und noch im Anfang seiner großartigen Bauthätigkeit sich befand. Ein anderer Schwabe war Dr. Lehner, damals Erzieher eines jungen Grafen Andrássy, dann Vorstand der Kunstsammlungen des Fürsten von Hohenzollern in Sigmaringen, von denen

er nach und nach eine Reihe vortrefflicher Kataloge herausgab.

Ein anderes Mitglied unseres Kreises, das später zu wohlverdientem Rufe gelangt ist, ein Badenser von Geburt, war August Effenwein, damals als gelehrter Architekt ein fleißiger Mitarbeiter an den „Mitteilungen“, darnach Baurat in Graz, dann Direktor des germanischen Museums in Nürnberg, das ihm sein eigentliches Aufblühen verdankt. Beide sind vor kurzem erst aus dem Leben geschieden. Auch Hlaska, jetzt Präsident der böhmischen Akademie der Wissenschaften in Prag, die seiner hochherzigen Stiftung ihre Entstehung verdankt, war ein häufiger Besucher unserer Abende. Als Architekt ein Schüler von der Nülls, Erbauer der bischöflichen Prachtgebäude in Czernowitz, führte er damals als Baumeister den Bau des Wiener Opernhauses. Ab und zu sahen wir auch fremde Gäste, so den Kunsthistoriker Springer und Schnaase, den Großmeister aller Kunstwissenschaft, welche die Bedeutung der Zentralkommission bereits erkannt hatten.

Leider bestand der kleine Kreis nur wenige Jahre. Es kamen bei dem Rücktritte Czernigs Mißhelligkeiten in die Zentralkommission, mehrere der Mitglieder traten aus, und es fehlte damit das geistige Band der gemeinsamen Ziele und Arbeiten. Effenwein und Lehner verließen noch dazu Wien, und so hörten denn diese Abende auf. Was mich betrifft, so eröffnete sich mir zu jener Zeit eine neue Art der Thätigkeit mit der Gründung des österreichischen Museums für Kunst und Industrie, welche mich von solchen Arbeiten, wie ich sie für die „Mitteilungen“ geschrieben hatte, ablenkte. Einige Jahre später kam ich noch einmal mit der seitdem unter Freiherrn von Helferts Leitung stehenden Zentralkommission in Berührung, wurde selbst für einige Zeit Mitglied, trat dann aber wieder aus, da sich unsere

Zeiten nicht vereinigen ließen und ich von meinem Berufe und Amte allzu sehr in Anspruch genommen war, um mich an anderen Instituten werththätig beteiligen zu können. Ich war immer bemüht, meine Arbeitskraft mehr zusammenzuhalten, als zu verschiedenen und verschiedenartigen Aufgaben zu zersplittern. Ungefucht hatte ich alsbald deren genug und fast zu viel.

Neuntes Kapitel.

Das k. k. österreichische Museum für Kunst und Industrie.

Work is victory.

Wohin sind wir gekommen, meine Wenigkeit und die hundert und aberhundert Genossen, die wir uns ein ganzes Menschenalter und länger schon um die Besserung des Geschmacks im Volke, um künstlerische und vernunftmäßige Gestaltung in den Dingen des Gewerbes ehrlich und redlich bemüht haben! Da schreibt eine Dame in einem der großen Familienblätter, das zu Hunderttausenden in der Welt verbreitet ist, den Erfahrungssatz: „Das moderne Bestreben bei der Wohnungseinrichtung, scheint es, ist Gegenstände zu einem ihrer ursprünglichen Bestimmung entgegengesetzten Zwecke umzuprägen.“ Bisher haben wir gerade das Gegenteiler erstrebt, jedem Dinge sein Recht werden zu lassen, ihm seine eigene, rechtmäßig begründete Gestaltung zu geben, und nun hören wir, wie sehr wir alle auf dem Holzwege waren.

Und was thut nun diese Dame in solcher Weise, „ihr Heim zu schmücken“, wie jetzt die Redensart lautet? Sie nimmt einen alten Cylinderhut und macht daraus einen

„allerliebsten“ Arbeitsständer — „er ziert nun meinen Arbeitsplatz in der Fensternische“. Was nicht alles aus alten Hüten werden kann! Und eine so geniale Erfindung steht nicht einmal vereinzelt; der Hut hat Seitenstücke und die Erfinderin Schwestern gleichen Geistes. Jede Nummer des erwähnten Blattes — anderer nicht zu gedenken — giebt Beispiele. Da erzählt uns eine Dame, was man mit drei Besenstielen anfangen könne, die in der Wirtschaft unbrauchbar geworden. Ein Jeder würde denken, ins Feuer damit, oder, wer grob sein wollte, könnte sagen, ähnlich wie weiland Luther, drei Prügel daraus schnitzen für solche, die unnütze Fragen thun und unnütze Dinge machen. Aber nein, aus den drei Besenstielen macht man eine Staffelei, deren Herstellung ausführlich beschrieben wird.

Und was, freundlicher Leser, glaubst du, daß sich aus einer Rübe oder aus einem Krautkopf machen läßt? In die Rübe stellt man ein Thermometer hinein und aus dem Krautkopf macht man eine Ampel und hängt sie auf als Schmuck des Heims. Aus Champagnerpfropfen macht man Photographien-Ständer — höchst einfach, man kerbt sie ein; Zwirnspulven lassen sich zu Etageren, Vogelhäusern und Zimmerlauben verwenden, freilich nicht eben so einfach. Wenn du aber in deinem Zimmer eine öde, leere Ecke haben solltest, da wird dir der Rat gegeben, ein Spinnennetz dort aufzuhängen, das du dir künstlich aus Draht herstellst, und in die Mitte giebst du eine Spinne hinein, „die man in jeder Blumenfabrik zu kaufen bekommt.“ Was jeder Frau zum Ekel ist, die Spinne, und was sie aus Grund der Reinlichkeit mit dem Besen wegkehrt, das dient nun, unser Heim zu schmücken. Warum nicht auch Frösche und Kröten? Wir können sie ja auch präparieren und vergolden.

Nur noch einer lebenswürdigen Erfindung solcher Art

sei gedacht, die gewiß den Reiz der Neuheit hat. Mir schwebten, schreibt eine Dame, die alten Münzgefäße vor (die bekannten, mit Münzen umgebenen Becher des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts), und was Ähnliches, das schön und neu sei, gedachte sie zu schaffen. Sie nahm ein Thongefäß, umgab es mit einer Kittmasse und drückte in diese allerlei Krimsframs hinein, kleine Münzen, Nägel und Nagelköpfe, Schnallen, Stahlfedern, kleine Schellen, Knöpfe, Schrauben, Stücke von Kämmen und anderen Gegenständen der Toilette, was sich gerade zur Hand fand. Wenn sich das alles gefestigt hatte, wurde das Ganze vergoldet oder bronziert. Das blitzte und glitzerte freilich, aber es sah auch wunderbarlich genug aus. Das ist selbsteigene deutsche Frauenkunst. Wir nennen das „G'schnas“, leider ist es höchst ernsthaft gemeint, und noch mehr zu bedauern, daß es von Zeitschriften, die das Gute und Schöne in das Haus bringen wollen, durch die ganze Welt verbreitet wird.

Wüßte man nicht, daß überhaupt der Unsinn nicht aus der Welt zu schaffen ist und daß gewisse Kreise, denen jene Erfinderinnen angehören, unverbesserlich sind, man müßte an dem Erfolge aller unserer Bemühungen verzweifeln. Es giebt auch solche Zweifler, aber so schlimm steht die Sache nicht. Ist auch das nicht eingetroffen, was man — vielleicht thörichter Weise — erwartete, die Schaffung eines neuen, eines uns eigenen Kunststiles, so ist doch auf dem Gebiete des Gewerbes und des Geschmacks ein so verschiedener und so erhöhter Stand erreicht worden, wenn man ihn mit demjenigen um die Mitte unseres Jahrhunderts vergleicht, daß wir sicherlich nicht umsonst gearbeitet haben.

Ich sage „wir“, denn ich kann ja nicht in Abrede stellen, daß ich fleißig mitgearbeitet habe. Wie sehr und mit welchem Erfolge, darüber habe ich wohl meine Meinung und bin mir

vollkommen klar, doch widerstrebt es mir, das des Näheren darzulegen. Andererseits, wenn ich einmal mich entschlossen habe, meine Erinnerungen niederzuschreiben, so kann ich doch nicht umhin, von Dingen zu berichten, welche länger als ein Menschenalter meine geistige Thätigkeit in Anspruch genommen, ja so ziemlich ausgefüllt haben. Ich will aber meine Person dabei möglichst zurücktreten lassen — ganz geht es freilich nicht — und die Bewegung im Kunstgewerbe, sei es äußerlich, sei es nach der rein künstlerischen Seite, nach der „Stilfrage“, objektiv darstellen. Dabei muß ich freilich auch von bekannten Dingen erzählen, von der Gründung und der Geschichte des österreichischen Museums für Kunst und Industrie, das ja der Zeit nach die erste Anstalt dieser Art auf dem Kontinente war und lange Zeit auch die Führung hatte. Ich bin zu sehr mit demselben verwachsen; die Geschichte des Museums ist ja auch ein Stück Geschichte von mir. Den Leser, der meinen Erinnerungen bisher freundlichst gefolgt ist, nicht zu ermüden, werde ich nur der Hauptzüge im Werden und Wachsen der Anstalt gedenken, die mir schon darum interessant erscheinen, weil sie — der beste Beweis der vollkommen richtigen Grundlage — wie mit logischer Notwendigkeit einen sichern, folgerechten Gang einhalten. Wie es gekommen, wie die Anstalt von Schritt zu Schritt sich erweitert, ihr Einfluß sich vergrößert, ihr Ziel erreicht, gerade so mußte es kommen. Ebenso scheint es mir angemessen, auch den inneren Gang der Reformbewegung, den künstlerischen, gleicher Weise in den Hauptzügen darzulegen, denn auch daran bin ich beteiligt und wohl nicht am wenigsten. So vieles ist heute schon vergessen, und es ist vielleicht gut, daran zu erinnern.

Wie bin ich aber, der Gelehrte, der Schriftsteller, der Freund geschichtlicher Studien, gerade auf die praktische Seite der Kunst verfallen, auf ihre ganz moderne Seite?

Der Hauptgedanke, welcher der von London ausgehenden Reform der Kunst-Industrie zu Grunde lag, war der: von den Alten und ihrer Kunst lernen und das Gelernte für unsere modernen Bedürfnisse, Sitten und Anschauungen verwerten. Es gehörte also zweierlei dazu: einmal die Kenntnis der alten Kunstweisen und zweitens ihre Anwendung, beziehungsweise ihre Umänderung, ihre Neugestaltung für unser modernes Leben. Was das erstere betrifft, so saß ich ja in Nürnberg an der Quelle, wenn sie auch nicht vollständig ausreichte. Wo konnte ich besser schöpfen zur Kenntnis früherer Sitte, früheren Brauchs, früherer Kunst? Wenigstens, was das Material für das Mittelalter und für jenes Zeitalter der höchsten Kunstblüte, das sechzehnte Jahrhundert, betrifft, so hatte ich es ja unter meinen Händen. Ich fand es so zu sagen auf der Straße. Ich sah die Häuser an, ich blickte in die Höfe und ihre schattigen Arkaden und Galerien, ich betrachtete die Brunnen, die Denkzeichen oder Denkmäler auf den öffentlichen Plätzen, ich fand in den Kirchen die Zeugnisse frommer Sitte und frommen Glaubens; die Gemächer, in denen dies und das gestanden, waren mit ihrem Schmucke zum Teile noch vorhanden, und was Wohnzimmer, Küche und Keller an Ausstattung besaßen, das stand im Museum unter meinen Augen. So wurde mir das Leben der Alten, die Sitte der Vorfahren, was sie gethan und geschaffen, alles wurde mir im Geiste klar und lebendig. Ich wurde heimisch auf der Ritterburg, im bescheidenen, gotisch getäfelten Bürgergemach, im stolzen, mit Kunstwerken gefüllten Patrizierhause.

Aber von dieser Kenntnis bis zum zweiten, was nothhat, bis zur Wiedererweckung und Wiedergewinnung alter Art und Kunst für uns selber zu unserem Nutzen und Frommen, war noch ein weiter Weg; es gähnte eine breite Kluft. Wenn es

mir gelang, diese bald zu überwinden, wenn ich lernte an dem Modernen durch den Vergleich mit dem Alten Kritik zu üben, und überhaupt an die Möglichkeit dachte, jenes durch dieses zu verbessern, so verdanke ich das der Anregung meines Freundes August Kreling und der von ihm geleiteten Kunstschule in Nürnberg. Diese Schule war bis dahin nicht viel anderes gewesen als eine Zeichen- und Kupferstecherschule; Kreling, der etwa ein Jahr vor mir nach Nürnberg als Direktor berufen war, führte sie auf den praktischen Weg als Schule für das Kunstgewerbe, ohne sie aber von den höheren Künsten, von Bildhauerei, Malerei, Architektur zu lösen. Niemand war wohl befähigter, eine Schule dieser Art zu leiten. Die Schule hatte Maler, Architekten, Zeichenlehrer, aber die Seele vor allem war Kreling. Ursprünglich Schüler Schwanthalers war er Bildhauer, als Schüler von Cornelius war er Maler, und die Architektur lag ihm auch nicht fern wie einem der alten Meister der Renaissance, der alle Künste in seiner Person vereinte. Aber er war dabei ein genialer, erfinderischer, ideenreicher Kopf; er mußte, wie die Dinge damals im Anfange standen, ohne alle Hilfsliteratur, die später so reichlich aufschloß, selber den Schülern immer neu die Aufgaben stellen und zumeist die Arbeit selbst beginnen. So gab es auf der Schule kleine wie große Aufgaben, figurenreiche Brunnen, mit denen der Meister beauftragt war und an deren Ausführung die Schüler teilnahmen; es gab Aufgaben der Goldschmiedekunst, Becher, Pokale, Tafelaufsätze, Vasen und Schalen, und wenn sie nicht in Metall ausgeführt wurden, was auch wohl geschah, so wurden sie doch modelliert und in Gips geformt; es gab Möbel aller Art für das Haus, jegliches Küchengeräte in Holz, Stein und Metall. Manche Kirche hat ihren Altar direkt aus der Nürnberger Schule erhalten. Anfangs war als Stil aller dieser

Arbeiten die Gotik vorherrschend; Kreling war im Grund der Seele Romantiker. Der Gotik, die in Nürnberg durch Heideloff neu eingebürgert war, gehörten auch die Sympathieen seiner Mitarbeiter, des Malers F. C. Meyer (von seinen Freunden einfach F. C. genannt, als ob sich Meyer von selbst verstände) sowie des Architekten Eberlein, eines ziemlich seltsamen Menschenkinds. Kreling aber überwand bald die Schranken der Gotik und wendete sich gleicher Weise der Renaissance zu.

Ich machte gewissermaßen theoretisch diesen Gang mit. Ich schwur auf die Gotik und fand doch bald Gefallen an den reicheren und vollkommeneren Formen der Renaissance. Was darüber hinausging, herwärts, das galt damals noch alles als „Zopf“. Zur Unterscheidung der Stilarten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts war es noch nicht gekommen, viel weniger zu ihrer Würdigung. Was die Schule trieb, war auch der Gegenstand unserer Gespräche. Wir planten sogar die gemeinsame Herausgabe eines Bilderwerkes für Kirche und Haus. Wenn der Plan nicht zur Ausführung gekommen, so liegt die Ursache in meinem zu frühen Weggange von Nürnberg. Als ich nach dreijährigem freundschaftlichen Verkehre vom Hause Kreling schied, nahm ich nicht nur die Erinnerung an viele genußreiche Abende, die eine schöne und liebenswürdige Hausfrau, die Tochter Wilhelms von Kaulbach, verschönert hatte, mit mir nach Wien, sondern auch ein mannigfach gereiftes Urtheil und vor allem Vergnügen und Interesse an der Erneuerung der alten Kunstweisen. Ich kann auch wohl sagen, daß alle die ästhetischen Grundsätze, die ich später anzuwenden hatte, schon fertig in mir lagen, als ich nach Wien übersiedelte. Ich sage das absichtsvoll und ausdrücklich mit Rücksicht auf Sempers berühmtes, unzählig ausgebeutetes Werk: „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten“, das bald danach in einzelnen Lieferungen

langsam zu erscheinen begann und für viele, die sich um das gleiche Ziel bemühten, wie zur Bibel ihres ästhetischen Glaubens wurde. Wie jeder, der das Buch zur Hand genommen, habe auch ich ein gut Teil aus „Semper“ gelernt, aber ich befand mich schon von Anfang an mit seinem Grundgedanken von der Bekleidungslehre in Widerspruch. Viel bedeutamer für mein Wirken auf dem Gebiete des Geschmacks sind mir die englischen Werke gewesen: das kleine, aber inhaltvolle, gesund durchdachte Buch von Ralph Wornum „Analysis of Ornament“ und Owen Jones' bewundernswürdiges, großartiges Werk „Grammar of Ornament“, beides litterarisch-artistische Erstlingsfrüchte des vom South Kensington Museum ausgehenden Geistes.

Zur Zeit, da ich von Nürnberg nach Wien übersiedelte, waren die Bestrebungen zur Besserung des Geschmacks im Gewerbe wenigstens in England vollbewußt erwacht und wurden mit klarer Absicht ins Werk gesetzt. Was durch Kreling in Nürnberg geschah, lag wohl schon im Geiste der Zeit, aber es waren vereinzelte Bemühungen, das Werk einer bedeutenden Persönlichkeit, ohne Zusammenhang mit dem, was außerhalb in der Welt geschah. Englische Kunstfreunde, Künstler und Kunstgelehrte, die offenen Sinn für die Gegenwart besaßen (auch Semper zählte damals zu ihnen), hatten auf der ersten großen Weltausstellung zu London im Jahre 1851 erkannt, wie weit die englische Industrie in allen Dingen, wo es sich um künstlerische Gestaltung handelte, hinter der französischen zurückstand. Der Erkenntnis in England folgte die Gründung des South Kensington Museums, das den ausgesprochenen Zweck hatte, die Kunstindustrie Englands zu heben, ebenso auch künstlerischen Geschmack, künstlerisches Verständnis im Volke zu lehren und zu verbreiten. Man verfuhr mit großer Intelligenz, zog Lehrer und Zeichner herbei,

gründete Schulen, hielt Wandervorlesungen, machte Wanderausstellungen u. s. w. Das alles ist wohl bekannt; ich weise daher nur wie mit dem Zeigefinger darauf hin.

Die Staaten des Kontinents, in denen, Frankreich ausgenommen, der Zustand kein besserer war, kümmerten sich noch nicht um das, was in London geschehen war. Allmählich aber, noch vor der zweiten Londoner Weltausstellung 1862, drang der Ruf des South Kensington Museums auf den Kontinent hinüber. Sah man auch noch keine Resultate, so las und hörte man doch von dem Bemühen und den eingeschlagenen Wegen. Man wurde aufmerksam, kritisch gegen die eigenen Arbeiten, und es regte sich hier und da auch das Bemühen, helfen zu wollen.

So geschah es auch in Wien, und zwar von zwei Seiten. Der Kunstverein „Unter den Tuchlauben“ widmete dem Kunstgewerbe einen Monat zu einer Spezialausstellung. Was war das Resultat? Wir schrieben, wir redeten, wir annoncierten drei Monate vorher in allen Zeitungen (ich war damals Mitglied des Ausschusses), und als der Termin verfloßen war, hatten wir elf Anmeldungen, von denen zwei brauchbar waren.

Anders machte es der Gewerbeverein in Wien. Er gründete eine Zeichenschule für das Gewerbe, die aber bald wieder einging; er gab ferner für den gleichen Zweck ein Kunstblatt heraus, das allmonatlich ein Heft mit Abbildungen brachte. Dies Kunstgewerbeblatt, das gut gemeint war und der äußeren Ausstattung nicht ermangelte, stand unter der Leitung des Dombaumeisters Ernst, der ein Gotiker der strengsten Observanz war. Folglich, was das Blatt enthielt, war alles gotisch und meist von der trockensten, phantasielosesten Art. Kein Wunder, der erste Jahrgang machte völlig Fiasko. Den zweiten Jahrgang leitete der „Griechen“ Hansen.

Nach seiner Art wurde nun der Inhalt griechisch; er machte das gleiche Fiasko, und die Zeitschrift ging wieder ein wie die Schule.

Trotz ihrer Verfehrtheit oder vielmehr gerade wegen derselben wurde diese Zeitschrift für mich von einiger Bedeutung, denn sie gab mir die Veranlassung (es war im Sommer 1860), zum erstenmal überhaupt über den Gegenstand zu schreiben. Eitelberger, damals Mitredakteur der „Wiener Zeitung“, bei dem ich die Hefte eines Tages sah, ersuchte mich, darüber in der „Wiener Zeitung“ zu berichten. Ich that so, benützte aber die Gelegenheit, in einer Reihe von Artikeln die kunstgewerblichen Fragen überhaupt zu besprechen und meine Gedanken darüber darzulegen. Das ging nun bei so verkehrtem Bemühen meiner Vorlage nicht ohne einigen Humor ab, woraus Laufberger, der damals Zeichner für den „Figaro“ war, das Motiv zu einer seiner wichtigsten und geistreichsten Zeichnungen schöpfte. Es war ein volles Blatt im „Figaro“ mit einer großen Anzahl Hausgerätes, alles im gotischen Stil gehalten, aber so, daß das stachlichte, scharfkantige Ornament sich immer dort befand, wo es den Gebrauch des Gegenstandes schmerzlich verhindern mußte. „Ernst, nicht Scherz“, so lautete die Überschrift des Blattes.

Einmal begonnen, fing die Sache an, mich zu reizen und zu locken. Es war der Gegenstand selbst, der mir Vergnügen machte. An wirklich praktischen Erfolg dachte ich nicht. Es war mit einigen Aufsätzen, so scharf sie auch sein mochten, den Verfehrtheiten nicht beizukommen. Ich schrieb eine Reihe Feuilletons, mehr lokalen wienerischen Inhaltes für die längst eingegangene Zeitung „Wanderer“, eine andere Reihe mit Illustrationen für „Westermanns Monatshefte“. Letztere hatten wirklich einen praktischen Erfolg, indem sie den Stuttgarter Verleger Engelhorn veranlaßten, zu mir zu kommen

und nach mündlicher Besprechung im Sinne jener Aufsätze die „Gewerbehalle“ zu gründen. Das Blatt, das noch heute besteht, erlangte bald große Verbreitung. Mir bot es die Gelegenheit, nach und nach über alle Zweige der Kunstindustrie meine Ansichten darzulegen und ihnen so Eingang in die Ateliers und Werkstätten zu verschaffen. Ich war und blieb fleißiger Mitarbeiter, und mein Name wurde populär und verwuchs mit der Kunstindustrie.

So war ich in die neue und neuartige Bewegung hineingeraten ohne bewußte Absicht, ohne es vorgedacht und gewollt zu haben. Ich stand, litterarisch wenigstens, bereits mitten darin, als die Theorie sich in das Praktische umsetzte und auch in Wien ein Museum für die Kunstindustrie, ähnlich dem Londoner, gegründet werden sollte. Ich hatte bereits von der Notwendigkeit und der Nützlichkeit eines solchen in den erwähnten Aufsätzen der „Wiener Zeitung“ gesprochen, doch meine ich nicht, daß diese meine damaligen Worte irgend von Einfluß auf die spätere Gründung des österreichischen Museums gewesen sind oder die erste Anregung gegeben haben. Für jeden, der sich um die Sache kümmerte, lag ja durch das Beispiel Englands die Idee nahe genug.

Und so ist denn die Idee unseres Museums auch wirklich zuerst in London aufgetaucht und ausgesprochen worden. Wie das geschehen und wie die Idee dann Leben und Existenz bekommen hat, das dürfte heute kaum noch jemand außer dem Verfasser dieser „Erinnerungen“ bekannt sein, eine hohe Persönlichkeit ausgenommen. Sie sind fast alle aus dem Leben geschieden, die an der Wiege gestanden, so Eitelberger, Roschmann, Lewinski, J. G. Seidl, Graf Edmund Zichy. Vom ersten Strich an, der in dieser Sache geschrieben worden, ist mir nichts unbekannt geblieben, und die meisten Schrift-

stücke sind durch meine Hand gegangen, zum Teil von mir verfaßt worden. Es war auch wohl natürlich, daß Eitelberger, mit dem ich bereits auf freundschaftlichstem Fuße stand, mich zum Vertrauten und Mitarbeiter nahm, da ich ja in der Sache, um welche es sich handelte, völlig zu Hause war und andererseits von Nürnberg her die nötige Musealpraxis besaß.

Was die Gründung des „k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie“, wie der offizielle Titel lautet, betrifft, so wird dieses Verdienst, diesen Ruhm niemand dem damaligen Professor der Kunstgeschichte an der Wiener Universität Rudolph von Eitelberger streitig machen; auch denkt niemand daran. Den ersten Gedanken aber hat er stets abgelehnt und ihn Sr. k. und k. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Rainer zugesprochen. Beispielsweise erinnere ich mich einer Kuratoriumssitzung, in welcher er in bestimmter Weise diese Erklärung abgab, gelegentlich der Erzählung, daß ein anderer, damals und später vielgenannter Name sich dessen gerühmt habe.

Es war zu London bei der dortigen zweiten großen Weltausstellung im Jahre 1862, als Se. kais. Hoheit, damals Ministerpräsident, mit dem Professor Eitelberger zusammentraf und nach eingehendem Gespräch denselben mit den Vorarbeiten zur Gründung einer dem South Kensington Museum ähnlichen Anstalt in Wien beauftragte. Zurückgekehrt, entwarf Eitelberger das Programm, das er mir mitteilte, bevor er es seiner Bestimmung zukommen ließ. Es war klar und bündig abgefaßt und fand die hohe und Allerhöchste Billigung. Die Folge war das kaiserliche, an den Erzherzog-Ministerpräsidenten gerichtete Handschreiben, welches die Gründung eines Museums zu den Zwecken der Kunstindustrie anbefahl und vorläufig die kaiserlichen Sammlungen leihweise zur

Verfügung stellte. Für die Durchführung wurde im Unterrichtsministerium eine Kommission gebildet, bestehend aus dem Sektionschef Lewinski als Vorsitzendem, dem Kunstreferenten Gustav Heider, dem Schatzmeister Johann Gabriel Seidl und Eitelberger. Mit den Vorarbeiten und insbesondere dem Zubau am Ballhause, das zum provisorischen Sitz des Museums bestimmt war, verfloß das Jahr 1863, und erst gegen den Frühling 1864 war man so weit, um an die Eröffnung des Museums denken zu können.

Die Statuten waren in letzter Revision durch meine Hand gegangen, doch der Titel derselben, welcher vielfach aufgefallen ist: „Museum für Kunst und Industrie“, ist dabei Eitelbergers Gedanke; ebenso der Schlußparagraph, in welchem es heißt, daß die Erweiterung des Museums in der Richtung der Industrie dem Ermessen des Protectors überlassen sei. Es scheint demnach, als ob es nicht so sehr oder nicht allein auf die Kunstindustrie abgesehen war, als vielmehr auf die Kunst. Und das hat auch seinen guten Grund. Bei der Revision hatte ich auf eigene Hand den Titel „für Kunst und Industrie“ in Kunstindustrie verändert. Eitelberger aber stellte sofort den seinigen wieder her und sagte: „Das will ich gar nicht, ich will ein Museum wie das neue Museum in Berlin“, das allerdings damals die Kunstindustrie vergangener Zeiten in sich einschloß. Ich verstand mit dieser Bemerkung, was er früher öfter geäußert hatte, es sei ein Unding, daß ein Professor der Kunstgeschichte nicht ein Museum unter Händen habe. Der „Professor“ machte ihn schwankend und ließ ihn hoffen, zugleich dieses Ziel zu erreichen.

Es sei fern von mir, ihm Zweideutigkeit oder Unaufrichtigkeit vorzuwerfen, oder daß es ihm um die Förderung der Kunstindustrie nicht ernstlich zu thun gewesen sei. Seine

ganze Natur hätte dem widersprochen. Er war durchaus Mann der Sache; was er anfing und anfaßte, das meinte er auch fachlich und nicht persönlich, und dazu war er zu sehr Patriot, als daß ihm die österreichische Kunstindustrie, nachdem er einmal ihre Fahne erhoben, nicht ernstlich und wirklich am Herzen gelegen wäre. Für Strebertum im gewöhnlichen Sinne war er nicht geschaffen, so wenig wie er etwas that um äußerer Auszeichnungen willen. Wenn sein Ehrgeiz Befriedigung suchte und fand, so war es in den Erfolgen und in dem Gelingen dessen, was er anregte und geschaffen hatte.

In der Verfolgung des doppelten Zieles, das gewiß ein Irrtum war, ging es nicht ohne Schwankungen nach der einen oder der anderen Seite ab. Das zeigte sich besonders bei den ersten Erwerbungen für die Sammlungen, für welche zu allererst eine Reihe antiker Statuen in Gipsabguß angeschafft wurde, ohne daß auch nur die Möglichkeit einer Aufstellung im provisorischen Gebäude vorhanden gewesen. Es war gerade kein Unglück dabei, denn unter den Arkaden des jetzigen Museums machen diese Statuen gute Figur. Sie sind auch kein Nachteil für das Kunstgewerbe, das um so mehr Aussicht hat zu gedeihen, je fester und inniger es sich an die hohe Kunst anschließt. Ein Grundsatz, der auch allzeit am Museum festgehalten worden. Eitelberger konnte auch nicht lange sein doppeltes Ziel aufrecht erhalten. Die Dinge entwickelten sich alsbald derart, daß das Kunstgewerbe durchaus in den Vorrang trat und endlich völlig den Sieg erhielt.

Am 30. März 1864 erfolgte die Ernennung Sr. kais. Hoheit des Herrn Erzherzogs Rainer zum Protektor des Museums sowie diejenige Eitelbergers zum Direktor und die meinige als die seines Stellvertreters. Wir beide über-

nahmen sofort das Gebäude und machten uns an die Arbeit.

Wenn je ein Protektorat für eine Anstalt von Bedeutung gewesen ist, so war es dasjenige Sr. kais. Hoheit. Das Museum hätte ohne diese Fürsorge, ohne diese bis ins Einzelne gehende Teilnahme, ohne die stets werththätige Hilfe in allen schwierigen Lagen — und sie waren oft nicht gering — ohne den stets gern gewährten Rat seine Höhe niemals erreicht. Unter dem Schutze seines hohen Protektors konnte es sich sicher und ruhig entwickeln und sein Ziel verfolgen. Seine Hand ebnete die Wege, die es zu gehen hatte. Ich könnte das alles an Beispielen und Thatfachen nachweisen, wenn ich eine Geschichte des österreichischen Museums zu schreiben hätte. Doch will ich es auch hier an dieser Stelle, wo es sich doch um meine Erlebnisse handelt, wenigstens aussprechen, wie sehr das Museum und wir alle, die demselben angehören und angehört haben, dem hohen Protektor zum Danke verpflichtet sind.

Die Aufgabe, die uns zunächst oblag, d. h. vor allem mir und meinem Mitarbeiter, dem späteren Custos Franz Schestag, war nicht gering. Wir sollten möglichst binnen wenigen Tagen ein Museum eröffnen, das noch nicht einen einzigen Kunstgegenstand sein nannte; wir sollten es eröffnen mit einem ordnungsmäßig, antiquarisch wissenschaftlich ausgeführten Kataloge. Wir waren völlig darauf angewiesen, das ganze Museum zusammenzuleihen. Nach sechs Wochen eröffneten wir die Anstalt mit zweitausend Gegenständen des Kunstgewerbes, darunter zahlreiche ersten Ranges, wahre Muster einer edlen Kunstfertigkeit.

Das Museum stand nun wohl da, wie provisorisch auch seine Sammlungen waren. Aber damit war nur Werkstätte und Werkzeug vorhanden, und nun mußte auch damit ge-

arbeitet werden. Wir mußten es machen wie Mahomed: kam der Berg nicht zu uns, so mußten wir zum Berge gehen. Das heißt, wir mußten der Industrie so zu sagen an den Leib rücken, wenn sie nicht zu uns kommen wollte; wir mußten uns ihr aufdrängen. Aber das war nur die eine Seite unserer Aufgabe: wir hatten es mit zwei Gruppen von Leuten, oder sollen wir sagen, mit zwei Parteien zu thun. Die eine war das konsumierende oder kaufende Publikum, die andere die produzierende Industrie. Was hätte diese machen sollen, wenn sie unserem Räte gefolgt wäre und das Publikum ihre Arbeiten ungekauft gelassen hätte? Und was hätte das Publikum mit seinem verbesserten Geschmack angefangen, wenn die Leistungen der Industrie nicht entsprochen hätten, nicht ebenbürtig gewesen wären? All unsere Bemühung wäre umsonst gewesen. Wir waren also gezwungen, unsere Thätigkeit gleichzeitig dem Publikum und der Industrie zuzuwenden.

Das klingt alles heute so selbstverständlich und überflüssig zu sagen, war es aber damals durchaus nicht. Manche unserer Nachahmer, zumal deutsche Kunstgewerbemuseen, haben es verfehlt, weil sie das Publikum vernachlässigten und nur an das Gewerbe dachten.

Wie instinktmäßig traf Eitelberger gleich das Richtige; er war ganz Feuereifer, wie umgewandelt in seiner Natur. Früher der sinnende und denkende Gelehrte, der Lehrer auf dem Katheder, der Schriftsteller, war er nun der Mann einer praktischen Thätigkeit, denn darauf lief die Arbeit des Museums doch hinaus. Es wurde am Museum eine Gipsgießerei gegründet, welche gute plastische Werke in das Haus, in die Schule, in die Werkstätte bringen sollte; es wurden regelmäßige Vorlesungen gehalten, welche sich über das ganze Gebiet der Kunst, teilweise selbst der Technik verbreiteten; es wurde in der Presse gearbeitet und eine eigene Zeitschrift des

Museums, die „Mitteilungen“, geschaffen. Als besondere Vermittlung mit dem Publikum diente das Kuratorium mehr, als daß es einen ständigen Beirat gebildet hätte. Aber in jener Beziehung war es der Sache des Museums durchaus nützlich und seine Zusammensetzung zu solchem Dienste völlig entsprechend. Es bestand aus angesehenen Persönlichkeiten der verschiedensten Kreise, aus Mitgliedern der höheren Gesellschaft, aus Künstlern und Kunstfreunden, aus Gelehrten, welche dem Leben nicht fern standen, sowie aus einigen Industriellen, welche sich einsichtsvoll den Bestrebungen des Museums angeschlossen hatten. An ihrer Spitze stand ein Mann, der die Sache mit dem gleichen Feuereifer ergriff wie wir selber, ein Kunstfreund, von wahrhafter Liebe für alles Schöne erfüllt und selber von reichen Sammlungen umgeben, ein Mann von Herz und Kopf, der mit seltenem Takt das richtige Wort an jeder Stelle zu finden wußte, ein Fürsprecher des Museums in den verschiedensten Kreisen des Lebens und der Gesellschaft. Ich meine den Grafen Edmund Zichy, der dreißig Jahre lang die Verhandlungen des Kuratoriums leitete und stets sich als treuer Freund bewährte, bis ihn in hohem Alter der Tod von uns abberief.

Unsere Bemühungen, ich darf es wohl sagen, waren nicht umsonst, und ein gewisser Erfolg stellte sich schneller ein, als wir erwarten durften. Das Publikum kam zuerst. Wir hatten zahlreichen Besuch, der sich an Sonntagen in den wenigen Räumen des Ballhauses zusammendrängte. Die Anstalt wurde rasch populär. Das Publikum sah und bewunderte die schönen Gegenstände, bewunderte und lernte verstehen. Wer hatte bis dahin viel von Email, von Tauschirung, von der Treibkunst, von Majoliken und Fayencen gewußt oder gar sich darauf verstanden? Jetzt fanden die Gegenstände ihr Interesse und die Worte ihren Sinn und Verständnis. Die Vorlesungen,

zu denen immer zwei der Zimmer ausgeräumt werden mußten, um in eine Art von Saal verwandelt zu werden, waren gefüllt bis auf die letzte Ecke. Trotz der Unbequemlichkeit ließen wir aber nicht davon ab, nur im Museum selber die Vorlesungen halten zu lassen; es kam der Popularität der Anstalt zugute.

Viel schwieriger, viel zäher in der Zurückhaltung zeigte sich die Industrie. Zwar einige der Intelligenteren, wie Ludwig Lobmeyr und Eduard Haas, der Chef der Teppichfirma Philipp Haas und Söhne, schlossen sich uns rasch an; sie wußten das Museum zu benützen und haben es nicht bereut. Andere Fabriken, zumal aus den Kronländern, sendeten ihre Zeichner; diese verstanden aber nicht, was sie sahen; sie waren weder in Kunst noch in Intelligenz auf der Höhe dessen, was die Sache verlangte. Wir mußten gar bald erkennen, daß mit diesen Leuten wenig zu machen sei und daß ein eigener, ein neuer Stock von Künstlern speziell für das Gewerbe gebildet werden müsse, welcher allen den erhöhten Aufgaben desselben in Erfindung wie Ausführung gewachsen sei.

Das nächste war also die Gründung einer Schule, einer Kunstgewerbeschule, die ihre Lehren, ihren Unterricht nicht von der hohen Kunst trennte, aber ihre Schüler speziell mit Rücksicht auf die Eigentümlichkeit und die Bedürfnisse der einzelnen Zweige des Kunstgewerbes erzog. Aber die Gründung war nicht leicht. War schon das Museum selber nicht dem Wohlwollen der liberalen Führer im Reichsrath begegnet, so hatte die Schule noch weniger Aussicht, sich ihre Liebe zu erringen. Und wo die Lehrer finden, da sie doch nicht existierten und nur allenfalls bisher die Architekten für das Gewerbe, wenn es sich um höhere Aufgaben gehandelt, erfunden und gezeichnet hatten? Keineswegs mit Verständnis und keineswegs zum Vorteil der Sache, wie ja das Kunst-

blatt des Wiener Gewerbevereines auf das klarste bewiesen hatte. Wo hätten sie, die Architekten, es auch lernen sollen? Sie traten eben ein als „Mädchen für Alles“.

In solcher Schwierigkeit zeigte sich aber Eitelbergers findiger Geist, seine Kenntnis und Behandlung der Menschen in glänzender Weise. Ich meinerseits arbeitete in der Presse vor; er selbst gewann die Handelskammer, einflußreiche Persönlichkeiten im Reichsrate wie in der Industrie, und so kam die Schule zum Beschluß ohne Widerspruch, da das Ministerium von Anfang an sich der Notwendigkeit nicht entzogen hatte. Wir wünschten uns Kreling, den bewährten Leiter der Nürnberger Kunstschule, zum Direktor, und ich unterhandelte mit ihm im Auftrage Eitelbergers, allein er blieb an Nürnberg gefesselt. Wir mußten uns also anders helfen, bestimmten gar keinen ständigen Direktor, sondern ließen das Direktorium statutenmäßig alle zwei Jahre wechseln.

Es existierte damals (1867) noch der sogenannte Unterrichtsrat unter dem Präsidium Hasners. Die Mitglieder für solche Realschulfragen, zu denen auch unsere Angelegenheit gehörte, waren Van der Müll und Adolph Beer. Die Sache konnte nicht in kompetentere Hände kommen als in die des großen Architekten, der sich bereits vielfach aus besonderer Vorliebe um das Kunstgewerbe bemüht hatte. Eitelberger selbst, dem nach seiner Art wenig an der Einzelheit der Durchführung gelegen war, sendete Van der Müll mit seinem Plane zu mir. Der Plan enthielt bereits die Grundzüge, auf denen unsere Kunstgewerbeschule, so sehr sie seitdem verändert, vielmehr erweitert worden ist, noch heute beruht, vor allem die Dreiteilung nach den drei Künsten: der Architektur, der Plastik und der Malerei, jede selbstverständlich mit der Richtung auf die entsprechenden Zweige des Kunstgewerbes. So war die Verbindung nach oben, nach der reinen Kunst,

gegeben und erhalten, und unser Bemühen ging, wenn man so sagen darf, von da in der Richtung nach unten. Dieser Grundgedanke Van der Nülls hat sich durchaus bewährt; wenn einem, so gebührt ihm eine Gedenktafel im österreichischen Museum. Die von Beer in paragraphierte Form gebrachten Statuten kamen zur letzten Redaktion wieder in meine Hand und gingen aus derselben ziemlich verändert wieder hervor. So sind sie gedruckt worden. Wieder war es Eitelberger, der in der Wahl der Professoren sein richtiges und gesundes Urteil bewies: Stork, Laufberger, Sturm, König, Rießer; waren sie auch nicht alle gleich vertraut mit den speziellen Aufgaben des Kunstgewerbes, so fanden sie sich doch alsbald auf das glücklichste hinein.

Mit der Gründung der Kunstgewerbeschule war ein großer Schritt geschehen; das Museum schien in Sammlungen wie Schule im Prinzipie vollendet. Bei den ersteren hatte das Leihsystem schon angefangen, sich in festen Besitz zu verwandeln. Einen großen Beitrag hatte die kaiserliche Porzellanfabrik gestellt, deren Aufhebung leider schon beschlossen war, als das österreichische Museum seine Wirksamkeit begann. Sonst dürfte sie gerettet worden sein und sich in erneuter Blüte befinden, wie es heute mit den königlichen Fabriken von Berlin und Meissen der Fall ist. Auch diesen hatte die gleiche Gefahr gedroht. Die Art, wie sie gerettet wurden, ist eine nicht uninteressante Geschichte. Da ich ein wenig, vielleicht sogar in entscheidender Weise, dabei beteiligt bin, so will ich sie an dieser Stelle erzählen, gänzlich objektiv und so kurz wie möglich, um nicht zu lange von der Entwicklung unseres Museums abzuschweifen.

Es war nicht lange nach Eröffnung desselben, als mir Lüchow eines Tages eine Notiz in seiner Kunstzeitschrift brachte, nach welcher die Aufhebung der Berliner Porzellan-

fabrik vom preußischen Landtage, ich weiß nicht mehr, in erster oder schon in zweiter Lesung beschlossen worden war. Der Einsender der Notiz — es war der Kunstschriftsteller Bruno Meyer — fand die Aufhebung gerechtfertigt aus dem bekannten, auch für Wien entscheidenden Grunde: der Staat solle kein Fabrikant sein. Die Herren hatten alle verkannt, daß es sich nicht um eine Fabrik, sondern um eine Kunstanstalt handle, die eben notwendig sei, die Porzellan-Fabrikation auf künstlerischer Höhe zu halten und vor dem Verfallen in ordinäre Waare zu sichern. Da wir beide, Lützow und ich, in unserer Auffassung der Sache einig waren, so entsprach ich gern seinem Wunsche, ihm für seine Zeitschrift eine Entgegnung zu schreiben. Ich schrieb sie so ernst, so eindringlich, als ich es vermochte — *Si natura negat, facit indignatio versum*. In dem Sinne war der Aufsatz gehalten. Vielleicht wäre er ohne Wirkung verhallt, wenn nicht Lützow den Gedanken gehabt hätte, ihn im Separatabdruck jedem Mitgliede des preußischen Landtages zuschicken zu lassen. Wirklich geschah es, daß der Beschluß der Aufhebung umgestoßen und statt dessen ein Neubau der Berliner Fabrik beschlossen wurde, denn darum handelte es sich eben: Aufhebung oder Neubau. Ob es die Folge meiner Worte war, kann ich freilich von mir selber aus nicht behaupten, aber etwas später, nicht lange danach, kam der Freiherr von Minutoli, der wohlbekannte Kunstsammler, ausdrücklich deshalb zu mir, mich zu versichern, daß mein Aufsatz die Fabrik gerettet habe, und mir gewissermaßen zu danken. Merkwürdigerweise geschah, wie mir erzählt worden, etwas ganz ähnliches im sächsischen Landtage. Auch dort handelte es sich um Neubau oder Aufhebung der berühmten Meißner Fabrik, einst der Stolz Sachsens, und die Aufhebung war oder sollte beschlossen werden, und zwar mit Berufung auf die Wiener Fabrik, deren

Ende doch unsererseits als ein Unglück bedauert wurde. In der entscheidenden Sitzung hatte ein Abgeordneter meinen Aufsatz zur Hand und las ihn vor. Die Entscheidung fiel zu Gunsten der Meißner Fabrik aus, und heute erfreut sie sich gleich der Berliner einer erneuerten Blüte, die hinter der alten kaum zurücksteht. Ob die Dinge genau sich so zuge- tragen haben, weiß ich nicht; ich erzähle, was unsererseits geschehen und was mir mitgeteilt worden.

Doch ich kehre zu meiner kurzen Geschichte des Museums zurück, das sich wie planmäßig von Stufe zu Stufe weiter entwickelte. Der Gründung der Schule folgte das definitive Gebäude auf dem Stubenring, das zunächst die Schule mit in sich aufnahm, bis auch diese daneben ihr eigenes Heim fand. Es war mit dem Hauptgebäude nicht ohne Schwierig- keit abgegangen, zwar nicht von Seite des Ministeriums, da niemand dem Museum günstiger gesinnt sein konnte als der damalige Unterrichtsminister Dr. von Stremayr. Die Schwierig- keit kam von der Gemeinde oder vielmehr von ihren Ver- tretern in dieser Angelegenheit. Der Platz neben der Stuben- thor-Brücke zwischen der Ringstraße und der Wien war von der Stadterweiterungs-Kommission unentgeltlich angeboten und seitens des Museums als der Lage nach durchaus ent- sprechend freudig angenommen worden. Bei der Schmalheit des Raumes standen wir aber mit unserem Plane wie in einer Zwickmühle. Wir mußten entweder mit dem Risalit von achtzehn Schuh in die Ringstraße hinausrücken oder rück- wärts — eine teure Sache — den sogenannten Cholera- Kanal verlegen. Wir wollten und wünschten das erstere, bedurften dafür aber der Zustimmung des Gemeinderates. Zu der Beratung waren von Seite der Gemeinde die Herren aus der Leopoldstadt delegiert, von Seite des Museums die Kuratoren Werthheim und Melingo nebst meiner Wenigkeit.

Eitelberger selber, der vielleicht sein unruhiges, leicht erregbares Blut fürchtete, nahm ungern an dergleichen Beratungen Teil. Bei der Besprechung, die in dem kleinen, heute der Polizei dienenden Hause hinter dem Museum stattfand, traten die Herren aus der Leopoldstadt auf das entschiedenste unserem Wunsche entgegen, und zwar, wie soll man sagen, aus einem rein bezirksbergerischen Grunde: sie wollten, wenn sie aus ihrem Bezirke über die Aspern-Brücke kämen, die ganze lange Ringstraße hinab und auch den Stadtpark sehen, und das künftige Museum schien ihnen dabei im Wege zu stehen. Da wir in der Nähe waren, führten wir die Herren an den Knick der Ringstraße gegenüber der Kaserne, um sie durch den Augenschein zu überzeugen, daß, was sie wünschten, schon damals eine Unmöglichkeit war. Man sah eben nicht so weit von der Aspern-Brücke, nur ein paar hundert Schritte. Von der Verkehrtheit ihres Widerspruches überführt, mußten sie wohl endlich zustimmen, und so durften wir unseren Plan mit der Vorrückung in die Ringstraße ausführen. Im Jahre 1871 konnten wir Ferstels schönen Bau feierlich eröffnen, was zugleich mit der ersten, speziell dem Wiener Kunstgewerbe gewidmeten Ausstellung geschah. Das Gebäude, beruhend auf den Erfahrungen, die wir bereits gemacht hatten, erwies sich, Heizung und Ventilation ausgenommen, als durchaus praktisch für unsere Zwecke und unsere Arbeiten. Seine Anlage ist auch der Typus geworden für alle nachfolgenden neugebauten Kunstgewerbe-Museen. Die Ausstellung selber, mit der wir eröffneten, erwies zwar das Wiener Kunstgewerbe als keineswegs fehlerlos oder unseren Wünschen und Hoffnungen bereits entsprechend, aber es zeigte sich doch, was man schon auf der Pariser Ausstellung (1867) in den ersten Anfängen wahrgenommen hatte, daß Leben und Bewegung und Fortschritt vorhanden seien, daß somit das Museum und seine Bemühungen

wie im Publikum so auch in der Industrie bereits Boden gefunden hatten und besseres sich erwarten lassen.

Der günstige Eindruck, so sehr man ihn auch beschränken mag, wurde gewiß nicht abgeschwächt auf unserer Weltausstellung des Jahres 1873 sowie durch die folgenden kleineren Ausstellungen in München, Amsterdam, Antwerpen oder durch die dritte Pariser Weltausstellung im Jahre 1878. Die österreichische Kunstindustrie hatte sich bereits einen guten Namen in der Welt gemacht und erregte überall die Aufmerksamkeit und lebhaftes Interesse, wo sie sich unter vernünftiger Leitung zeigte. Leider war das nicht immer der Fall.

Mittlerweile war in der Entwicklung der Dinge zu unserer bisherigen Thätigkeit ein ganz neues Element hinzugekommen, oder eigentlich ihrer zwei: die Spezialausstellungen und die Fachschulen, zu denen später noch ein drittes trat, der Kunstgewerbe-Verein. Im Jahre 1872 überfiedelten die Sammlungen in das neue Gebäude. Sie ließen mit Hilfe der Halle und der Arkaden noch hinlänglich Raum übrig, zeitweilig von einem oder dem anderen Zweige der Kunst und der Kunstindustrie eine Spezialausstellung zu veranstalten, wie denn auch jedes Jahr zu Weihnachten in der sogenannten Weihnachtsausstellung den Industriellen die Gelegenheit geboten wurde, dem Publikum vor Augen zu stellen, was mittlerweile gelernt und geschaffen war. Wir am Museum hatten damit zugleich eine gewisse Kontrolle, indem wir von Jahr zu Jahr die Entwicklung der Dinge, den Wandel und Wechsel des Geschmacks verfolgen konnten. Mit diesen Ausstellungen bewahrte sich das Museum bei der verhältnismäßig noch geringen Bedeutung seiner Sammlungen stets Leben und Interesse, und die Besucher, die leicht des Alten und oft Gesehenen müde werden, blieben uns treu.

Der Gedanke, welcher die kurzweg sogenannten Fach-

schulen, d. h. Schulen für die einzelnen Zweige der Industrie, ins Leben rief, war zunächst der, das Gute, was Museum und Kunstgewerbeschule leisteten oder leisten konnten, in die Provinzen an die Sitze solcher Industrie hinauszutragen. Da eine direkte Wirkung vom Zentrum aus schwer herzustellen war, so wurden diese Schulen, gegründet in Fabriksdistrikten, geleitet von ehemaligen Schülern der Kunstgewerbeschule, die Vermittler. Der Gedanke, anfangs mehr versuchsweise ausgeführt, später erst nach festen Grundsätzen in eine Art System gebracht, erwies sich als äußerst fruchtbar, und kaum ein paar Jahrzehnte waren verflossen, so überzog schon ein Netz solcher Fachschulen das ganze Reich, Schulen für Weberei, Stickerie, Wirkerei, für Spizengabrikation, für Schlosserei und andere Metallarbeiten, für Glas, Porzellan und sonstige Thonwaren, für Tischlerei und Schnitzerei, für Steinbearbeitung, kurzum für jeglichen Zweig der Industrie, der irgendwo eine feste Niederlassung besaß.

Ich erwähne das alles nur so kurz wie möglich, um anzudeuten, welche Wichtigkeit, welche Bedeutung das österreichische Museum noch zu Lebzeiten Eitelbergers erlangt hatte. Wie es nach außen außerhalb der Grenzen des Reiches gewirkt, wie es anregend in anderen Ländern Einfluß geübt hat, lasse ich ganz dahingestellt. Eitelberger konnte wohl mit voller Befriedigung auf das zurückblicken, was er geschaffen oder angeregt und geleitet hatte. Leider wurde diese Befriedigung durch körperliche Leiden getrübt, und diese Leiden, die ihn selber niederdrückten, seinen Geist schwächten, selbst die guten Seiten seines Charakters nicht unberührt ließen, übten auch auf die Verhältnisse im Museum keine günstige Wirkung. Es war in den letzten vier oder fünf Jahren seines Lebens, daß die Folgen zweier schwerer Erkrankungen sich geltend machten. Stets müde, langsam

dahinschleichend, erlahmte er in seiner sonst unausgesetzten Regsamkeit und Thätigkeit; er kam oft wochenlang aus seiner Wohnung nicht in die Sammlungen herunter. Die Gedanken und Ideen, die ihm sonst reichlich zuflossen, blieben aus; früher sich freuend über die Verdienste und Erfolge anderer, und insbesondere der Angehörigen des Museums, sah er sie später, ich will nicht sagen ungern, doch nicht ohne eine gewisse Eifersucht. Mit zunehmender Schwäche, von Stimmungen abhängig, wurde er ungleich, oft schroff in der Behandlung derer, die mit dem Museum freundschaftlich oder geschäftlich zu thun hatten, und stieß viele zurück, besonders Industrielle, die Freunde des Museums gewesen waren. Heute kann man wohl von diesen Dingen reden, ohne das Andenken eines Mannes, selbst eines Freundes, zu kränken, dessen hohe Verdienste unbestreitbar sind. Die Natur verlangt ihre Rechte, er aber konnte sich nicht in Güte und Geduld mit ihnen abfinden.

Der letztere Umstand, die Entfremdung der Industriellen, war es besonders, welcher uns zur Gründung des Kunstgewerbevereins veranlaßte.

Ein Geheimnis unseres Erfolges oder vielmehr ein Mittel, denn Geheimnisse gab es ja nicht bei uns, lag sicherlich in dem persönlichen, zum Teil freundschaftlichen Verkehr, den wir alle, die Angehörigen des Museums, Gelehrte wie Lehrer und Künstler, mit den Industriellen pflegten. Ich brauche nur eines Beispiels zu gedenken, eines für viele, ich brauche nur Ludwig Lobmeyer zu nennen, und einer der größten Erfolge der modernen Reform des Geschmacks und der Kunst steht uns vor Augen. Wenn Lobmeyer heute, vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, als der erste Glasindustrielle der Welt dasteht, dem weder England, am wenigsten aber Frankreich einen gleichen an die Seite setzen könnte, so

wird er selber gewiß nicht in Abrede stellen, wie viel er dem Museum und wie viel er, vielleicht noch in höherem Grade, dem persönlichen und freundschaftlichen Verkehre mit uns verdankt. Das thut seinem Verdienste nicht den geringsten Abbruch. Wer imstande ist, dasjenige, was die Firma J. und L. Lobmeyr vor der Gründung des österreichischen Museums geschaffen hat, mit dem zu vergleichen, was heute das neue glänzende Lokal in der Kärntnerstraße zu zeigen hat, der kann nur staunen über die himmelweite Entfernung zwischen beiden, über den Fortschritt in Geschmack, Kunst und Technik, der hier in dreißigjährigem Bemühen geschehen ist. Und an diesen hunderten erlesener Gegenstände haben das Museum durch seine Vorbilder, Künstler und Kunstgelehrte durch ihre Kritik gewissermaßen mitgearbeitet. Ohne sie wäre es wohl nicht zu solcher Vollkommenheit gekommen, aber eben so wenig ohne die Intelligenz, den Geschmack, das Verständnis und das entschlossene, zu Opfern bereite Vorgehen Ludwig Lobmeyrs.

Wie gesagt, ich erwähne Lobmeyr nur als einen von vielen. Vom ersten Anfang an ist er dem Museum treu geblieben. Aber nicht alle waren so unerschütterliche Anhänger. Manche schwankten und schwankten nicht bloß, sondern fielen thatsächlich ab, entfremdet, zurückgestoßen durch Ursachen, die ich bereits angedeutet habe. Unter solchen Umständen legten wir uns die Frage vor, wie es möglich sei, die Kunstindustriellen wieder zum Museum zurückzuführen und dauernd an dasselbe zu fesseln. Ein Verein derselben, in steter und enger Verbindung mit dem Museum, womöglich mit Versammlungen und Ausstellungen an seinem Sitze, ein Verein von Männern, die es berufsmäßig mit der Sache zu thun haben, nicht von Laien oder sonst beliebigen Mitgliedern, beraten und geleitet vom eigenen Verständnis, ein solcher

Verein schien uns das richtige Mittel, den erlöschenden Verkehr wieder herzustellen und dauernd zu beleben.

Wir verkannten nicht, daß wir die Sache ohne Eitelberger, vielleicht gegen seinen Wunsch unternehmen müßten; wir durften auch bei seiner Kränklichkeit und Schwäche ihm nicht eine neue große Aufgabe auf die Schulter laden; er wäre ihr nicht mehr gewachsen gewesen. Wir mußten also selber eintreten und die Sache durchführen, wie wir sie geplant hatten. Ehrgeiz war es wahrlich nicht, der uns trieb, denn wir hatten alle Arbeit genug unter Händen, vollauf unseren etwaigen Ehrgeiz, wenn er vorhanden war, zu befriedigen. Wir handelten lediglich im Interesse des Museums. Eitelberger selber zögerte auch nicht, seine Zustimmung zu geben, als ich ihm schriftlich wie mündlich unseren Plan auseinandersetzte.

Als wir vor allen Dingen, noch ehe irgend eine Mitteilung im Kreise des Kunstgewerbes geschehen, uns in vollem Einverständnis mit dem hohen Protektor wußten, der unser Programm ausdrücklich genehmigt hatte, gingen wir ans Werk und hatten alsbald die hervorragendsten Kunstindustriellen alle um uns gesammelt. Alsdann des Erfolges sicher, fanden wir auch die Billigung des Kuratoriums und die Zustimmung des Ministeriums für die Lokalisierung des Vereines und seiner permanenten Ausstellung im Gebäude des Museums. Seitdem sind elf Jahre verflossen; der Verein hat sich gefestigt, hat auf Ausstellungen Triumphe gefeiert und sieht selbst dem Bau eines eigenen Gebäudes entgegen. Und was wir gewollt, der persönliche Verkehr zwischen Museum und Gewerbe, ist unerchüttert geblieben, ja vermehrt und gefestigt.

Als Eitelberger seinem verzehrenden Leiden erlag (18. April 1885), zeigte der große Zug, welcher seine Leiche vom Museum bis zur Kirche begleitete, wie sehr er sich die allgemeine

Achtung erworben und bewahrt hatte. Die Mißstände, welche seine Kränklichkeit, die Schwächung seines Geistes und Körpers geschaffen — sie waren unleugbar und ungeleugnet vorhanden, obwohl in der Vorstellung weit übertrieben — sie fielen mit seinem Tode wie von selber hinweg. Das Provisorium, das nun für ein halbes Jahr folgte, bis der neue Unterrichtsminister Dr. von Gautsch wenige Tage nach seinem Amtsantritt demselben durch meine definitive Ernennung zum Direktor rasch ein Ende machte, war für mich keine angenehme Zeit. Abgesehen von allem Zwischenspiel, das ich, eigentlich meiner Natur entgegen, ziemlich kühl aufnahm, war meine Aufgabe gerade keine leichte. Die Direktion in Stellvertretung fiel mir statutenmäßig zu; dazu blieb mir die Sorge für die eine größere Hälfte der Sammlungen, die mir oblag, und auch die andere Hälfte kam dazu, indem gleichzeitig mit dem Tode Eitelbergers auch Wickhoff als neu ernannter Universitäts-Professor das Museum verließ. So blieb es bis gegen Ende des Jahres (1885). Erst nach mir wurden die Lücken ausgefüllt.

Das Museum war, wie ich in den obigen kurzen Zügen geschildert habe, zur Zeit, da Eitelberger starb und ich die Leitung übernahm, so eigentlich prinzipiell fertig, d. h. alle Zweige, alle Richtungen der Thätigkeit, die ihm seiner Bestimmung nach zukamen, waren vorhanden. Neues, wirklich Neues dem Bestand hinzufügen, die Anstalt in neue Bahnen zu lenken, schien weder möglich noch notwendig. Mein Programm — ich hatte wirklich gar nicht daran gedacht, daß ich ein Programm haben müsse, als ich von journalistischer Seite darum gefragt wurde — mein Programm konnte also nur sein, im wohlverstandenen Geiste Eitelbergers während seiner besten Zeit fortzufahren und dabei vor allem ohne Schwanken die eigentliche und ursprüngliche Aufgabe des

Museums, die Förderung des heimischen Kunstgewerbes und die Bildung des Geschmacks und des Kunstverständnisses, auf das eifrigste und bestimmteste zu betonen und zu pflegen. Zu thun gab es genug, und nicht bloß in dieser Beziehung, denn im Laufe der Jahre war manches wie durch Zufall entstanden, zumal bei der Schule, und bedurfte der systematischen Umordnung und Einordnung; das Gebäude und sein Schmuck, außen wie innen, verlangten nach Restauration, und die Sammlungen, sollten sie in Aufstellung und Anordnung den modernen Anforderungen nachkommen, mußten sich besser, eleganter den Augen darstellen. Das Programm, das ich in diesen Beziehungen entwarf, fand auch die Zustimmung des Ministeriums und die Bewilligung der nötigen Geldmittel.

Im obigen Sinne geschahen nunmehr alle neuen Erwerbungen. Ich fragte mich stets, wozu kann unsere Industrie den Gegenstand brauchen? Was kann er uns lehren? In welcher Beziehung kann er uns als Vorbild dienen? Die Mittel, die mir zu Gebote standen, waren freilich im Verhältnis zu anderen Museen gering genug, und auf Kunstgegenstände ersten Ranges mußte ich fast ganz verzichten.

Sodann hatte ich auf zweierlei den größten Nachdruck zu legen, auf die öffentlichen Wintervorlesungen und auf die Spezialausstellungen. Beide dienten gleicher Weise der öffentlichen Belehrung, hatten und erfüllten aber auch den Zweck, unser besuchendes Publikum am Museum festzuhalten. Ich mußte um so mehr daran denken, als einerseits die öffentlichen Vorlesungen, mit denen wir vor dreißig Jahren allein gestanden, nunmehr, zur Mode geworden, sich in Unzahl vermehrt hatten, andererseits wir in Rechnung ziehen mußten, daß die Eröffnung des neuen Hofmuseums uns einen großen Teil unserer Besucher entziehen würde. Wie



sollte es auch nicht? Was hatten wir denn jener Fülle wunderbarer Kunstschätze an Reizmitteln entgegenzustellen? Schon Eitelberger hatte mit Besorgnis diesem Moment entgegengeesehen. Wir hatten meines Erachtens kein anderes Mittel, als die erhöhte Thätigkeit, immer Neues in den Spezialausstellungen zu bringen. Sie möglichst lehrreich zu gestalten, war eine gewisse Vollständigkeit notwendig, ferner ein guter Katalog und die Begleitung desselben mit orientierender Einleitung nach allen Gesichtspunkten, geschichtlich, technisch, künstlerisch. So wenigstens war mein stetes Bemühen. Ich komme darauf später zurück.

Diese Spezialausstellungen gaben wieder Gelegenheit zur Herausgabe litterarisch-artistischer Publikationen für das Kunstgewerbe, wie wir denn auch einzelne, bereits vorgeschrittene Zweige unserer Sammlungen in illustrierten Katalogen veröffentlichten. Überhaupt stellt die Litteratur, welche im Laufe der dreißig Jahre aus dem österreichischen Museum hervorgegangen ist, bereits eine kleine Bibliothek dar.

Eine wirkliche Veränderung betraf die Kunstgewerbeschule. Nicht als ob die Lehrprinzipien geändert worden wären — an diesen hat die Schule von ihrer Gründung an unentwegt festgehalten. Aber es waren im Laufe der Jahre so verschiedene Spezialfächer und Ateliers dem alten Bestande angegliedert, aber nicht eingegliedert worden, daß eine neue systematische Organisation notwendig schien. Diese wurde auch mit Beibehaltung der von van der Müll gegebenen Grundzüge nach den Angaben Storcks durchgeführt, der nun auch permanenter Direktor der Schule wurde. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Stellungen und Bezüge der Lehrer, welche gleicherweise den Charakter der Zufälligkeit trugen, systematisch geordnet und gebessert. In allen diesen Fragen begegnete das Museum dem größten Wohlwollen von Seite des Ministeriums.

Ich rühre alle diese Dinge nur an, da ich sie ja doch, dem Plane dieser „Erinnerungen“ entsprechend, nicht umgehen kann. Es liegt mir aber völlig fern, ausführlich von ihnen zu reden, obwohl es ursprünglich meine Absicht war und meine Thätigkeit heute abgeschlossen ist. Ich hätte auch weit über den Rahmen, den ich mir vorgezeichnet habe, hinausgehen müssen. So ist die Darstellung von der Entstehung und der Entwicklung des Museums nur eine aller kürzeste Skizze geblieben. Ich muß aber doch, bevor ich wieder von anderen Dingen und Lebensereignissen erzähle, dem Museum oder vielmehr der Sache desselben ein weiteres Kapitel widmen, freilich aus ganz anderem Gesichtspunkt. Der Gang meines Lebens hat es gefügt, daß ich in ungewöhnlicher Weise mit den modernen Reformen auf dem Gebiete der Kunstindustrie verwachsen bin und mein Name, wie ich wohl sagen darf, gleichsam als eine Fahne gedient hat.

Zehntes Kapitel.

Die ästhetische Reform des Kunstgewerbes.

Was schön sein soll, muß erst
vernünftig sein.

Sollte es wohl vernünftig sein, einen Ofen so anzustreichen, als ob er aus seinem eigenen Brennmaterial, aus Holz, bestände? Ist es vernünftig, eben desgleichen Gegenständen aus Porzellan, wie z. B. Theetassen und Theekannen, mit Hilfe der Bemalung das Ansehen von Holz zu geben? Ist es vernünftig, hölzerne Leuchter wie mit biegsamem Leder umzogen erscheinen zu lassen und damit ihnen den Schein gefährlicher Unsolidität zu geben? Ist es vernünftig, einem

Tintenfaß die Form eines Pulverhornes zu geben und den nichts ahnenden Benutzer dieses sonderbaren Gerätes der Gefahr der Beschmutzung auszusetzen? Oder ist es passender, ihm die Gestalt einer Sockelmütze zu verleihen oder eines Hundehaufes, dessen Dach als Deckel aufgehoben wird? Ist es vernünftig, ein irgend als Gerät oder Schmuck dienendes Hufeisen wie aus Holz erscheinen zu lassen und dieses scheinbar wie mit Leder zu überziehen, so daß man von einem hölzernen Hufeisen aus Leder oder einem ledernen Hufeisen aus Holz sprechen kann?

Solche Verwechslungen von Form, Zweck, Technik, Material, wobei immer eines dem anderen widerspricht und sich selber ad absurdum führt, war eine der Eigenschaften des Kunstgewerbes um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, eine Eigenschaft, die leider auch heute noch im deutschen Hause und im deutschen Gewerbe nicht ausgerottet ist. Man nannte das damals „Ideen haben“. Solche Ideenphantasie war die Quelle für alle Neuigkeiten der sogenannten Galanteriewaren, deren jede Saison eine Fülle frisch auf den Markt warf. Aber nicht bloß die „Galanterie“ brachte sie; Silberarbeiten, Goldschmuck, Bronzegegenstände, Holz und Porzellan, kurzum im Grunde jedes Gewerbe, in welchem die Phantasie mitzuspielen hatte, brüstete sich solcher Ideen oder vielmehr, richtiger gesagt, litt an solcher Gedankenarmut.

Das wäre aber ein nicht allzu bedeutungsvoller, nicht allzu hoch anzuschlagender Fehler gewesen und hätte schwerlich die großartige Reformbewegung im Geschmack hervorgerufen, wenn das Kunstgewerbe damals nicht an anderen Fehlern und Untugenden gekrankt hätte.

Zu diesen Fehlern rechne ich zunächst eine mangelhafte, unkünstlerische Technik, welche die feineren Arten der Arbeit, einst die Zierden des Kunstgewerbes in früheren Jahr-

hundertern, aufgegeben oder verloren hatte. Dazu gehört beispielsweise der Ersatz der eigentlichen Schmiedekunst durch den Guß, dazu gehören verschiedene schmückende Verfahren der Goldschmiedekunst, wie die Tauschierung und manche Arten des Emails, wie der gänzliche Verfall der Stickerie als Kunst. Ferner hatte sich aus dem Gewerbe das Gefühl für Form und Farbe sowie für das Angemessene des Schmuckes verloren. Daß der Schmuck Maß halten und an rechter Stelle sich befinden muß, daß ein Gefäß Kontouren hat und daß diese Kontouren Schwung oder kräftige Bildung, gewissermaßen Charakter, haben müssen, daß das Gefäß sich gliedert, die Glieder im Verhältnisse stehen, damit sich ein für das Auge wohlgefälliges Ganzes ergibt, das war dem damaligen Kunstgewerbe so gut wie unbekannt. Die „Idee“ — die unvernünftige — mußte das ersetzen. Eben so unbekannt war es, daß die Verzierung doch gewissen ästhetischen Gesetzen unterworfen ist, daß sie sich an Form und Gliederung des Gefäßes oder Gerätes anschließen muß, sei sie nun gemalter oder plastischer Schmuck, daß sie nicht an beliebiger Stelle sich anbringen läßt, gar nicht davon zu reden, daß sie auch, wenn der Gegenstand Bedeutung hat, dem Sinne nach mit demselben in gewisser Beziehung stehen soll, es sei denn, daß sie eben nur reines Ornament ist.

Nicht minder war Sinn und Gefühl für Farbe verschwunden. Wie in der Kleidung die verschiedenen Töne vom toten Grau vorherrschten, so auch in der Dekoration. Grau war die allgemeine Färbung, wohin man blickte, in der Straße wie im Hause. Grauer Stuck oder dessen gemalte Nachahmung war der Schmuck des Plafonds, grau waren die Wände; nur der Teppich des Fußbodens zeigte in gewaltigen Blumen und Blumenbouquets lebhaftere Farben, aber diese allzu derb, allzu bunt und unharmonisch. Was

das eine zu wenig, hatte das andere zu viel. Schöne, auch lebhaftere Farbentöne harmonisch zusammenzustellen und sich solcher Schönheit zu erfreuen, das war unbekannt. Den Leuten von damals war Farbe ein Schrecknis; nur grau war vornehm und elegant. Man fürchtete sich vor der Farbe.

Soll ich noch ein Wort vom eigentlichen Ornament sagen, das eine so große, ja die größte Bedeutung für die Gegenstände des Kunstgewerbes hat? Die Kunst aller Zeiten und vieler Völker hat eine solche Fülle schöner, einfacher wie reicher Motive geschaffen, daß die Ornamentik um die Mitte unseres Jahrhunderts daneben wie völlig arm erscheint. Blumen, Blumen und wieder Blumen, naturalistisch behandelt und doch wider die Natur gebildet und verwendet, das ist fast alles, was sie zeigte.

An allen diesen Fehlern, und an manchen anderen noch, die ich nicht aufzählen will, litt das Kunstgewerbe in jener von jeglichem wirklichen Geschmack verlassenen Zeit. Was war dagegen zu thun? Das erste und nächste war: Vernunft predigen — predigen wie ein Pastor auf der Kanzel, dem es gestattet ist, seine Worte wann immer zu wiederholen.

Zwei Wege standen offen, die Sache anzugreifen, entweder die Annahme eines der vorhandenen Kunststile zu empfehlen und allgemein durchzuführen, oder eine Ästhetik des Kunstgewerbes aus der Sache selbst zu entwickeln und die in den Dingen selbst liegende Vernunft sprechen zu lassen, d. h. Prinzipien aufzustellen, die als Richtschnur zu dienen hatten. Auch ein dritter Weg war möglich, die Dinge gehen zu lassen, wie sie wollten, den Gewerbetreibenden anheimzustellen, wie und was sie etwa von den Sammlungen nach eigenem Ermessen brauchen könnten und brauchen wollten. Bei diesem Wege der Passivität, der im Anfange derjenige Citelbergers war, sieht man aber nicht ein, wozu denn das Museum

gegründet war und wozu wir neben den Sammlungen uns noch so viele Mühe im Reden und Schreiben gaben.

Der erste Weg, der Annahme eines der gegebenen Stile, war von unserem Publikum bereits so gut wie zurückgewiesen. Er konnte nie auf allgemeine Anerkennung rechnen. Der gotische Stil hatte schon mit dem unter Leitung des Architekten Ernst gestandenen Unternehmen des Gewerbevereines Fiasco gemacht und hätte es auch gemacht, wenn dieses Kunstgewerbeblatt besser geleitet worden wäre. Dasselbe war mit dem klassischen Stil geschehen, der, während er in Berlin von Schinkel her noch eine Tradition hatte, bei uns keine Freunde besaß, wenigstens nicht im Publikum. Das Rokoko hatte sich ausgelebt; die französischen Stilarten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wurden wie mechanisch hier und da geübt, zumal in der Möbel-Industrie, ohne daß man eigentlich Bewußtsein und Verständnis hatte, was man that. Man nannte das in der Tapezierprache „gotisch“. Die Renaissance stand noch nicht auf der Tagesordnung; man hätte sie erst lehren und zum Verständnis bringen müssen, und das war ein langer Weg, der dennoch in der That, dessen ungeachtet, auch alsbald betreten wurde.

Alle Stilarten, die klassischen, die mittelalterlichen, die der modernen Zeiten hatten ihre Freunde und Anhänger, die einen mehr, die anderen weniger, die einen hier, die anderen dort, verschieden nach Land, Ort und Tradition. Alle ihre Anhänger auf einen Stil zu vereinen, diesen der Welt aufzudrängen, war eine Unmöglichkeit. Noch schwieriger wäre es gewesen, einen neuen, einen modernen, gar einen nationalen Stil zu erfinden, denn ein Kunststil, wie die Welt deren viele gesehen hatte, ist überhaupt nicht Sache der Erfindung, sondern einer werdenden und arbeitenden Zeit.

Für mich, der ich ja nun praktisch mitten in der Be-

wegung stand und den Beruf, das heißt den amtlichen Beruf hatte, mitzuhelfen und zu fördern, für mich gab es keinen Zweifel, welcher Weg einzuschlagen sei. Es mußte vor allen Dingen Klarheit über alle Fragen verbreitet werden, es mußte gelehrt, gelernt und verstanden werden, was denn das Schöne und Gute in den Gegenständen des Kunstgewerbes sei. Es mußte ferner der Sinn für Form und Farbe erschlossen werden, es mußte sich zeigen, daß in jedem einzelnen Gewerbe vermöge seiner Bestimmungen und vermöge seines Materials, dessen es sich bedient, Bedingungen, Prinzipien liegen, die beobachtet, befolgt werden müssen. Dabei bleibt der künstlerischen Phantasie immer noch eine große Freiheit der Gestaltung übrig. Nur die Willkür wird ihr genommen.

Das erste, die Form bedingende, ja dieselbe schaffende Prinzip ist das der Bestimmung. Die Form eines Gegenstandes, der gebraucht werden soll, und das sind ja die Gegenstände des Kunstgewerbes im Gegensatz zur hohen oder freien Kunst, die es bloß auf Schönheit abgesehen hat, muß zweckmäßig sein. Aus der Kanne muß man gießen, aus dem Becher trinken können; wenn nicht, ist alles Bemühen um Schönheit verloren. Der Zweck hat dem Schranke, dem Sessel, dem Tisch, dem Leuchter, der Lampe, der Vase, dem Teller, der Schüssel, dem Topf ihre Form, ihre Grundgestalt gegeben, und diese muß beobachtet, bewahrt bleiben und darf nicht mit der Form eines anderen beliebigen Gegenstandes vertauscht werden. Das Tintenfaß darf also kein Pulverhorn sein, der Butterteller kein Spargelbündel und was dergleichen Dinge mehr sind.

Das zweite Moment in der Gestaltung eines Gebrauchsgegenstandes ist das Material. Das eine Material läßt sich fein, dünn, zierlich ausarbeiten, ein anderes, das minder zäh, minder spröde, minder brechlich ist, braucht eine größere

Stärke in der Wandung wie im Ornament. Stellen wir Stein und Metall einander in dieser Beziehung gegenüber, so wird der Unterschied sofort klar. Ein steinernes Geländer wie ein geschmiedetes Eisengitter ausführen, wäre ein Unding; jenes muß sich mit seinen Balustern begnügen, während dieses eine freie und zierliche Ornamentik zuläßt, ja verlangt. Selbst in der Zeichnung muß sich ein Tauffstein sofort von einem Pokal unterscheiden lassen, der doch gewöhnlich dieselben drei Hauptteile, Becken, Ständer und Fuß, enthält. In solche Verwechslung pflegen Architekten zu verfallen, wenn sie Trinkgefäße zu zeichnen haben; sie machen sie zu steinern, ihrem eigenen gewohnten Material gemäß.

Mit Bestimmung und Material allein kann man freilich noch kein Kunstwerk, kein schönes Kunstwerk schaffen; es muß wesentlich ein drittes hinzukommen, die künstlerische Phantasie, die Gestaltungskraft im Sinne der Schönheit. Ohne diese erhalten wir wohl zweckmäßige Gefäße und Geräte, aber sie brauchen nicht schön in Kontour, nicht schön in Verzierung, nicht reich und fein in Gliederung und Verhältnissen zu sein. Andererseits hat die Phantasie nicht das Recht der Willkür, sie muß sich der Vernunft, der Logik der genannten Bedingungen anschließen, ihren Konsequenzen sich unterwerfen. Lassen wir uns einmal ein anmutiges Stück gefallen, dem die Willkür auf der Stirne geschrieben steht, so bleibt das immer ein einzelnes Stück, das die Regel nicht umstoßen, die Gesetze nicht aufheben wird.

Zu jener Zeit, da die Reformen begannen, waren diese ewigen, in der Sache liegenden Gesetze theoretisch so gut wie unbekannt; wenn sie dennoch wohl geübt wurden, so geschah es, weil sie aus praktischem Gesichtspunkt zu ihrer Beobachtung zwingen. Aber in allen Zweigen des Kunstgewerbes wurde dagegen gesündigt; überall herrschte Willkür sowohl in

der Bildung wie in der Verzierung. Für mich war es daher in meiner Stellung die vorzüglichste Aufgabe, die Gesetze, die Vernunft in den kunstgewerblichen Dingen zur Anerkennung zu bringen. Ich mühte mich dafür in Vorlesungen wie in zahlreichen Aufsätzen, welche jene allgemeinen Grundsätze für die einzelnen Zweige des Kunstgewerbes auszuarbeiten trachteten. Erst später, viele Jahre später, ging aus diesen Studien meine „Ästhetik des Kunstgewerbes“ hervor, welche die Resultate theoretisch, geschichtlich, praktisch zusammenfaßte. Eitelberger, wie ich schon angedeutet habe, war anfangs mit solchem Bemühen meinerseits nicht einverstanden. „Mit Ihren Prinzipien ist es nichts“, meinte er, „wir müssen den Industriellen verschaffen, was sie eben wollen, und die Wahl ihnen überlassen.“ Wenige Jahre aber, zwei oder drei, waren verflossen, da sprach er bereits selber von den „Prinzipien des Museums“; sie hatten sich eben, weil absolut vernünftig, wenigstens theoretisch die Anerkennung erworben.

Ich meinerseits, wie denn der Gegenstand meine Gedanken bereits ganz gefangen genommen hatte, ließ es bei solchem Theoretisieren im ganzen wie im einzelnen nicht bewenden, sondern suchte, was ich gelernt und als Wahrheit klar erkannt hatte, in das Leben einzuführen. Aus diesem Bemühen entstand „Die Kunst im Hause“, ein Buch von sehr mäßigem Umfange, dessen Titel ein Schlagwort der Zeit geworden, und dessen Inhalt, wie mehrfache Auflagen und Übersetzungen beweisen, wohl nicht ohne sachlichen Einfluß geblieben ist. Entsprechend meiner Art die Dinge zu betrachten, faßte ich den Gegenstand geschichtlich wie künstlerisch praktisch. Aus letzterem Gesichtspunkt untersuchte ich die Bedingungen, welchen die einzelnen Gemächer des Wohnhauses und ihre Teile, als Plafond, Wände, Fußboden und sodann das Mobiliar, künstlerisch unterworfen sind. Aus Vorlesungen

hervorgegangen, sollte das Werk ein Buch zum Lesen sein; es sollte aufklären und zum weiteren Nachdenken anregen, auch Lust an der Sache erwecken. Ich unterließ es aus diesen Gründen das Buch zu illustrieren. Unerwartet geschah dieses aber doch, und zwar zunächst in Amerika, wo Charles Perkins, der bekannte Kunstforscher auf dem Gebiete der älteren italienischen Kunst, das Buch übersetzte, für seine amerikanischen Leser kommentierte und illustrierte. Ich war nicht wenig erstaunt, statt meines bescheidenen Buches ein wahres Prachtwerk in die Hände zu bekommen, ausgezeichnet überetzt und durchaus entsprechend illustriert. Nun folgte auch mein Verleger Gerold, und so erschien die vierte deutsche Ausgabe vermehrt und illustriert, während die fünfte wieder bei dem einfachen Texte verblieb.

Bei solchem Bemühen zunächst zum Nachdenken anzuregen, das Vernünftige herauszuarbeiten und Klarheit und Verständnis zu fördern, hatte es nicht unsere Absicht sein können, für einen bestimmten der historischen Stile Propaganda zu machen, wie wir denn auch noch weniger daran gedacht hatten, einen neuen Stil erfinden zu wollen. Nun war es aber doch dahin gekommen, daß, ohne es zu wollen, die Renaissance durchaus in den Vordergrund getreten war.

Mehrere Umstände im Verein hatten dazu beigetragen oder vielmehr diesen (einstweiligen) Sieg der Renaissance bewirkt. Wien ging auch darin voran. Erstens lag wohl in der Kunst der Renaissance vor allen anderen Stilarten die Möglichkeit der Erweiterung, der Fortbildung und damit vor allem die Möglichkeit, unseren modernen, gegen früher so sehr erweiterten und verfeinerten Bedürfnissen des Lebens gerecht zu werden und so ein Heim zu schaffen, das den höchsten künstlerischen Anforderungen genügen könne, ein Heim, gemütlich, bequem, vornehm, reich oder einfach, je nach Wunsch

und Willen. Ein zweiter Umstand lag in den Neigungen der Lehrer an unserer Kunstgewerbeschule, die sämtlich Vorliebe für die Formen und die Ornamentik der Renaissance hatten und sie an der Schule selbst zur Grundlage des Studiums machten, d. h. zur bevorzugten, nicht zur einzigen. Wir waren am Museum nach unserer individuellen Neigung sehr wohl damit einverstanden, daher auch die Sammlungen sich besonders in dieser Richtung entwickelten und dem Unterricht in Möbeln, Majoliken, Silberarbeiten, Schmuckgegenständen u. s. w. die Vorbilder lieferten. Zum dritten war es die ganz entschiedene Richtung auf die Renaissance, welche die architektonische Neugestaltung Wiens nach der Niederlegung der Wälle einschlug. Nach schwachen Versuchen in anderer Art stieg Haus an Haus im Renaissance-Stil in die Höhe, Palast an Palast wie jedes öffentliche Gebäude, die Kirchen ausgenommen. Da war es denn natürlich, daß die innere Einrichtung auch dem Äußeren entsprechen sollte und mußte; das Studium der Renaissance-Ornamente wurde eine Notwendigkeit, der Dekoration folgte das Kunstgewerbe, und das Haus und Tisch und Tafel schmückten sich mit Gegenständen, welche nach ihrer Kunst den Vorbildern des 16. Jahrhunderts entsprachen.

Mit einer Ausnahme, wie ich gleich erwähnen will. Die Zeit der Renaissance hat uns wohl Wandbekleidung in Teppichen, Tapissereien hinterlassen, aber keine Fußteppiche. Sie selbst hat sich vorzugsweise der orientalischen Teppiche bedient, und diese mit ihren harmonischen Farbenreizen wurden nun auch in der modernen Renaissance-Wohnung die Mode und stimmten so wie einst vollkommen zu ihrer neuen Umgebung. Ihre Bedeutung ging aber weiter; sie traten nicht bloß ein, wo uns die Renaissance im Stiche ließ, sie dienten nicht bloß unserer eigenen Teppichwirkerei zu Vorbildern, sie

lehrten uns überhaupt Farbe verstehen und uns an Farbe erfreuen.

Dem, was bei uns in Wien schon in den sechziger Jahren geschah, folgte Deutschland in den siebziger Jahren; die Renaissance löste auch dort die herkömmlichen Weisen ab, den Berliner Klassizismus, die Gotik am Rhein oder was sonst traditionell noch in Übung stand, aber es geschah mit einem sehr charakteristischen Unterschiede. Wir Wiener, denen Italien näher lag, hatten die Vorliebe für die feineren, maßvolleren, nach reinerer Schönheit strebenden Formen der italienischen Art, in Deutschland aber pries und befolgte man die derbere, schwere, am zuviel des Beiwerks leidende deutsche Art, die sich am Ende des 16. Jahrhunderts rasch der Barocke zugewendet hatte. Die Ursache war mehr eine politische als künstlerische, es war mehr eine Sache des Gefühls als des Geschmacks. Nach den großen Siegen des Jahres 1870 war in Deutschland eine Art Chauvinismus erwacht, der nun auch in der Kunst einen eigenen, einen deutschen Stil haben wollte. Man erkor dazu die deutsche Renaissance. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß mit Hilfe des Patriotismus der sogenannte altdeutsche Stil in kurzer Zeit eine rasche Verbreitung fand und sich, für Deutschland wenigstens, zum Stil der Zeit aufzuschwingen schien. Der Hauptsitz dieser Bewegung war München, aber alle Fabriksstätten Deutschlands folgten, selbst Berlin bequemte sich zur deutschen Renaissance.

Wir wollten diese Verkehrung der Kunst in Politik nicht gefallen, und da sich die Gelegenheit ergab, schrieb ich einen ausführlichen Aufsatz dagegen, der in der „Deutschen Revue“ gedruckt wurde. Dieser Aufsatz gefiel wieder nicht in München, wo gerade damals der Kunstgewerbe-Verein sein neues Haus in deutscher Renaissance erbaut hatte. Bei der Eröffnung desselben hielt Georg Hirth einen Festvortrag „Pro domo“,

der gegen mich, d. h. gegen meinen Aufsatz in der „Deutschen Revue“, gerichtet war. Die Rede, die Hirth mir zuschickte, hatte zur Folge, daß wir seitdem gute Freunde geworden und geblieben sind. Nicht immer hat eine litterarische Polemik eine ähnliche Folge gehabt.

So schien wirklich die Renaissance, italienisch hier, deutsch dort, sich zum modernen Stil im Kunstgewerbe erheben zu wollen, und wir wären ganz damit zufrieden gewesen, waren doch auch die vergangenen Stilarten immer eine aus der anderen hervorgegangen. Hatten wir nichts Neues, so hatten wir doch etwas Eigenes, was in jeder Beziehung besser war, als was zuletzt vor ihm in Übung gestanden. Allein wir hatten mit der menschlichen Natur zu rechnen, mit der Natur des modernen Menschen, und diese gebot ein anderes.

Unsere Zeit, unsere Natur ist gierig nach neuem. Wir leben in einer Epoche, wo eine Sensation der anderen auf dem Fuße folgt, und wie diese ist sie rasch wieder verschlungen, verzehrt, um nach kurzer Frist zur altgewordenen Erscheinung zu werden. Keine Ruhe, kein Stillstand, keine Sättigung im Hunger nach dem, was reizt, was die Sinne aufregt. Soll die Kunst im Gewerbe stehen bleiben, da sie doch, z. B. in der Malerei, ich will nicht sagen fortschreitet, aber in stetem Wandel und Wechsel sich befindet? Soll sie stehen bleiben, da doch im Gebiet der Mode jeder Tag Neues bringt, an jedem Tage immer neu „die letzte Schöpfung“ erscheint? Wie in der Mode, so ist im ganzen Gebiete des Geschmacks das Verlangen nach Neuheit an die Stelle der Schönheit getreten. Wir hofften dieses Verlangen wenigstens auf unserem speziellen Gebiete, in den Dingen der Kunstindustrie, bekämpfen und stillen zu können. Vergebens. Die Sucht nach dem ewigen Wechsel ist eine Signatur der Zeit. „So lange schon Renaissance“, hieß es bereits, nachdem diese

Kunstart kaum erst zu einiger Blüte gekommen war. „Solange schon Renaissance, wann werden wir wieder etwas Neues zu sehen bekommen?“ Wäre es wirklich gelungen, einen modernen, originalen Stil zu erfinden, er hätte sich doch kaum länger als zehn Jahre halten können und wäre von einem anderen, neuen oder alten, wieder verschlungen worden.

Ein neuer, originaler Stil ist aber nicht aus der modernen Reform des Geschmacks hervorgegangen, noch ist darauf zu rechnen, daß wir, die Menschen von heute, ihn erleben werden. Die gewaltige Entwicklung der Architektur, das Anwachsen der Städte, die Pracht- und Riesenbauten der öffentlichen kirchlichen wie weltlichen Gebäude — nicht einmal ein neues Kapital haben sie schaffen können! Und wenn es der Architektur nicht gelungen, wie wird eine neue, wirklich neue Schöpfung von der Kleinkunst zu erwarten sein?

Der Hunger nach dem Neuen mußte aber gestillt werden, und da nichts Eigenes, nichts Originelles zur Entdeckung kam, so mußte man von einem Alten zum andern Alten übergehen. So kam man denn, da Gotik und klassisch antiker Stil schon versucht waren, zunächst zu den Nachfolgern der Renaissance. Mit wahrer Begeisterung wurde der Barockstil gepriesen, und seine schwereren Formen sollten die feineren und edleren der italienischen Renaissance ablösen. Fast sah es auch so aus, als sollte die Barocke der Stil des neuesten, noch der Zukunft angehörenden Wien werden, aber bisher scheint wenig Aussicht zu sein. Was heute darin gebaut wird, ist noch vereinzelt gegenüber den zahlreichen schlichten Renaissancehäusern, welche in den neuen Straßen und Stadtteilen entstehen. In Berlin, wo, wie schon erwähnt, die steifen, nüchternen Formen des Klassizismus herrschten, ist man im raschen, wenigstens theoretischen Durch-

gang durch die Renaissance in eine schwere, massige, plumpe Barocke geraten, wie sie etwa in den Niederlanden zur Zeit des gewaltigen Rubens geübt wurde. Das Kunstgewerbe scheint dieser Richtung folgen zu wollen, wie wir aus den mächtigen Berliner Silberarbeiten schließen möchten, welche die verschiedenen Ausstellungen schmückten. In München hat die deutsche Renaissance die Stilarten Ludwigs XIV. und selbst das Rokoko zur Seite erhalten; die Begeisterung Ludwigs II. für jenen französischen König hat das allen Münchner Traditionen zum Trotz zu Stande gebracht. So hat auch das Rokoko, der undeutscheste Kunststil, Freunde und Nachfolger gefunden.

Die Neuerungsfucht hat alle diese Stilarten erhoben und auch alle so ziemlich wieder verschlungen. Da ist sie denn auf die Suche gegangen und hat eine „Volkskunst“ entdeckt oder entdecken wollen. Es ist aber bei einigen bisher unbeachtet gestandenen Blümchen und einigen bescheidenen Wizeleien geblieben. Nur die Textilkunst, Weberei und Stickerie, haben aus den nationalen Arbeiten, sich lebensfähige ornamentale Motive geholt, die heute noch auf ihrem beschränkten Gebiete in glücklicher Anwendung stehen. Vielleicht wäre aus der gleichen Quelle noch mehr zu holen, wenn nicht einen neuen Stil zu schaffen, doch wenigstens dem Novitätenhunger für eine kurze Weile Nahrung und Beschäftigung zu geben.

Da ist in solcher verzweiflungsvollen Situation ein „Mädchen aus der Fremde“ gekommen mit großen Ansprüchen und empfangen als das Heil, als der Messias für das ratlose Kunstgewerbe. Das ist oder war die japanische Kunst. Sie fand Freunde, bis zur Verzückung begeisterte Freunde, welche sie priesen als den einzig wahren und echten Dekorations-Stil. Wir sollten es machen wie die Japaner, sollten

die Natur anschauen wie sie und würden damit zu einem richtigen Kunststil kommen. Nun läßt es sich allerdings nicht leugnen, daß die japanische Kunst viel Schönes und Originelles bietet. Die Japaner besitzen eine mannigfache Technik von äußerster Feinheit und Vollendung, welche bestechend wirkt, als wäre sie selber die Schönheit. Sie verstehen es vortrefflich, bei Menschen wie bei Tieren das Charakteristische zu treffen und mit wenigen Strichen der Feder oder des Pinsels zur Darstellung zu bringen. Sie haben Sinn und Verständnis für Farbe sowohl in der Richtung zarter Harmonie wie reicher und prachtvoller Wirkung. Sie haben Sinn für die Natur, d. h. für ihre Natur, für ihre Pflanzen und Blumen. Aber in allem Wesentlichen, was zu einer edlen Schönheit gehört, sind sie gerade das Gegenbild unserer europäischen Kunstempfindung. Sie sind bizarr in der Ornamentik, in der Verzierung eines Gegenstandes, welche sie immer excentrisch komponieren, d. h. unregelmäßig, das Hauptornament irgend beliebig fern der Mitte oder etwa allein in einer Ecke. Sie sind eben so willkürlich, unregelmäßig in der Bildung ihrer Gefäße und anderer Geräte, wo sie nicht schon unter Einfluß europäischer Kunst gearbeitet haben. Diese japanischen Formen, welche einer edleren Bildung und Gliederung ermangeln, mögen originell sein und sind es auch, aber sie widerstreben unserem Formen Sinn. Ihre menschlichen Figuren erscheinen in unseren Augen wie Karikaturen und sind auch zum Teil maniert gezeichnet, namentlich jene, welche vornehme Herren und Frauen darstellen. Ihre Gottheiten, verglichen mit denen der Griechen, sind in unseren Augen Mißgestalten, ihre Kämpfer, Krieger, Athleten, die wir oft im Zweikampfe sehen, sind übertrieben in Bewegung, in Wildheit des Ausdrucks, aufgedunsen in der Muskulatur. Selbst ihre Blumen und Blütenzweige, die sie trefflich dar-

zustellen wissen, sind oft nicht aus dem Gesichtspunkt der Schönheit geschaffen, sondern um irgend einer Bedeutung, einer Absicht willen, welche mit der Kunst gar nichts zu schaffen hat.

Kurzum, die japanische Kunst, nach ihren charakteristischen Eigenschaften betrachtet, ist gerade das Gegenbild dessen, was wir bisher in der europäischen Kunst grundsätzlich geübt haben. Wir müßten unsere von den Griechen zuerst hergeleitete, auf eine edle Schönheit gerichtete Weise in ihr Gegenteil verkehren, sollten wir sie nach japanischen Mustern umgestalten. Das Bemühen, sie uns einzupfropfen, ist daher hoffnungslos und aller und zahlreicher einzelner Beispiele ungeachtet auch bereits als gescheitert zu betrachten. Die Japaner selbst haben auch dafür gesorgt, durch die Überfülle ordinärer und billiger Waare uns ihre Kunst zum Überdruß zu machen und den guten Eindruck so mancher ausgezeichneten Leistungen zu verderben.

Also auch dieser Kunststil ist als unser Stil, als Stil der Zukunft abgethan, so oft wir auch noch modernen europäischen Versuchen in demselben begegnen. Der Geschmack von heute wendet sich wieder mit erneuter Vorliebe den französischen Stilarten des 18. Jahrhunderts zu, dem Stil Louis XV. und Louis XVI., die in jüngster Zeit wieder in unserem Salon herrschen und eigentlich denselben niemals ganz verlassen haben, denn zur Zeit, da die moderne Renaissance im Hause auf ihrem Höhepunkt sich befand, galt es doch für vornehm, den Salon in französischer Kunstart zu halten.

Ganz neuerdings hat nun der Kunstgeschmack wieder eine neue Wendung genommen und hat sich dem Empire-Stil zugewendet. Damit ist er zum Anfang dieses Jahrhunderts zurückgekehrt. So schließt das Jahrhundert ab, womit

es begonnen hat, vorausgesetzt, daß dieser neueste Geschmack noch die wenigen Jahre bis zum Schlusse anhält, denn auch er ist kein Stil, der uns auf die Dauer befriedigen wird. Er ist zu einfach, zu schlicht, zu maßvoll, und soll er Reiz gewinnen, muß er mit großer Feinheit und Zierlichkeit der Arbeit verbunden sein. Alsdann ist er teurer für das Haus als selbst der profilreiche deutsche Stil.

So hat ein Stil den anderen in raschestem Wechsel verschlungen, und wozu die Vergangenheit ein paar Jahrtausende gebraucht hat, das hat unsere nach Abwechslung und Neuheit begierige Zeit in einem einzigen Menschenalter wieder durchlebt. Es ist aber nicht ganz richtig, wenn ich sage, ein Stil hat den anderen verschlungen, vielmehr ist der abgesetzte und entthronte immer noch geblieben und wird immer noch geübt, wenn er auch, so zu sagen, kalt gestellt ist und nicht mehr die Modeherrschaft besitzt.

Und das ist auf unserem Kunstgebiete in dem, was die Industrie künstlerisches schafft und leistet, die Eigentümlichkeit unserer Zeit, daß sie heute alles kann und versteht, daß ihr Verständnis wie ihre Leistungsfähigkeit in außerordentlichem Maße gewachsen sind. Wir mögen es bedauern, daß aus all unserem Bemühen kein eigener, neuer, originaler Stil hervorgegangen ist, weder bei uns in Oesterreich, noch irgendwo sonst, daß wir immer noch auf die Vorbilder der Vergangenheit angewiesen sind, aber man muß anerkennen, daß dennoch die Industrie künstlerisch eine ganz andere geworden ist. Sie hat in Bezug auf die Technik sich das ganze Gebiet wieder zueigen gemacht, ja ich behaupte nicht zu viel, wenn ich sage, sie kann heute alles leisten, was je in ihrer Art gearbeitet worden ist. Und das sage ich mit ganz besonderer Beziehung auf Wien und Oesterreich. Was ihr fehlt, sind die Aufträge, wie sie der Pariser Industrie aus der ganzen Welt zu teil

werden; was ihr fehlt, sind die kunstliebenden Mäcenaten der Renaissance-Epoche, die Medicäer, die Fürsten jener Zeit, die Haus und Tafel und ihre Schatzkammern mit den edelsten Werken der Kunstindustrie füllten. Die Künstler, Zeichner, Modelleure, welche heute für die Industrie arbeiten, sind jeder Aufgabe gewachsen — man gebe sie ihnen nur — was vor fünfzig Jahren in keiner Weise der Fall war, und die ausführenden Hände, die Goldschmiede, die Schnitzer, die Emailleure, die Schlosser u. s. w. wissen ihren Anforderungen zu folgen. Wo waren sie, die einen wie die anderen, da das Werk der Kunstreform begann?

Wie die Leistungsfähigkeit in außerordentlichem Maße gewachsen und erhöht worden, so hat sich das Gebiet der Kunstindustrie erweitert. Betrachten wir einmal die Textilkunst, die Weberei, Wirkerei wie die Stickerei! Neu eingeführt in der europäischen Fabrikation ist der geknüpfte Teppich der Orientalen, seine Technik, wie seine künstlerische Art, seine glückliche Farbenharmonie. Alle Stickarten, die nationalen wie die der Vergangenheit und die des Orients, sind heute in Haus und Schule und Fabrik wieder in Übung und verdrängen den bisherigen ganz unzulänglichen Dilettantismus. Die Stickerei ist aus einer mechanischen Geduldprobe wieder eine Kunst geworden, an deren Resultaten man Freude haben kann, mit denen man Kirche und Haus wieder schmückt. Unsere Leinwand, unser Tafeltuch, unsere Servietten, unsere Tischläufer schmücken sich wieder mit farbiger Zierde, eine Eroberung, die mit jahrelangem Bemühen unseren für Weiß und Wäsche schwärmenden Hausfrauen endlich abgerungen worden. Wie einförmig, wie künstlerisch gänzlich nichtsfugend war unsere Spitzenarbeit geworden, und jetzt ist jede Art der Vergangenheit in Zeichnung wie Technik wieder gewonnen.

Vergleichen wir die Glasarbeiten aus der ersten Hälfte

und der Mitte unseres Jahrhunderts mit denen von heute, so möchte man fast sagen, es ist der Unterschied von Handwerk und Kunst. Eine Fülle neuer Ideen ist in diesem beweglichen, in allen Formen und Farben geschickten Material zu den alten Leistungen hinzugekommen. Venedig hat feinzierliches, elegantes Tafelgerät in allen Varietäten wiedergefunden, und das gravierte und geschliffene Krystallglas von England wie von Osterreich übertrifft seine Vorgänger im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert; es wetteifert mit den edelsten Krystallgefäßen der Renaissance. Was erscheint der heutigen Glasfabrikation unmöglich! Welche Virtuosität besitzt die Hand ihrer Arbeiter! Der Goldschmied übt wiederum alle Arten des Emails, sei es für die Kirche, sei es für Tafel und Schmuck, ja das seltenste und kunstvollste Email, das translucide (*à jour*) ohne Fond gleich dem Glasgemälde, ist wieder erfunden. Limosiner Emails in Gefäßen und Bildern wetteifern hier in Wien wie in Paris mit den Vorbildern des sechzehnten Jahrhunderts. Die eigentliche Schmiedekunst, das Schlagen und Treiben des Eisens zu künstlerischen Gebilden, wie zu Thoren, Thüren, Gittern, Geländern oder Geräten, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts erloschen war und die durch den roheren und unsolideren Guß ersetzt wurde, sie ist neu erblüht und schmückt Palast und Kirche und Garten, ja fast jedes Haus von einiger Bedeutung.

So könnten wir fortfahren und würden in jedem Gewerbe den offenbarsten künstlerischen Fortschritt nachzuweisen im Stande sein. Wenn auch manchem manches nicht recht ist, manches vielleicht sich nicht auf dem richtigen Wege befindet, manche Schule nicht leistet, was man von ihr erwartet hatte, manche Klagen, die besonders in Deutschland ertönen, wo die Surrogat-Fabrikation, die Ersetzung des Echten um

der Billigkeit willen allzu häufig ist, vielleicht nicht unberechtigt sind, so ist doch den Bemühungen um die Reform im Kunstgewerbe ein großer, meinetwegen relativer Erfolg nicht abzusprechen. Und wollte man vor den Thatfachen, welche jede größere Ausstellung zeigt, die Augen verschließen, so darf man doch dem allgemeinen Interesse an der Sache Glauben schenken. Vorher kannte man kaum die Ausdrücke Kunstgewerbe und Kunstindustrie, heute sind sie Schlagwörter geworden, welche eine Bewegung der modernen Kultur bedeuten. Das Kunstgewerbe bildet den Hauptreiz jeder Weltausstellung, und jedermann kümmert sich um dasselbe und sucht seine Leistungen zu verstehen und zu schätzen. Während vordem eine künstlerische Gestaltung der Wohnung der Vorzug weniger Auserwählter war und diese noch meistens in solchem Bemühen auf falschen Wegen wandelten, ist heute die Lust dazu wie ein Gemeingut durch alle Klassen der Gesellschaft verbreitet. Ist man unzufrieden mit dem Gange der Dinge, nicht einverstanden mit den Formen oder Stilarten, welche die Mode gerade verlangt, so muß man doch anerkennen, daß das Gewerbe jede Form verstehen und üben gelernt und das Publikum Lust, Liebe und Verständnis der Sache gewonnen hat.

Das mag einstweilen genügen; es ist ja damit erreicht, was man sich als nächstes Ziel vorgesetzt hatte. Das Weitere, wo es auch hinaus will, mag man bei fortgesetztem Bemühen, wie dasselbe von dem umfassenden Netz der Schulen verbürgt ist, ruhig der Zukunft überlassen.

Elftes Kapitel. Von den Ausstellungen.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
die gastlich hier zusammenkamen?

Wie ich die Aufgabe des österreichischen Museums erfaßte, so war es unser Beruf, zu führen, die Wege zu weisen, aber nicht hinterdrein zu gehen und den Dingen ihren Lauf zu lassen, wie sie eben gehen wollten. Wir stellten kein passives Museum dar, sondern ein aktives, ein arbeitendes. Um aber solchem Berufe genügen zu können, mußten wir von allem, was sich auf dem Gebiete unserer Thätigkeit ereignete, wohl unterrichtet sein; wir mußten alles übersehen, alles kennen und in seinem Werden und Wechsel verfolgen. Hieraus ergab sich für uns die Notwendigkeit des Reisens, vor allem der Besuch der großen Weltausstellungen.

Mir war das ganz recht und erwünscht. Anscheinend durch Geburt und erwählten Beruf zum stillsitzenden Buchgelehrten bestimmt, war es mir doch lieber, mit der lebendigen Welt im Verkehr zu stehen, als mit der toten, wenn es mir auch Vergnügen gewährte, „mich in den Geist der Zeiten zu versetzen“. Das Museum brachte uns mit allen Klassen der Gesellschaft in Berührung, von höchster Spitze angefangen bis zum Handwerksgehilfen herunter. Ich liebte die Luft der Ausstellungen, trotz Staub und Dunst und Hitze, aber Menschen mußten darin sein, je mehr je besser, und nicht die leere Öde mich anstarren. Es störte mich nicht, weder in meiner Betrachtung, noch im Niederschreiben meiner Beobachtungen und Gedanken, wenn die Menschen sich um mich drängten. Ich war rasch an diese Thätigkeit gewöhnt und fühlte mich bald einen gebornen und gewiegten Aus-

stellungsman, einen von jener Sorte eigentümlicher Menschen, welche einzig die moderne Zeit hervorgerufen hat. Sei es als Berichterstatter, sei es als Mitarbeiter, Leiter und Arrangeur oder Installateur, wie es in der Ausstellungssprache heißt, befand ich mich in meinem Elemente.

Leider habe ich die ersten Welt- oder Universal-Ausstellungen nicht gesehen. Als die erste derselben in London stattfand (1851), hatte ich kaum die Universität verlassen und dachte nicht an solche Dinge. Nicht viel anders war es mit der ersten Pariser Ausstellung (1855). Ich stand noch mitten im Lehrerberufe. Als London aber zum zweitenmale die Industrie der Welt zur Völkerr Konkurrenz zusammenrief (1862), da war ich bereits Schriftsteller auf dem Gebiete der Kunstindustrie, und die Ausstellung forderte mein volles Interesse heraus. Dennoch war ich noch nicht in der Lage sie besuchen zu können, und ich mußte mich mit dem Studium des illustrierten Kataloges begnügen, der mir allerdings über den Stand der Dinge vielfachen Aufschluß bot. Ich sah, was die Schätzung der Welt hatte, aber auch, was es Verkehrtes und Widersinniges gab, wovon zu warnen, wovon abzuraten war. Die schriftstellerische Nutzenanwendung blieb nicht aus.

Auders wurde es nun mit der Gründung des österreichischen Museums. Die Weltausstellungen wurden mir gewissermaßen Stationen auf dem Lebenswege, Abschnitte, nach denen ich mich gewöhnte, meine fernere Lebensgeschichte einzuteilen. Noch heute, wenn ich wissen will, wann dies oder das geschehen, und mich meine Erinnerungen im Stiche lassen, so suche ich mir Klarheit zu verschaffen über die Weltausstellung, welche der Zeit nach die nächste war, und rechne von da ab.

Die erste internationale Ausstellung, welche ich sah, war die von Dublin im Jahre 1865. Ich kann sie kaum eine

Weltausstellung nennen, obwohl alle Staaten, Oesterreich ausgenommen, offizielle Vertreter gesendet hatten. Es schienen ihrer fast mehr als Aussteller zu sein. Ich sah sie alle beisammen bei einem Bankett, das der Lordmayor von Dublin ihnen gab. Ein merkwürdiges Bankett, bei dem ein Sänger die Musik vorstellte und die Reden reichlicher flossen als der Champagner. Als still abgeessen und der sparkling hock verrauscht war, begann bei einem Punsch die Epoche der Reden, welche zwei bis drei Stunden dauerte. Jeder offizielle Vertreter hielt seinen Speech, und jedem Einzelnen antwortete der Lordmayor — eine große Aufgabe für den Sprecher und eine vielleicht größere für uns, die Gäste, die wir, die Vertreter eingerechnet, fünfzigmal dasselbe anhören mußten. Indessen fand das Bankett sein Ende, und wir kamen gesund nach Hause.

Die Dubliner Ausstellung war mehr liebenswürdig als lehrreich. Hübsch im Garten gelegen, hübsch gebaut, gut und übersichtlich geordnet, in bescheidenen Maaßen gehalten, bot sie ein angenehmes Bild, belebt durch die schönen Damen Irlands, die an den Fünf-Schilling-Tagen bei den reizenden, leider für unsere Ohren nicht gerade wohl lautenden Klängen schottischer Dudelsackpfeifer vor uns auf und ab wandelten. Es war das Schönste, was die Ausstellung zu bieten hatte, und gewiß war es etwas sehr Schönes. Welches Land könnte darin Irland übertreffen!

Lehrreich war die Ausstellung nicht in dem, was die Welt herbeigebracht hatte, sondern in der irischen Produktion selber sowie in derjenigen Englands und Schottlands. Für diese gewann man eine ziemlich gute Übersicht, doch hatte sich die Industrie des dreieinigen Königreiches vom künstlerischen Standpunkte noch keineswegs so entfaltet, wie auf späteren Ausstellungen oder wie sie heute dasteht. In meiner Er-

innerung liegt auch die Dubliner Ausstellung mehr als eine Sache des Vergnügens, denn als ein Ereignis von historischer Bedeutung, und daß die Leiter und Begründer der Ausstellung mit ihren liebenswürdigen Damen sich vortrefflich dabei amüßten, kann ich als Augenzeuge und Teilnehmer bestätigen.

Ganz anders sind meine Erinnerungen von der ersten Pariser Weltausstellung, welche ich sah, nämlich von derjenigen des Jahres 1867. Diese hatte schon ein persönliches und museales Interesse für mich. Schon gab es Gegenstände dort, welche unter dem Einfluß des Museums und unserer Bestrebungen entstanden waren, und sie sollten sich zum erstenmale in der Weltkonkurrenz bewähren. Ich ging im Auftrage und im Dienste des Museums, Belehrung und Erfahrung zu sammeln, die sich für unsere Zwecke verwerten ließe; ich ging zugleich als Berichterstatter über das Kunstgewerbe der ganzen Welt für die „Wiener Zeitung“; ich ging vor allem nach Paris, der Stätte alter und neuer Kunstschätze, die kennen zu lernen mich schon lange die Sehnsucht erfüllte. Grund genug, mich erwartungsvoll dieser Reise zu erfreuen.

Es kam auch ungefähr so wie ich gewünscht und erwartet hatte. Zu jener Zeit stand das napoleonische Kaiserreich noch auf seiner vollen Höhe, der Kaiser noch gesund, noch nicht von Krankheit gebrochen wie zur Zeit des nachfolgenden Krieges, die Kaiserin Eugenie, strahlend in Schönheit, der Hof prangend in Glanz und Herrlichkeit, schreitend von Vergnügen zu Vergnügen, wie einst in den verhängnisvollen Jahren vor 1789. Auch die Ausstellung sollte ein Fest sein, ein Fest, zu welchem das blühende, ruhmbedeckte Frankreich die ganze Welt eingeladen hatte. Sie kamen auch, die Fürsten und die Völker, und feierten mit Frankreich seine

schönen Tage, die letzten glücklichen für lange Zeit. Nur einen Mißklang gab es, und der fiel gerade in die Tage der höchsten Lustbarkeit, in die Tage der Preisverteilung. Dieser Mißklang war das tragische Ende der mexikanischen Unternehmung, der Tod des unglücklichen, standhaften Kaisers Max und die geistige Umnachtung der mutigen und stolzen Kaiserin Charlotte. Die Schuld lastete auf Frankreich, und die Sühne brach gar bald herein.

Auf die Ausstellung selbst machte das Ereignis, da es bekannt wurde, wohl wenig Eindruck. Sie war begonnen und verlief wie ein beständiges Fest. Völlig so liegt sie auch in meiner Erinnerung. Gab es auch viel Arbeit für mich zu studieren und zu berichten die vier Wochen hindurch, welche ich in Paris wie in beständigem milden Sonnenschein verleben konnte, so fehlte es doch nicht an freien Stunden und freien Tagen, die zu Ausflügen benützt wurden, nach St. Cloud, St. Denis, Versailles, Fontainebleau, den allbekannten Orten, davon zu erzählen wohl zum Überflüssigsten von der Welt gehört. Ich erfreute mich überall der bereits so kundigen Führung und Begleitung meines Freundes, des Hofrates von Thaa, der damals von der Regierung zur Kommission der Ausstellung delegiert war. Auch Hanslick war öfter Begleiter und Genosse unserer Abende. Ich muß aber auch der Freundlichkeit des Kommissärs Baron Schaffer gedenken, welche mir und den anderen so manche Thüren öffnete, die uns sonst verschlossen geblieben wären.

Der Besuch der Ausstellung selber war mir ein stetes Vergnügen. Der Plan, nach welchem sie im Grundriß angeordnet worden, war so einfach, so klar, so genial erfunden, daß es schwer begreiflich ist, wie man ihn für die nachfolgenden Ausstellungen wieder aufgegeben hat. Das Hauptgebäude, welches dazu bestimmt war, die eigentliche Industrie

aufzunehmen, bildete eine große Ellipse mit einem offenen Garten in der Mitte, in dem man Luft schöpfen und unter freiem Himmel Erholung finden konnte. In diesem Oval liefen die Gänge in zwei Richtungen, die einen radienförmig, das Gebäude quer durchschneidend, die anderen in der Ellipse herum; jede Nation hatte ihren Ausschnitt, vom inneren Garten bis zur Peripherie, bis zum äußeren Garten. Folgte man nun den Radien, so durchschritt man das Gebiet der einzelnen Nation, folgte man andererseits den elliptischen Gängen, so wanderte man durch die Ausstellung eines und desselben Zweiges der Industrie, denn die Anordnung war so getroffen, daß in jeder Nation die gleiche Reihenfolge eingehalten werden mußte. Dabei machten die feineren Zweige, weil sie weniger Raum erforderten, auf den kürzeren Gängen vom inneren Garten aus den Anfang, und diejenigen, welche den meisten Raum erforderten, schlossen die Reihe am äußeren Umfang.

Bei solcher Anordnung war es leicht, die Übersicht über die Produktion der ganzen Welt zu gewinnen. Man hatte einerseits die Industrie eines jeden Landes beisammen, andererseits konnte man die Leistungen der Nationen in jedem einzelnen Zweige mühelos vergleichen, wenn man die Ellipsen umwandelte. Freilich, eine fehler- und lückenlose Konsequenz des Prinzips war eine Unmöglichkeit, da die Stärken der Nationen zu verschieden waren, die eine vielleicht in einem Zweige eine völlige Lücke hatte, in welchem eine andere sich reich entfaltete. So mußte sich das Bild wohl verschieben, hie und da eine Nation von dem Raume der Nachbarin etwas für sich in Anspruch nehmen. Aber das war noch bei keinem Plane anders; eine Ausstellung ist das Feld der Konzessionen; ohne solche ist keine durchführbar, wenigstens keine Weltausstellung. So darf man auch die Konzessionen,

welche in Paris dem genialen Prinzip gemacht wurden, nicht zur Verwerfung des Planes führen lassen. Immerhin war die Pariser Ausstellung von 1867 eben durch ihren Plan übersichtlicher und lehrreicher als irgend eine andere. Die Ergänzungen, welche der äußere Garten in einzelnen Pavillons zeigte, sind auch bisher in keiner größeren Ausstellung zu vermeiden gewesen. In Paris waren auch sie damals dem Grundplane untergeordnet, indem sie allemal in der Verlängerung jenes Querschnittes lagen, welcher ihrer Nation zugewiesen war. So waren sie mühelos aufzufinden, was nicht überall bei anderen Weltausstellungen der Fall gewesen.

Wie an Belehrung, so fehlte es auch nicht an Unterhaltung. Als ich nach Paris kam, Anfang Juni, waren die Festlichkeiten, welche der Eröffnung folgten, schon verrauscht. Die großen Routs der Minister, welche einer nach dem anderen die internationale Welt vereinigt hatten, waren auch fast sämtlich vorüber. Ich hatte nichts davon genossen und beklagte es nicht, denn der einzige Genuß, den man von ihnen hat, ist die Erinnerung, das Bewußtsein: dagewesen zu sein. Dagegen hatte ich auch die Regenzeit von April und Mai verpaßt, und der Juli leuchtete in ununterbrochenem Sonnenschein; die Luft war so milde, so duftig, die Hitze so mäßig, wie das nur der Frühling oder der Frühsommer in Paris gewähren kann. Es war schon ein Vergnügen, im äußeren Garten der Ausstellung der Erholung zu pflegen, der Musik zu lauschen oder die Kameelreiter, echte Beduinen Algiers, zu sehen, welche alltäglich mittags ihre Kunde um den Ausstellungspalast machten, oder die fremde, oft so fremdartige Welt zu beobachten, welche sich hier aus Nord und Süd, Ost und West ein Rendezvous gegeben hatte. Mir hat solcher Standpunkt der Beobachtung immer große Freude bereitet. Viele Stunden vieler Tage habe ich so verbracht an gar

vielen Orten Europas und bei vielen Ausstellungen, und sie gehören zu meinen liebsten Erinnerungen. Wie oft lasse ich die bunten Bilder geschlossenen Auges wieder erstehen, wenn mir, wie gegenwärtig, Lesen und Schreiben so sehr beschränkt worden, Zeit und Einsamkeit aber in Fülle vorhanden sind.

Ein großes Fest, das schönste und großartigste von allen, war mir noch vorbehalten, ein Fest, welches in dem alten Industriepalast der Champs-Élysées stattfand. Es war ein wunderschöner Sommertag. Tags zuvor war die Nachricht von der Katastrophe in Queretaro eingetroffen, doch man hatte sie geheim gehalten, die Feststimmung nicht zu stören. Und die Stimmung war wie der Tag selber. Sonnenhell liegt der lange Festraum in meiner Erinnerung. Ich sehe im Grunde den Trophäenaufbau der verschiedenen Zweige menschlicher Produktion, welche die Ausstellung umfaßte; ich sehe rings in ganzer Länge die Terrassen der Sikreihen sich erheben, vollgefüllt Kopf an Kopf bis zum Rande, von den einfallenden Strahlen der Sonne beleuchtet; ich sehe uns gegenüber den ganzen französischen Hofstaat, die ganze offizielle Welt; ich sehe die mächtige Gestalt des Ministers Rouher, des sogenannten Vizekaisers, sich erheben und das Schriftstück in seinen Händen verlesen; ich sehe es, aber höre es nicht, die Stimme durchdringt nicht den Saal.

Wir offizielle und offiziöse Angehörige der österreichischen Kommission saßen, wie gesagt, den offiziellen Persönlichkeiten Frankreichs fast gerade gegenüber, so daß wir sie alle vortrefflich sehen und beobachten konnten, insbesondere auch den Kaiser und die Kaiserin und den Sultan, der gerade damals als Gast zur Ausstellung sich in Paris befand. Als Rouher geendet, begann ein feierlicher Umzug des Hofes, der Kaiser und der Sultan an der Spitze, welche die Kaiserin Eugenie in ihrer Mitte hatten. Ich sah sie zum erstenmale, alle drei.

Wir hatten unseren Platz auf der untersten Sitzreihe, so daß der Zug fast unsere Füße streifte. Niemand von Bedeutung entging unseren durch die Spannung geschärften Blicken. Der Kaiser ging einher, das Haupt gesenkt, schlaffen, fast schwankenden, schleppenden Schrittes, scheinbar teilnahmslos, mit müden Augen, als ginge ihn die ganze Sache nichts an. Vielleicht aber war sein Geist anderswo und sein innerer Blick auf das düstere Bild in Mexiko gerichtet. Gleichgiltig mit dem Nil admirari Horazens und der Ruhe des Orientalen, den nichts in Erstaunen setzt, betrachtete der Sultan das großartige Schauspiel. Es schien ihn wenig zu interessieren; er machte es eben mit und spielte seine Rolle, die ja zum Schauspiel gehörte, mit Gleichmut. Anders die Kaiserin, die, von allen gesehen und bewundert, lebhaft den Gruß der Menge empfing und mit Huld und Grazie erwiderte. Sie schien ihre Stellung als erste Dame und Herrin des Festes ebenso zu begreifen, wie zu genießen. Sie strahlte noch in ihrer vollen Schönheit; es ging wie Sonnenschein aus von ihrem Antlitz. Nie habe ich ein Gesicht gesehen, welches in höherem Grade jene glänzende Eigenschaft besaß, welche die Engländer bright looking nennen. Noch zehn Jahre später, da das Unglück bereits über sie gekommen und der Zufall mir eine persönliche Begegnung mit der viel geprüften Kaiserin verschaffte, hatte ich von der Wirkung ihres Antlitzes die gleiche Empfindung. Ich werde davon noch zu erzählen haben.

Der Zug ging vorüber, das Fest verrauschte, der Tag endete herrlich, wie er begonnen hatte; meine Zeit und Aufgabe in Paris waren auch erfüllt. Bollgesogen von neuen Eindrücken, reich vermehrt in meinem Wissen und meinen Anschauungen, mit der vollen Kenntnis und Übersicht dessen, was die Welt auf dem Gebiete meines Berufes zu schaffen und zu zeigen hatte, kehrte ich nach Wien zurück.

Ganz anders war der Eindruck, den ich von der nächstfolgenden Pariser Ausstellung im Jahre 1878 empfing. Frankreich war ein anderes geworden: Napoleon war gestürzt, der glanzvolle Hof verschwunden, Frankreich im Kriege geschlagen wie nie zuvor, selbst in seinem Gebiete verkleinert, in seiner Ehre und seinem Hochmuth gekränkt, schwer gedrückt im Bewußtsein der unerhörten Schmach. Nur die Industrie, die Kunstindustrie hielt sich aufrecht und stand siegreich und unbestritten auf dem ersten Platze Europas. Sie sollte nun wiedergewinnen, moralisch wenigstens, was an Ehre und Ansehen verloren war. Aus diesem Gesichtspunkt wurde die Ausstellung von 1878 von dem gebeugten und gedemüthigten Frankreich geschaffen. Aber wenn ich meinem eigenen Eindruck trauen darf, so waltete kein guter Stern über ihr. Es fehlte die Freude, die Heiterkeit; es war kein Fest der Welt, kein Fest Frankreichs; ich hatte überall in und außer der Ausstellung die Empfindung der Gedrücktheit, des Geschlagenseins der Nation wie des einzelnen. Ich kann vielleicht irren in diesem Gefühl, aber so erschien mir damals die Ausstellung, Paris und Frankreich.

Schon die ganze Anlage erschien mir nicht glücklich und der Schönheit zu entbehren, obwohl sie in ihrer Ausdehnung im Verhältnisse zu ihrer Vorgängerin stark vergrößert worden. Sie hatte das ganze jenseits der Seine, dem Marsfelde gegenüber gelegene Terrain, das Trocadero, hinzugenommen, das im Jahre 1867 noch eine ziemlich öde Fläche gewesen war. Die Ausstellung hatte daraus einen Garten gemacht mit wasserreichen Cascaden und diesen Garten auf der Höhe mit palastartigem Gebäude gekrönt. Diese neue Anlage bot einen wirklich schönen und bedeutenden Anblick dar, wenn man sie von unten her vom Ende des Industriegebäudes aus betrachtete. Aber es schien mir auch die einzige wirkliche Schönheit zu sein.

Statt des ovalen Palaſtes von 1867 hatte man für die Induſtrie der Welt zwei lange, nüchterne, phantaſie-loſe Gebäude geſchaffen, die an den Enden durch Querhallen verbunden waren. Das eine hatte ſich Frankreich vorbehalten, das andere der übrigen Welt überlaſſen. Innerhalb derſelben liefen lange Galerien hinab, welche den einzelnen Zweigen der Induſtrie gewidmet waren, ungefähr wie es 1867 der gleiche Fall geweſen war. Aber keine der Nationen hatte ſich viel darum gekümmert und ſeinen durch Quergänge ihm zugeweihten Raum nach Belieben benützt, ſo daß wenig Überſicht und wenig Ordnung herrſchte. Leider war dies in der öſterreichiſchen Abtheilung, wo das künſtleriſche Auge und Urtheil geſehlt hatte, ganz beſonders der Fall. Die Franzoſen waren freilich in ihrem Gebäude dem Principe treu geblieben, aber dafür ermüdeten auch die ewig langen Galerien durch ihre Einförmigkeit. Nirgends bot ſich im Innern ein größerer oder durch feineres Arrangement erfreulicher Anblick, nirgends eine maleriſche Ausnützung des Raumes oder der zahlreichen, künſtleriſch bedeutenden Gegenſtände. Budenartig befand ſich jeder Ausſteller in ſeinem ihm zugewieſenen Ausſchnitt. Es ſchien, als hätte man nicht Mut und Stimmung gehabt, ins Große zu gehen, als hätte vor allem die Phantaſie nicht mitgeſprochen.

Zwiſchen den beiden Langgebäuden des Induſtriepalaſtes lief ein nicht ſehr breiter Hof entlang, ungefähr wie eine Straße. Dieſer ſollte die eigentliche dekorative Kunſt der Ausſtellung vorſtellen. Da jede Nation mit ihrer Abtheilung auf dieſen Hof mündete, ſo ſollte ſie ſich ſelber eine Façade erbauen nach der Eigenbauart ihres Landes. Das iſt auch zum größten Theile geſchehen, das Reſultat war aber, daß ich nie in ſolcher bunten Zuſammenſtellung aller verſchiedenen Stile etwas Öderes, Unkünſtleriſches

gesehen habe als diese „Straße der Nationen“, wie man sie nannte.

Selbstverständlich war mit solchem wenig glücklichen Plane und seiner kaum glücklicheren Ausführung nicht ausgeschlossen, daß es viel Schönes und auch Neues zu sehen gab. Die Industrie der Welt, Deutschland ausgenommen, hatte sich vollständig eingefunden, und Frankreich hatte sich besondere Mühe gegeben und sich besondere Kosten gemacht, recht groß und siegreich dazustehen. Aber es war damit auch in den Fehler der Übertreibung gefallen, und es hatte Gegenstände mit Hilfe staatlicher Mittel geschaffen, die an Größe und Aufwand über Zweck und Material hinausgingen. So z. B. bei Barbedienne, wo der sonst so ausgezeichneten französischen Bronze-Industrie zu viel zugemutet war. So hatte Frankreich in seinen Fayencen (weniger im Porzellan), unleugbar große Fortschritte gemacht und mit der glänzenden Kunst dieser Art Malerei ebenso mannigfache wie künstlerisch reizende Effekte erzielt, aber übertrieben wieder war es, wenn eine ganze Palastfassade, wie bei dem Gebäude der Stadt Paris, mit einem einzigen Architektur- und Landschaftsbilde aus gemalten Fayence-Fliesen bedeckt war.

Doch ich will nicht die Gegenstände der Ausstellung schildern, über welche ich zahlreiche Berichte in der „Wiener Zeitung“ veröffentlicht habe. So viel es zu sehen und zu lernen gab, und so sehr mich das Ausgestellte selbst interessierte, so war doch mein persönlicher Eindruck des Ganzen feingünstiger, und ich war nicht mißvergnügt, als ich meine Arbeit beendet hatte und zu einiger Erholung nach Ostende abgehen konnte.

Witten zwischen die beiden Pariser Ausstellungen von 1867 und 1878 fiel unsere eigene Wiener Weltausstellung, die auch, wenn nicht von Ungeschick, doch von Mißgeschick zu

erzählen hat. Wir lebten damals, um das Jahr 70 herum, einigermaßen in *dulci júbilo*. Es war die Zeit des sogenannten industriellen Aufschwungs. Unternehmungen schossen wie Pilze über Nacht empor; alles schien zu gelingen. Millionen und Millionäre entstanden, man weiß nicht wie, auf einmal waren sie da. „Es sind so viel neue Werte geschaffen worden“, antwortete mir ein industrieller Finanzmann, den ich verwundernd um die Ursache so vieler neuer Vermögen befragte. Ja, woher denn?

Unter solchen glücklichen Umständen faßte man denn auch den Gedanken einer Weltausstellung mutig ins Auge. Es schien eine Unternehmung wie eine andere, warum sollte sie nicht auch gelingen? Man müsse sie nur großartig auffassen; Wien biete so viele Reize, und der Prater noch dazu; Wien war populär in der Welt, und die Völker würden herbeiströmen zur Stadt und zur Ausstellung. Dazu meinte man, die Kunstindustrie Österreichs sei nunmehr so herangewachsen, daß auch in dieser Beziehung, welche ja für den Besuch ausschlaggebend ist, Österreich sich neben Frankreich behaupten würde — eine allgemein geteilte Meinung, die ja für unser Museum indirekt sehr schmeichelhaft war. Auch der Mann war vorhanden, die Ausstellung zu leiten; jedermann bezeichnete ihn neidlos als den rechten. Manche zwar schüttelten ein wenig den Kopf über die Kühnheit des Unternehmens; sie wußten, daß die Zustände des „Aufschwungs“ unhaltbar seien, aber sie dachten doch, es wird halten bis nach der Ausstellung, alsdann — der Krach. Also vorwärts! Wir von Kunst und Gewerbe, die wir ebenso ein persönliches wie patriotisches Interesse an dem Gelingen hatten, gingen mit Passion und einem gewissen Feuereifer in die Sache ein. Ich selbst stellte mein bißchen Erfahrung, das ich mir als Ausstellungsmannt erworben hatte, gern zur Verfügung.

Es kam aber anders, als wir gewollt und erwartet hatten. Schon bei den Vorbesprechungen und Vorarbeiten gab es allerlei Mißhelligkeit, welche die so freudig beginnende Stimmung tief herabdrückte. Dazu brach das Schicksal wie ein Weltensturz herein schon am ersten Anfang, als eben die Sache fertig war, statt an oder nach dem Schluß, wie die Pessimisten erwartet hatten. An so frühen Sturz dachte niemand. Endlich kam gar die Cholera nach Wien und verschuchte das Publikum der Fremden, auf welches Stadt und Ausstellung gerechnet hatten. Das war ein Unglück, aber niemand's Schuld; niemand hatte das voraussehen können.

Indessen, nachdem die Ausstellung einmal zum Beschlusse gekommen, stiegen die Gebäude im Prater mit hinlänglicher Raschheit in die Höhe, geleitet durch einen Architekten von Talent und Energie. Mit Verwunderung sah man die Rotunde sich erheben, ein Gebäude, das keinen anderen Zweck zu haben schien, als Staunen zu erregen, etwa wie zu Paris im Jahre 1889 der Eiffelturm, der ja auch keinen Zweck hatte. Es war eigentlich ein Ungeheuer, die Rotunde; sie sollte selber ein Ausstellungsobjekt sein und darum leer bleiben. Als es aber an Raum zu mangeln begann, nahm sie auf, was übrig blieb, und wurde so zu einem internationalen Sammelort. Heute steht sie da als teures Andenken verflossener Tage, und weil sie eben da ist, ein gewaltiger Innenraum, so wird sie auch benützt trotz der Dunkelheit in ihrem Innern.

Zum Plan der Ausstellung hatte man ein System benützt, das meines Wissens bis dahin nicht zur Anwendung gekommen war, das sogenannte Fischgrätensystem: ein langgestreckter Mittelbau, von dem rechtwinklig nach beiden Seiten wie die Gräten am Rückgrat des Fisches Hallen oder Hallengänge abliefen, freien, offen Raum zwischen sich lassend. Indem

man diese Zwischenräume wiederum mit Anbauten ausfüllte, konnte man ohne Schwierigkeit jedem Staate so viel Platz gewähren, als er verlangte, ohne seine Einheit zu zerstören. Das war gewiß ein Vorteil. Andererseits aber war es unmöglich, die Ausstellungsobjekte gegenständlich, d. i. nach den Zweigen der Industrie, so zu vereinen, daß man eine vergleichende Übersicht gewinnen konnte. Vielmehr fanden sich die gleichartigen Gegenstände, sagen wir z. B. Bronzen oder Fayencen, durch das ganze komplizierte Gebäude bis in alle Winkel hinein zerstreut. Man mußte sie auffuchen, um sie nur zu finden. Insofern stand unsere Ausstellung hinter den beiden Pariser von 1867 und 1878 zurück. Im Innern, der Länge des Gebäudes folgend, hatte man die Reihenfolge der Nationen so angeordnet, wie sie etwa auf dem Erdkreis sich lagern, an dem einen Ende mit Amerika anfangend, an dem andern mit Ost-Asien und dem Orient schließend, so daß Oesterreich und Deutschland in die Mitte zu liegen kamen, getrennt durch die internationale Rotunde, eine ganz anmutende, aber rein ideale Einteilung, die praktisch von gar keinem Nutzen war.

Da man alle kleinlichen Nebengebäude sowie das Maschinenhaus nach rückwärts verlegt hatte, die Haupteingänge in schöner, großgedachter Triumph-Architektur prangten, ein Eindruck, den die übrigen Luxusbauten, wie der Kaiserpavillon und das „der Kunst“ gewidmete Haus nur unterstützten, so bot die Ausstellung, in weitem Bogen von den schönen Bäumen des Praters umgeben, wohl einen würdigen, verlockenden Anblick dar, vollkommen geeignet, dem Ernste das Vergnügen und Behagen hinzuzufügen. Leider kam, wie gesagt, allzu früh das Unglück über sie in Gestalt des Krachs und der Cholera vereint und verscheuchte den Animo, die letzte freudige Feststimmung, die nach mancherlei Täuschungen

übrig geblieben war. Ebenso blieb die Menge der fremden Besucher aus; sie warteten und kamen auch später vergleichsweise nur spärlich. Erst die letzten sonnigen Tage des Oktober füllten wieder die Räume so, wie man für den ganzen Sommer gewünscht hätte.

Ich war wohl einer der fleißigsten Besucher. Da ich wiederum die kunstgewerbliche Berichterstattung für die „Wiener Zeitung“ übernommen hatte, so war ich täglich und oft zweimal bis gegen Ende September in der Ausstellung. Bei den Vorarbeiten hatte ich aus eigener Initiative das Programm über die nationale Hausindustrie gearbeitet, das auch von der Direktion angenommen und als ihr Programm für diesen interessanten, bis dahin wenig beachteten Zweig menschlicher Arbeit versendet wurde. Soweit alles in Ordnung. Ich meinte klar und bestimmt geschrieben und die Art der Gegenstände bezeichnet zu haben, der Katalog hatte dann aber solche Konfusion gemacht, daß die Jury über diese Gruppe nicht wußte wo ein und wo aus und mich endlich als den Verfasser zu Hilfe rief.

Die Berufung zur Leitung der retrospektiven Ausstellung, d. h. der Abteilung älterer Kunstwerke, hatte ich verschiedener Gründe halber abgelehnt, ebenso die Teilnahme an der Jury über die Zeichenschulen als nicht meines Fachs und Berufes. Dagegen hatte ich auf Wunsch Eitelbergers die Spezialausstellung weiblicher Handarbeiten aus Wien und Österreich übernommen, die er glücklich eingeleitet hatte. Für ihn war damals schon die Zeit gekommen, wo er sich — gewiß wider Wunsch und Willen — Schonung auferlegen mußte. Es war sehr angenehm, mit den fleißigen und liebenswürdigen Damen zu arbeiten, welche das Komité bildeten, minder angenehm war es, die Resultate unserer Bemühungen zu sehen. Zwar liefen die Arbeiten zahlreich ein, zahlreicher,

als wir sie in dem uns zugewiesenen Pavillon gebrauchen konnten, aber ihre künstlerischen Eigenschaften standen tief unter dem Gefrierpunkt. Keine Spitzenarbeiten aus Damenhänden, ein einziger Versuch ausgenommen, Stickereien ohne Farbensinn, ohne Zeichnung, ohne feinere oder künstlerische Technik, Wäsche ohne edlere Weißstickerei — die Jury hatte massenhaft abzuweisen, und was übrig blieb, davon konnte man auch nicht viel Rühmens machen. Man mußte zufrieden sein mit guter technischer Ausführung.

Aber ein Gutes hatte diese Ausstellung. Sie brachte den Zustand der Dinge zur klaren Anschauung und festigte die Überzeugung, daß auch hier etwas geschehen müsse, wirklichen echten Geschmack und künstlerisches Können, Verständnis für die Zeichnung und Sinn für die Farbe in das Haus einzuführen. Aus dieser Überzeugung ging die Gründung einer staatlichen Schule für Kunststickerei hervor, welche unter der Direktion der Frau Bach und danach des Fräuleins Mirani mit großem Erfolge und Verdienste gearbeitet hat. Obwohl ich Obmann des Aufsichtsrates dieser Schule war, kann ich mir wenig Verdienst dabei zusprechen; es war Stord, der die Anforderungen an die Schule immer höher und höher stellte, bis sie heute zu einer wirklichen Kunstanstalt ihrer Art geworden, welche Schönheit in Haus, Schule und Fabrik bringt.

Damals bei dieser Ausstellung weiblicher Handarbeiten kamen auch sonderbare Dinge zum Vorschein, welche von tiefster Begriffsverwirrung und Unklarheit über das, worauf es ankam, Zeugnis ablegten. Wenn man von weiblichen Handarbeiten spricht, auf welche allein unser Programm lautete, so meint man damit Arbeiten der Nadel, Näherei, Stickerei, Häkelei, Spitzen und was dergleichen mehr ist. Nun wurde uns von der Direktion eine Anmeldung zugeschickt,

lautend auf einen Kieferbaum oder eine Tanne oder eine Fichte, ich weiß nicht mehr, welche Art von Nadelholz. Es war die Arbeit eines jungen Mädchens in Olmütz, das wohl ein ganzes Jahr daran verwendet hatte, an einen solchen Baum von neun Schuh Durchmesser fast eine Million Nadeln anzukleben; sie war darüber fast erblindet, krank geworden, ich weiß nicht, was noch. In ganz Olmütz, scheint es, war niemand gewesen, dem armen Mädchen zu sagen, welchen Unsinn sie mache, ja die Arbeit wurde uns noch bürgermeisterlich gelobt und empfohlen. Was sollte ein Kunstfreund oder wer sonst mit einem solchen Gegenstande machen? Natürlich wiesen wir, da wir nicht nach Mitleid und Barmherzigkeit zu entscheiden hatten, die Arbeit ab, die auch außerhalb unseres Programmes lag. Das Mädchen war unglücklich und schrieb mir einen langen Brief, worin sie ihre ästhetischen Ansichten auseinandersetzte; da doch dasjenige, was die Natur schaffe, das Schönste sei, so müsse die Nachbildung der Natur das Schönste in der Kunst sein. Solches ästhetische Prinzip konnte mich wohl nicht überzeugen, ich versuchte auch nicht, es zu widerlegen. Da erhielt ich noch einen zweiten Brief, in welchem ich bei Seiner Majestät verklagt werden sollte, ich Unschuldiger! Dabei ist es aber geblieben.

Solche unglückliche Arbeiten, welche das einfachste Nachdenken verhindert hätte, sind mir im Laufe der Jahre gar viele vorgekommen. Bald handelte es sich um die Größe, bald um die Kleinheit. Der eine schrieb Namen, Geburt und Titel auf ein Weizenkorn, ein anderer malte eine Hirschjagd so klein, daß man sie nur mit dem Vergrößerungsglas erkennen konnte; ein Graveur grub 2500 Figuren in eine Kupferplatte von der Größe eines Quadratcentimeters, wieder ein anderer schrieb die Linien eines Porträts mit Schillers Gedichten; es gab auch einen Dilettanten, der malte auf

Spinnweb; ein Goldschmied hatte nichts Besseres zu thun gewußt, als eine Kasse aus 20 000 Stückchen Zigarrenkistenholz zusammenzuleimen. Diese letztere Arbeit prangte auch auf unserer Weltausstellung und erhielt eine „ehrenvolle Erwähnung“. Kein Wunder! Sind doch Bürsten in Seife, Tempel in Kerzen, Brunnen in Wolle oder Hanf nicht viel besser und finden ihren Beifall.

Meine Berichte über unsere Weltausstellung hielten mich den ganzen Sommer in Wien fest. Erst gegen Ende September wurde ich soweit frei, um Erholung suchen zu können. Ich fand sie während des schönen Monats Oktober in Venedig, wohnend und badend am Lido, mit Frau und Söhnlein. Es waren reizend stille Tage, der echte Gegensatz gegen den Weltenlärm in der Ausstellung. Wir kamen rechtzeitig zurück, noch den Schluß derselben mitzuerleben. Wären doch alle Tage so gewesen wie der letzte! Defizit, Mißstimmung, alles Unschöne, das wir erlebt, wäre ausgeblieben oder hätte sich mit Gleichmut ertragen lassen.

Nach der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 hätte einmal wieder für England die Zeit zu einer solchen universellen Völkerverkürzung kommen sollen. Man schien aber dort an den beiden Ausstellungen von 1851 und 1862 genug zu haben und faßte die Sache anders auf. Man verteilte die Gegenstände sachlich auf zehn verschiedene Zweige der menschlichen Produktion, und jedes Jahr sollte einer derselben zur internationalen Ausstellung gelangen. Man begann auch damit, allein es zeigte sich bald, daß ein einziger solcher Zweig nicht genug Interesse böte, die ganze Welt zur Teilnahme oder zum Besuche herbeizuziehen. So gab man mit dem vierten Versuche die Sache wieder auf, und das industriemächtige England hat seitdem keine Weltausstellung wieder bei sich gesehen.

Von jenen Spezialausstellungen in London, von denen ich mehrere besuchte, ist mir am besten die für Spitzen und spitzenartige Arbeiten in Erinnerung geblieben. Altes und Neues in wundervollen Gegenständen umfassend, wurde sie für mich eine erwünschte Quelle der Belehrung und Anregung, der Belehrung, denn in Sammlungen gab es nichts derartiges, und was damals in Oesterreich an Spitzen gearbeitet wurde, stand auf allerunterster Stufe, eine Quelle der Anregung, denn ich nahm daraus den Gedanken, eine ähnliche Ausstellung im österreichischen Museum zu veranstalten. Und so geschah es auch unter der besonderen und kundigen Mitwirkung der Frau Bach und des damaligen Kunsts Dr. Slg. Ich fand die bereitwilligste Unterstützung von allen Damen, insbesondere bei jenen der Diplomatie, die fast allein im Besitze älterer Spitzen waren und auch fast allein ihren Wert zu schätzen wußten, so die englische Botschafterin Lady Buchanan, die russische Frau von Novikow und die dänische Gesandtin Frau von Falbe, welche in liebenswürdigster Weise die Spitzen von ihren Kleidern trennten, um sie mir zur Ausstellung zu geben.

Die in ihrer Art so bescheidene Ausstellung hatte eine glückliche Nachwirkung. Sie hinterließ ein bleibendes Interesse sowohl bei den Damen wie bei den Kunstfreunden, die bisher von der Sache, von Geschichte, Technik und Art der Spitzen so gut wie gar nichts verstanden hatten. Nun gab das kleine Buch von Slg, das auf Grundlage der Ausstellung entstand, fernerhin erwünschten Aufschluß. Es war ein erstes, aber nicht das einzige Resultat, denn alsbald wurden auch die Kreise, welche geschäftlich mit der Sache zu thun hatten, vom Interesse ergriffen. Die endliche Folge war die Aufnahme der Spitzenarbeit in die Fachschule für Kunststickerei, vor allem aber die Gründung eines unter der

Leitung Storcks stehenden „Spitzenkurses“, der wieder die Lehrerinnen für eine ganze Reihe von Spitzenschulen in Österreich gebildet hat. Wie die Dinge heute stehen, giebt es viele weibliche Hände, welche die feinsten Spitzenarbeiten und die verschiedensten alten wie neuen Arten zu machen imstande sind, während vor zwanzig Jahren nur die unvollkommensten Arten in unvollkommener Ausführung in Übung standen. Leider ist noch der Absatz hinter der Leistungsfähigkeit zurückgeblieben.

In der Zwischenzeit zwischen den großen Weltausstellungen gab es der kleineren Ausstellungen viele, teils solche von lokaler oder nationaler Natur, teils solche mit den Ansprüchen einer internationalen, universonellen Bedeutung. Für mich persönlich boten sie nicht allzu großes Interesse, vielleicht die deutsche in München (1876) ausgenommen, welche ein neues Prinzip in die Installation zu bringen versuchte, eine Verbindung nämlich von Kunst und Kunstgewerbe, vermöge der Aufteilung des Raumes in einzelne Gemächer, denen mit Bildern, Möbeln und Kunstgegenständen der Charakter der Wohnlichkeit gegeben werden sollte. Das Prinzip, das sich mit noch weniger Konsequenz als seine Vorgänger durchführen ließ, klingt sehr schön, aber es schädigte Künstler wie Aussteller, die Künstler, denen es an Licht mangelte, die Aussteller, welche ihre Gegenstände zerrissen sahen, und was die Wohnlichkeit betrifft, so mußten manche Gegenstände, wie die Eisenarbeiten, doch isoliert bleiben oder die Gemächer mußten sich gefallen lassen, vollgefüllte Ausstellungstische in sich aufzunehmen. So war es auch geschehen. Mein Tadel dieses anscheinend so idealen Prinzips ist mir wohl verübelt worden, dennoch hat die Folge mir Recht gegeben; es ist auch nicht wieder versucht worden: Kunst und Kunstgewerbe sind immer wieder fortan getrennt zur Ausstellung gelangt.

So war es auch auf der Ausstellung in Antwerpen (1884), welche sich eine Weltausstellung nannte. Viel Neues bot sie gerade nicht. Für unsere kunstgewerblichen Bestrebungen in Oesterreich hatte dieselbe jedoch ein besonderes Interesse, denn hier zum erstenmale erschien der Wiener Kunstgewerbe-Verein selbständig, geschlossen, unter eigener glücklicher Leitung und Führung. Seine geschlossene einheitliche Ausstellung machte daher auch den allergünstigsten Eindruck; es war ein wirklicher Erfolg sowohl für den jungen Verein wie für das österreichische Kunstgewerbe. Es ist dem letzteren nicht immer so glücklich ergangen. Wo es unter guter künstlerischer Leitung auftrat, wie es auch in München, in Berlin und einmal in Amsterdam der Fall gewesen ist, da fand es Interesse, Anerkennung und selbst Bewunderung; wo das nicht der Fall war — und leider geschah das öfter — wo Leitung in den Händen von privaten Unternehmern und Händlern gelegen, da hatte die gewöhnliche Marktware die besseren und an Zahl selteneren Gegenstände bei unkünstlerischer Aufstellung gedrückt. Der Eindruck war alsdann ein so unglücklicher gewesen, daß die Kenner sich verwunderten, unsere Kunstindustrie einmal so vollkommen zu finden, ein andermal so gänzlich schwach und gewöhnlich. Leider war das auch so auf der großen Pariser Ausstellung von 1889 der Fall, wo die Beteiligung, offiziell perhorresziert und von allen bedeutenden Industriellen gemieden, das Werk von Privaten und Unberufenen war.

Ich hatte persönlich an diesen kleinen oder mittelgroßen Ausstellungen wenig Interesse. Wer so enge mit der Sache selber verknüpft war, vermochte nicht viel von ihnen zu lernen, jedoch war es mehr oder weniger notwendig sie zu sehen, um sich nichts entgehen zu lassen und die Übersicht allezeit zu beherrschen. Ich will daher nicht weiter davon reden

und nur eines kleinen Ereignisses gedenken, das mir gerade in Antwerpen während der Ausstellung geschah, obwohl es mit derselben keinerlei Beziehung hatte.

Ich benützte meine Anwesenheit in Antwerpen, mich einmal wieder in flandrischer Kunst umzusehen und mir die gewaltigen Bilder des gewaltigen Rubens und die eines anderen von mir hochgeschätzten Meisters, des Quentin Matsys, in die Erinnerung zurückzurufen. So kam ich auch in den Dom, wo gerade ein Fest, irre ich nicht, ein Marien-Fest, gefeiert wurde. Die Kirche war ausgeschmückt, insbesondere im hohen Chor, von dessen Gewölbe am Eingange mächtige rote Dekorationsstoffe von oben bis unten herunterhingen, während der Boden mit Teppichen belegt war. Dazwischen standen eiserne gotische Kandelaber, von der Art, daß der hohe Ständer mit kerzenträgenden Reifen umgeben war, die nach oben kleiner wurden und in einer einzigen Kiesenferze endeten. Davor lagen wohl hundert Männer und Frauen betend auf den Knien in dichten Reihen. Ich stand hinter ihnen, nicht wagend, die Reihe zu durchbrechen. Da plötzlich sah ich, wie die oberste Kiesenferze eines der Kandelaber sich beugte, herabstug und in ihrem Falle wohl ein Duzend der brennenden Kerzen mit sich auf den Teppich herabwarf, wo sie fortbrannten. Kein Kirchendiener war in der Nähe, keiner der Betenden, wie erstarrt, rührte nur Hand und Fuß. Kaum ein paar Sekunden noch und die Flamme hätte die herabhängenden Stoffe ergriffen und wäre lichterloh zur Decke des Gewölbes emporgeschlagen. Die Gefahr, vielleicht selbst für den Dom, war drohend, völlig imminent. Da drängte ich mich durch die Betenden hindurch und trat die Flammen mit dem Fuße aus. Eben so schnell zog ich mich wieder zurück, selbst einen Konflikt für meine That befürchtend, weil ich die Flammen geweihter Kerzen mit dem Fuße ausgelöscht

hatte. Ich mußte aus Erfahrung von Brüssel her, daß mit den Kirchendienern in den katholischen Niederlanden nicht zu spaßen ist. Als ich mich entfernte, kamen auch Kirchendiener herbeigerannt, die Kerzen wieder anzuzünden und aufzurichten.

Der Besuch der Pariser Weltausstellung des Jahres 1889 bildete den Schluß meiner Laufbahn als Ausstellungsmann, denn von den Spezialausstellungen, die ich später noch als Direktor des österreichischen Museums veranstaltete, will ich wenig reden. Es war ein würdiger Schluß, was die Großartigkeit und Schönheit der Ausstellung betrifft. Das Bild liegt unverlöschbar in meiner Erinnerung als ein unendlich reizendes Schauspiel. So wenig ich es bedaure, Chicago nicht gesehen zu haben, so wenig möchte ich das Bild der letzten Pariser Ausstellung aus meinem Leben und meinem Gedächtnis hinwegstreichen. Ich habe es fest in mich aufgenommen und halte es fest bis zu meinem Ende.

Die Franzosen hatten ihre Sache vortrefflich gemacht. Interesse, Schönheit, Vergnügen waren gleicherweise zu ihrem Rechte gekommen, das Vergnügen freilich nicht in dem Sinne wie zu Zeiten des Kaiserreiches. Feste wie damals gab es nicht, und für das, was die Republik in solcher Weise thun wollte, ließ sie sich zahlen. So war es beim großen Empfange des Präsidenten am Erinnerungstage der Republik am 14. Juni. Weniger feierlich, weniger nüchtern und reizlos ist wohl nicht leicht ein Ausstellungsfest ausgefallen, als dieser Empfangsabend im Industriepalaste der Champs-Élysées, am gleichen Orte, wo einst zweiundzwanzig Jahre früher vom Kaiserpaare uns das glänzendste Schauspiel der Welt geboten worden. Aber es war ein Vergnügen, des wundervollen Anblickes zu genießen, welchen das Gesamtbild darbot, sei es vom oberen Ende des Marsfeldes, sei es von der Gegenseite, von der

Höhe des Trocadero herab mit dem durchsichtigen, wie ein Phantasiengebilde in schwindelnde Höhe hinaufsteigenden Eiffelturm in der Mitte. Es war ein Vergnügen, mittags und nachmittags die Massen der Menschen heranwogen zu sehen, die doch alle Raum zur Bewegung fanden, oder in den glücklich dekorierten Räumen die ausgestellten Gegenstände zu bewundern; es war ein Vergnügen, in dunkelnder Nacht die Feuermassen anzustauen, welche die springenden Wasser von innen aus beleuchteten.

Mit bewunderungswürdigem Geschick für großartige Wirkung war die ganze Anlage geschaffen worden. Das Hauptgebäude der Industrie war an das eine Ende des Marsfeldes verlegt, möglichst weit an die Grenze mit der Maschinenhalle hinter sich; die unvermeidlichen Pavillonslagen rechts und links seitwärts in den parkartigen Anlagen und lugten nur aus den Baumgruppen heraus. Die ganze Mitte in voller Länge und Breite über die Straße hinweg bis hinauf zum Trocadero war ein regelmäßiger Garten mit einer Unmasse in weißem Marmor blinkender Statuen und Gruppen mit Blumentepichen, mit weiten Bassins, mit einer verschwenderischen Fülle springenden Wassers oder rauschend und schäumend herabstürzender Cascaden, mit der schönen, harmonisch gefärbten Architektur zur Begrenzung. Alles stimmte zusammen zu einem lebendigen, entzückenden Bilde.

Und ebenso herrschte Ordnung und Schönheit im Innern des Hauptgebäudes, insbesondere in der französischen Abtheilung. Die Franzosen hatten sich für ihre Industrie die ganze Mitte vorbehalten und die beiden Flügel der übrigen Welt überlassen. Von einer bedeutenden Mittelhalle liefen nach rechts und links die Galerien ab für die einzelnen Zweige ihrer Industrie, eine jede mit schönem Eingangsportal und eine jede dekoriert nach der Art ihres Inhalts. Durch diese

Teilung nach rechts und links waren die langen Galerien vermieden worden, welche die Ausstellung von 1878 so langweilig gemacht hatten. Und was gab es nicht alles zu sehen! Jegliche Produktion der Erden, des Bodens wie des Menschen, des Geistes wie der Hände, der Kunst, der Wissenschaft, der Industrie, und nicht bloß die Produktion der Gegenwart, sondern auch die der Vergangenheit von den Urzeiten an, da der Mensch sich das Fell um die nackten Schultern legte und dem Wilde folgte, bevor er noch den Boden zu bebauen anfing. Man kann nur sagen, es war zu viel, was dem Anblick und dem Studium dargeboten wurde. In Wochen wenigstens, wie sie unser einem nur gestattet sind, war das Ganze nicht zu bewältigen.

Mit diesem Eindruck — ich will ihn nicht weiter ausführen — schloß ich meine Erlebnisse und Erfahrungen auf dem Gebiete der Weltausstellungen, und mit diesem Eindrucke will ich auch meine Betrachtungen und Erinnerungen von denselben schließen. Nicht aber meine Erinnerungen überhaupt, denn ich habe noch viele und andere Dinge zu erzählen.

Zwölftes Kapitel.

Erinnerungen an Irland.

Fare well — Erin!

Schon zweimal habe ich Gelegenheit gehabt, meine Leser nach dem grünen Erin zu führen, das man sonst die Insel der Heiligen nannte, ein Name, den das schöne Eiland heute gar wenig verdient. Ungern geschieht es, daß ich zum drittenmale die Blicke dorthin lenke, aber es drängt sich noch so manche Erinnerung heran, die mir zum Weitergehen gewisser-

maßen den Weg verlegt. Mir ist, als ob ich sie erst aus dem Kopfe hinwegschreiben müßte, um ihn wieder frei zu haben. So teile ich denn noch einige Eindrücke und Erlebnisse mit, die mir in der Seele lebendig geblieben sind, als hätte ich sie erst vor kurzem gesehen und erlebt.

Hell und klar liegt die liebliche Küste Irlands vor meinen inneren Augen, wie das Schiff, das uns von Holyhead hinüberbringt, sich dem Strande nähert und die Hafenstadt Kingstown sichtbar wird. Immer deutlicher werden die sanften, leicht geschwellten Linien der Berge, bis wir sie endlich mit schroffen, zerrissenen Felsen ins Meer abstürzen sehen. Wir denken an Neapel und seine von Bergen umsäumte Bucht mit der märchenhaften Stadt im Hintergrunde. Die Ähnlichkeit ist vorhanden, aber freilich, es fehlt der Vesuv; die Höhen von Dublin sind niedriger, und die Hauptstadt Irlands zieht sich weich und flach in den Hintergrund zurück.

Wie ein Halbmond breitet sich die stundenweite Dubliner Bucht aus, mit den Hörnern gleich Sorrent und Posilipp weit in das Meer vorspringend, im Norden mit der Höhe von Howth, im Süden mit dem Felsenufer von Dalkey und seinem Berge Killineyhill. Wie die Sphinx sind sie gelagert, beide Vorgebirge, die Vorderseite mit weitschauendem Blick dem offenen Meere zugekehrt. Nicht umsonst heißen die Abhänge des Killineyhügels, wo die hochgelegene Straße sich um den Strand windet, Sorrento grounds, denn hier die Bucht, dort das offene Meer und der Berg dazwischen, der sie scheidet, rufen wohl die italienische Erinnerung in der Seele wach. Wo aber sind die Inseln Capri, Procida, Ischia mit ihren stolzen Linien? Dalkey Island im Süden, Irlands Eye im Norden bei Howth geben nur ein schwaches Abbild. Doch lassen wir jedem das Seine, dem grünen Erin und der Perle Italiens!

Es ist wunderhübsch auf Sorrento grounds. Eines Sommers, da wir statt des dunstigen, menschenvollen Dublin Wohnung in dem ländlichen Dalkey hatten, lagerte ich fast täglich stundenlang auf den zum Killiney aufsteigenden Felsen zwischen Ginstor und Crifa und schaute „mit vergnügten Sinnen“ auf das Meer hinaus. Ich sah es bewegt turmhoch mit seinem Schwall an dem zerrissenen, steilen Felsenufer empor schlagen; ich sah es still und blank wie einen Spiegel, abends, wie gleichzeitig auf der einen Seite die Sonne glühend in das Meer versank, auf der anderen die rote Scheibe des Mondes aus den Fluten emporstieg. Und in solcher Szenerie gab es Militärmusik, die aus Dublin kam und die ganze schöne Welt der umliegenden Sommerfrischen herbeilockte. Eingehüllt in farbige Opernmäntel, weiß und rot, lagerte sie in anmutigen, bunten Gruppen zwischen und an den Felsen hinauf. Eines Tages hatte ich von hier ein anderes schönes und seltenes Bild. Eine Regatta hatte für einige Tage alle Nachten des dreieinigen Königreichs bei Dublin versammelt. Ich sah sie das Ziel umkreisen, ich sah sie auch insgesamt, eine riesige Flotte, nahezu zweihundert an Zahl, zur Übung hinausfahren, diese wunderbaren Segler mit niedrigem, kaum sichtbarem Bord und den gewaltig hohen Segeln, welche der Wind tief gegen die Flut herabdrückte.

Flach, ohne Tiefe ist die ganze Dubliner Bucht. Wenn die Flut heraus ist, erscheint sie wie eine einzige, fast trockene Ebene, der auch die Besucher nicht fehlen. Knaben und sonst allerlei Volk suchen nach lebenden Muscheln, um sie sofort zu verzehren, nachdem sie mit scharfen Zähnen die Schalen geöffnet haben. Nur in einem Kanal, dem vertieften Flußbette, gelangen die Schiffe zur Stadt. Zur Zeit der Ebbe sieht es aus, als ob sie die trockne Fläche durch-

furchten. Ist die Flut herein und die Bucht wieder gefüllt, dann giebt es an der Südseite von der Stadt bis an die Hafenuauern von Ringstown einen guten Badestrand. Hier in Sandymount, Blackrock, Monkstown ist auch für die Herren gesorgt, die sonst weiterhin jenseits der Hafenstadt, wo das felsige Ufer beginnt, auf jegliche Bequemlichkeit verzichten müssen. Daß Herren und Damen zusammen baden, wie z. B. in Ostende, wäre in Irland höchst shocking. Selbst in Bray, einem kleinen lieblichen Badeort, wo es wieder einmal eine Strecke weit einen flachen Strand giebt, gehört dieser ganz allein den Damen. Die Herren müssen weiter wandern, wo es wieder felsig und einsam wird, müssen von Fels zu Fels zum Meere hinabsteigen und ihre Kleider unter schweren Steinen bergen, damit der Wind sie nicht ins Meer davonweht. Die Irländer sind galant. Selbst in Dalkey, dem Villenorte, der beliebtesten Sommerfrische der Dubliner, haben die Damen weitaus den besseren Platz. Freilich hier sind gute Plätze schon selten, und die Wellen, die fast unaufhörlich zwischen den Felsen branden, sind den Badenden gefährlich.

Um so wilder und schroffer der Strand sich zeigt, um so lieblicher die ganze Umgegend, insbesondere die gebirgige Landschaft südlich von Dublin. Gebirgig? Ja, aber man darf sich keine Berge vorstellen, wie wir sie zu sehen gewohnt sind, kaum wie die Höhen des Wienerwaldes. Es sind durchaus üppig bewaldete Längsthäler, die sich nach dem Meere zu öffnen, zum Teil felsig, mit Schluchten und Grotten, von klaren Forellenbächen und kleinen Flüssen durchrauscht. Der richtige Irländer würde aber nicht zugeben, daß nicht auch etwas Grandioses dabei ist. We call that grand, what do you call that? sagte mir einst ein alter Herr, als wir durch eine kaum haus hohe, keineswegs

schroffe Schlucht führen. Seine Frage ist bei uns in der Familie geflügeltes Wort geblieben und hat in den Bergen unzählige Male heitere Anwendung gefunden.

Über die Dubliner Gegend, die Grafschaft Wicklow, hat etwas vor unseren Bergen voraus, sie ist romantisch, poetisch, sie hat eine Geschichte, eine heilige und eine blutige. Ruinen, ephraummwachsene Ruinen überall, Ruinen von Kirchen, Kapellen, Häusern und Schlössern. Jene, die kirchlichen, gehen in die frühen Zeiten zurück, da Christen und Heiden noch im Kampfe lagen. Die Irländer meinten es ernst mit dem Christentum und sendeten schon in merovingischer und karolingischer Zeit ihre Heiligen auf den Kontinent ins Land der Franken, Alemannen und Sachsen. Aus jenen Zeiten stammen sagenumwobene Ruinen oder wenigstens werden sie dahin versetzt; aus jenen Zeiten stammen auch noch nicht seltene Steinkreuze von eigentümlicher Form, hoch aufgerichtete Steinkreuze, deren Arme durch einen Ring verbunden sind. Die Form gehört Irland, obwohl wir auch ein solches Kreuz in meiner Heimat haben, ein Andenken an den heiligen Ausverus, den Apostel Rakeburgs, der im Jahre 1066 von den heidnischen Polaben erschlagen wurde. Offenbar ist auch darin eine Tradition zu suchen, die von den irländischen Aposteln Deutschlands sich erhalten hat.

Im Gegensatz zu diesen in das graue Altertum sich verlierenden Ruinen sind jene, die von Häusern übriggeblieben, sehr jung und modern. Sie sind übriggeblieben von jenen Bewohnern, die unter dem Druck der Verhältnisse nach Amerika ausgewandert sind, armes Volk, das in schwarzeräuchernten Steinhütten hauste, mit Schweinen und Hühnern oder was sie sonst Lebendiges besaßen, alles in einem Raume. Die Bewohner zogen fort, die Wohnungen zerfielen und vereinigten sich als Steinhaufen wieder mit der Natur, über-

wuchert von Rosen und Epheu. Niemand kümmert sich um sie, obwohl sie mitten zwischen modernen Villen liegen. Alte und neue Zeit, alte Kultur und modernes Leben, öde, schroffe Felsen, Berge, an den Spitzen mit rotem Haidekraut umgeben, darunter fastgrüne, üppig wuchernde Pflanzenwelt, das verbindet sich wunderbar in diesem merkwürdigen Lande. Wie die Natur, so die Architektur. Da liegt, ein paar Stunden von Dublin entfernt, ein altes Schloß auf waldiger, leichter Höhe, weithin schauend über das Meer. Malahide ist es genannt, der Sitz des angesehenen Lord Talbot of Malahide, eines Nachkommen jenes von Sage und Dichtung gefeierten Feldherrn Talbot, der vor der Jungfrau von Orleans erlag. Es ist ein altes Kastell, viereckig, gewaltig; man möchte es für eine Ruine halten, so vollständig ist es von Epheu überwuchert, daß man nirgends einen Stein erkennen kann. Man glaubt es unbewohnt, und doch bietet es gleicherweise einen behaglichen und auch vornehmen Aufenthalt. Es ist wie ein Bild aus Nash' bekanntem Werke über die alten englischen Landsitze. Die Halle ist wie aus den Zeiten König Heinrichs VIII.; sie ist es auch. Die Wände sind schwarz getäfelte, die Täfelung mit geschnitztem Ornament im Charakter der Renaissance gefüllt, wie von einem deutschen Kleinmeister gezeichnet; an den beiden Langseiten je ein gewaltiger Mantelkamin mit dem alten Eisengerät, den Feuerhunden; kein Plafond, sondern das geschwärzte Balkenwerk des Dachstuhles. Inmitten steht der gedeckte Familientisch. Wenn wir warten, mögen wir die Familie eintreten sehen.

Noch in eine andere Gegend der Insel möge mir der Leser freundlichst folgen, an die Killarney-Seen. Killiney, Killarney, Kilkenny, Kildare, unzählige Ortsnamen, die mit der Silbe Kil anfangen, sind über ganz Irland zerstreut. Das Wort ist nicht vom englischen kill (töten) abzuleiten,

sondern ist gälischen Ursprungs und bedeutet Hügel. Der Gleichklang hat aber zu einem hübschen Witz die Veranlassung gegeben. Es giebt, wenigstens behauptet man es, zwei benachbarte Orte des Namens Kiltleman (Kildeman) und Kilnomore. Wenn einer nun den Weg zwischen beiden Orten zurücklegt, so sagt er: „I am coming from Kildeman and I am going to Kilnomore“, d. h. „Ich komme von Kildeman und gehe nach Kilnomore“, in anderer Bedeutung der Anfangsilbe: „Ich komme vom Morde des Mannes und werde nicht mehr morden.“

Die Killarney=Seen mit ihrer bergigen Umgebung liegen in jener von Buchten zerrissenen Südwestecke Irlands, welche weit in das atlantische Meer hinauspringt. Obwohl nur wenige Stunden von demselben entfernt, sind sie doch durch die Berge vor den Stürmen des Ozeans geschützt, welche die Westküste Irlands verheeren. So konnte sich im sichersten Schoße der Natur die üppigste, fast südliche Vegetation entfalten. Kühn geschwungene oder weiche Linien der Berge, dunkle Schluchten und lachende Felder, stürzende oder sanft abfließende Bäche, Inseln felsig unnahbar oder lieblich unter dem Schirmdach der hohen Kronen dichtbelaubter Bäume, moderne Villen und mächtige, überwachsene Ruinen von Kirchen und Schlössern, blanke Wasserspiegel und eine saftig grüne Pflanzenwelt, wie man kaum anderswo ihresgleichen sieht, alles kommt hier zusammen, um aus dieser Gegend von wenig Stunden Weite den entzückendsten Erdenwinkel zu machen, den die Natur hat schaffen können. Wenigstens wüßte ich ihm nichts an die Seite zu stellen, was gleicherweise den Eindruck der Poesie oder der Romantik macht, nichts, was gleich harmonisch Vergangenheit und Gegenwart, die Kraft der Natur und die Arbeit des Menschen vereint.

Eingebettet liegen die Seen ihrer drei in einer Folge

hintereinander zwischen Bergen, die noch nicht dreitausend Fuß erreichen, zumeist sich unter dieser Zahl halten. Vom Nordende aus, wo das Land flacher wird, macht man die Hauptfahrten zur einen wie zur anderen Seite der Seen; rechts, das heißt auf der Westseite, ist die Romantik der Natur, links die von Kunst und Altertum. Die kleine Stadt Killarney, welche den Seen den Namen gegeben hat, ist nicht unser Ausgangspunkt, sondern das etwas nördlicher, unmittelbar am unteren See gelegene Hotel „Royal Britannia“. Es war ein etwas trüber Morgen, als wir unsere erste Fahrt in dem offenen Outside car, welches ich schon in einem früheren Kapitel geschildert habe, begannen. Nach einer hübschen Fahrt durch liebliches Gelände, welche uns um das nördliche Ende des unteren und größten Sees herumführte, bogen wir in eine Schlucht ein, das Gap of Dunloe, welches, durch eine Bergkette von den Seen getrennt, mit denselben parallel läuft. Wir fuhren aufwärts, der Quelle des Baches oder des kleinen Flusses entgegen, welcher meist raschen Laufes herabstürzt. Die Schlucht ist nichts weniger als schaurig oder großartig, wie z. B. eine Klamm in den Alpen, aber doch voll Reiz und Abwechslung. Bald geht es mit unserem leichten stoßenden, fast fliegenden Wagen nicht ungefährlich an einem Abgrund auf schmalem Wege über dem schäumenden Wasser dahin, bald winden wir uns unter schwarzen überhängenden Felsen entlang. Hier kommen wir an einem kleinen, glänzend schwarzen See vorüber, dort an einer lieblichen Wiese, einem Fleck grünen Rasens, wie ihn nur Irland besitzt. Die Bilder wechseln rasch und unterhaltend.

Gegen Mittag etwa erreichen wir das Ende der Schlucht, wo wir den Wagen zurückschicken müssen, denn es geht nun bergauf. Ein kleines Wirtshaus empfängt uns und vor demselben ein paar hübsche schwarzäugige Mädchen, die uns

Ziegenmilch sowie ihre Photographien, ihre eigenen nämlich, zu Kauf anbieten. Selbstverständlich wählen wir die letzteren. Nachdem wir im Wirtshause den kurzen Regen abgewartet, lustig unterhalten durch ein junges, vom Regen hereingetriebenes Paar, das sofort einen irischen Nationaltanz beginnt, steigen wir etwa eine gute halbe Stunde hinauf zur Höhe des Passes. Da oben öffnet sich eine weite Aussicht. Zu unseren Füßen liegen sie da, die drei Seen, der kleine obere See, der Torc-See und der untere, der größte von ihnen, mit seinen Inseln, umsäumt von den Bergen und Hügeln mit dem reichen Wechselspiel ihrer Linien. Dann geht es hinunter, bis wo der Fluß, der die Seen aufreißt wie eine silberne Perlenkette, sich in den obersten hinein ergießt. Dort unten bei „Brandons Cottage“ sind wir in angenehmer Weise erwartet. Während wir unsere Fahrt im Car und zu Fuß gemacht haben, ist ein höchst elegantes Boot mit vier elegant gekleideten Ruderern und einem Bootsführer, von seinem Horne selber Bugle genannt, den Weg durch die Seen vom Hotel heraufgekommen und hat uns ein höchst köpfiges Lunch gebracht.

Nun geht es abwärts unter den Klängen des Bugle erst durch den vielgestaltigen oberen See, dann den gewundenen Fluß entlang, durch den Torc-See, bis wir in den unteren großen See einmünden, an zahlreichen Inseln vorüber, bald zwischen den Felsen auf engerer Wasserstraße, bald zwischen schönen Wäldern, bald in breiterem Thale. Immer wechselnd ist der Anblick, der sich schließt, dann wieder zur weiteren Aussicht sich öffnet. Als wir bei einer der schönsten Felsenpartieen, dem „Adlerhorst“ (Eagle's nest) angelangt sind, erwartet uns ein Photograph; wir legen an und unterwerfen uns dem Wunsche des Künstlers. Nach einigen Tagen erhielten wir auch in Dublin ein wohlgelungenes Stereoskop-

bild. Der denkbar schönste Anblick erfreute uns, als wir in den breiten unteren See durch die Glens-Bucht einfuhren. Was die Natur an Poesie zu schaffen vermag, das Schönste und Reizvollste, das überflogen wir mit einem Blick, und zur Natur gesellen sich Kunst und Geschichte, Gärten und Villen, Kirchen und Schlösser. Großartiges ist durchaus nicht vorhanden, selbst in den Bergen, die das Bild umrahmen, aber die intimen Reize dieses wundervollen Erdenflecks sind schwerlich irgendwo übertroffen.

Fast sind es dreißig Jahre, seit ich dieses Bild genossen habe, und noch heute ist es nicht verwischt; ich könnte es, wenn ich mir das zur Aufgabe vorgesezt hätte, schildern von Insel zu Insel bis hinunter zum berühmten, vielbesungenen Innisfallen, von Muckroß Abbey nach Roß Castle und die vorspringenden Halbinseln und die tiefeinschneidenden Buchten der östlichen Seite, welche wir an einem der nächsten Tage besuchten. Ich kann und will nur raten, wer in der glücklichen Lage ist, die Killarney-Seen besuchen zu können, sei es im Frühling, Sommer oder Herbst, der versäume es nicht, sich diesen Genuß zu verschaffen. Mir ist er von meinem Besuche als Erinnerung für Lebenszeit geblieben. Es ist auch keineswegs einsam dort trotz der von den großen Weltstraßen fernen Lage dieser Berge und Seen, die sich gewissermaßen den fernsten Winkel Europas ausgesucht haben. Von Dublin bringt uns die Eisenbahn in sechs Stunden dahin. Wir finden ein gutes Hotel und ohne Überfüllung eine gebildete, angenehme Gesellschaft, sei es von Engländern, sei es von Amerikanern, die, auf der großen Tour nach Europa begriffen, gern in Queenstown und Cork landen, sich den Genuß der Seen zu verschaffen.

Doch ich halte inne; fast wäre ich in meinem Enthusiasmus für Killarney Reisebeschreiber geworden, was ich ja in

diesen meinen Erinnerungen nicht habe sein noch werden wollen. Statt von der Natur, will ich lieber noch einiges von den Menschen mitteilen, wie es mir mehr zufällig in der Erinnerung geblieben ist.

Wer Volksstudien macht, auch der würde wohl, was die Irländer betrifft, sich in Killarney befriedigt finden. Hier sitzen noch die Gälern ungemischt mit Schotten oder Engländern, wie im Norden und Osten der Insel. Hier wird noch gälisch gesprochen, und das Volk trägt in seiner Physiognomie gälischen Charakter. Es giebt auch so etwas wie eine Volkstracht, aber sie ist weder alt, noch national irländisch; sie ist nichts als eine zur Karikatur gewordene Mode und noch dazu aus unserem Jahrhundert. Der Irländer, d. h. der Mann aus dem Volke, trägt einen schwarzen Frack mit kurzen Schößen, einen schäbigen „zerdetzten“ Cylinderhut, kurze Aniehojen, Strümpfe und Schuhe oder auch Stiefel. Mit dieser unteren Hälfte seines Anzuges reicht er noch in das vorige Jahrhundert zurück, die obere gehört dem unserigen an. Die Frauen haben gar nichts besonderes in der Kleidung. In der Regel zu arm zu einer nationalen Volkstracht, wie sie mannigfach noch und oft recht kostbar in anderen Ländern existiert, sehen Männer und Frauen aus, als ob sie die abgelegten, schäbig gewordenen Kleider vergangener Moden trügen. Es giebt ein komisches Bild, wenn man sie so, wie es häufig geschieht, Mann und Frau, vielleicht noch ein Kind dabei, zusammen recht innig vereint auf einem Esel reiten sieht, die Frau rückwärts, der Mann vorn, aus einer kurzen abgebrochenen Thonpfeife rauchend.

Trotz Armut, trotz der leidigen politischen und sozialen Verhältnisse, welche die Stimmung bis zu Haß und Mord aufgeregt haben, ist der Irländer nicht von seinem nationalen Erbteil, seinem Humor und Witz, verlassen. Irish fun ist

noch überall zuhause und macht das Leben in Irland so angenehm. Die Lustigkeit kann man auf der Straße finden beim Cabman, bei den gewöhnlichen Frauen, bei dem niedersten Mann aus dem Volke. In der Straße von Dalkey sah ich eine Frau, die einen Korb mit Gemüse auf dem Kopfe trug. Trotzdem tänzelte und tanzte sie die ganze Straße entlang und sang dazu: „I am not so young as I used to be some twenty years ago.“ (Ich bin nicht so jung, wie ich vor einigen zwanzig Jahren war.)

Von irländischer Herkunft ist auch die ihre eigene Armut verspottende Erzählung von dem Heringschmaus, bei welchem die Kartoffeln nur nach dem über dem Tische aufgehängten Hering gezeigt werden. Zwei andere kleine Geschichten, ebenfalls irländischen Ursprungs und irländischen Geistes und den großen Landsmann Wellington betreffend, will ich zur Charakteristik des irischen Humors an dieser Stelle nicht unterdrücken; sie verdienen weiter erzählt zu werden. Die eine spielt auf dem Schlachtfelde von Waterloo, das von einer englischen Familie unter Führung besichtigt wird. „Ist dies nicht der Platz“, fragt eine Dame, „wo Wellington jene berühmten Worte gesprochen hat?“ „Ja“, antwortet der Führer, „dies ist der Platz, aber die Worte hat er gar nicht gesprochen.“ Die andere hat zum Schauplatz ein Wachsfiguren-Kabinet, sagen wir Madame Tussaud. Auch hier ein Führer, der eine Gesellschaft von Alt und Jung von Figur zu Figur mit seinen Erläuterungen begleitet. „This is the Duke of Wellington and his horse“, worauf ein junges Fräulein die Frage stellt: „Which is the Duke of Wellington and which is his horse?“ „Just as you like, my pretty child“, lautet die Antwort, „you pay your money and you have the choice.“ (Welches ist der Herzog von Wellington und welches ist sein Pferd? — Wie es Ihnen beliebt, mein

schönes Kind, Sie zahlen Ihr Geld und Sie haben die Wahl.)

Fare well, Erin! Du schönes, grünes, lustiges und doch so trauriges Eiland, wo ich Glück und Liebe fand, ich seh' dich niemals wieder. Niemals wieder werde ich auf Sorrento grounds am Hügel von Killiney zwischen gelbem Ginster und roter Erica in glücklich träumerischer, selbstvergessener Ruhe liegen, die Blicke auf das besegelte Meer hinauszenden oder dem hochaufsteigenden Wogenschwoll an dem Felsenufer zusehen, noch die milde und doch kräftige Luft, die von der See herüberweht, einatmen. Niemals wieder werde ich deine schönen Kinder bewundern dürfen, ihren Scherzen lauschen und ihr helles Lachen hören. Fahre wohl, Erin! Ich liebe dich.

Dreizehntes Kapitel.

Eine Schweden-Fahrt.

„Wie kehrt das Bild vergangner Tage,
Berrauchter Stunden seliges Glück
Gleich einem Luftgebild im Hage
So oft und lieblich mir zurück!“

König, Karl XV.

Wandernd schreibe ich meine Erinnerungen nieder. Am Strande der Adria habe ich sie begonnen unter dem Rauschen der Meereswogen, die an das steinerne Ufer schlagen. Jetzt, da ich ein neues Kapitel anfangen, sitze ich vor den geöffneten Balkonthüren einer schönen Villa hoch über dem ewig blühenden Florenz. Meine Blicke schweifen über grüne mit Villen und Schlössern besetzte Höhen hinunter in das Thal des Arno, hinweg über das Häusermeer mit seinen Kuppeln und Thürmen, hinweg über die mit Städtchen und Ortschaften über-

fäete Ebene, die schon den Frühling atmet, zu schneebedeckten Bergen, die meinen Blick begrenzen.

So weit reichen meine leiblichen Augen. Aber die geistigen ziehen weiter und weiter. Sie überschreiten Alpenminen und Alpen, sie überschreiten die schönen Länder Österreichs, das mir ein zweites liebes Heimatland geworden ist, sowie das weite, ebene Deutschland, wo meine Wiege stand; sie überschreiten das Meer und haften erst hoch im Norden in einem langgestreckten, weiträumigen Schlosse, das eine große, auf Inseln und Anhöhen liegende königliche Stadt überragt.

Dieses Kapitel soll erzählen, was ich in Stockholm erlebte, für viele nichts Neues und Besonderes, ich muß es aber den großen und schönsten Erinnerungen meines Lebens zuzählen.

Es war in den ersten Jahren nach der Gründung des österreichischen Museums. Wir lebten und arbeiteten noch in jenem engen provisorischen Gebäude, dem Ballhause, das man, wohl im Gegensatz zu unseren Bestrebungen, den „Tempel des üblen Geschmacks“ nannte. Architektonisch verdiente es diesen Namen.

Eines Tages, da ich gerade mit Aufstellung neu angekommener Gegenstände beschäftigt war, trat ein Freund des Museums mit einem Briefe in der Hand zu mir. „Ich habe etwas für Sie“, sagte er mit freudig strahlendem Gesichte. Es war unser alter Herr von Friedland, der vom ersten Beginne unserer Anstalt sich eifrig und thätig um das Museum bemüht hatte, sodaß ich ihm wohl ein paar Worte widmen mag. Er war ein Schwager und Vetter Lassalle's, dessen Schwester er geheiratet hatte, aber loyal, konservativ, wie er war, stand er schlecht mit dem Agitator. „Wenn ich Präsident der deutschen Republik werde“, hatte ihm dieser oftmals gesagt, „bist Du der Erste, den ich hängen lasse.“ Es kam

freilich nicht dazu; der eine wie der andere starb, ehe die Drohung Zeit hatte, sich zu erfüllen. Lassalle starb zuerst, und Friedland folgte ihm nach mit Hinterlassung eines Sohnes, der wie eine Miniatur-Ausgabe seines Oheims aussah.

Herr von Friedland war ein eifriger Kunstfreund, aber mehr Freund als Kenner. Wo die Kunst anfang, da hörte gewöhnlich sein Verständnis auf. Doch ließ er sich beraten und kaufte auch, wo er des Guten sicher war. Das Museum beschenkte er mit einer Sammlung altfranzösischer Fayencen, welche Darcel für ihn ausgesucht hatte. Er wurde dafür Mitglied des Kuratoriums, eine Stellung, die der reiche Mann — er hatte sich sein großes Vermögen selber erworben — wohl zu verwerten wußte.

Der Brief, den er mir brachte, kam von Schweden. Der König, damals noch Karl XV., wünschte einen Katalog von seinen Kunstsammlungen und hatte dafür niemand in Schweden. In seinem Auftrage schrieb der Kammerherr Frederic von Dardel, Ober-Intendant der schönen Künste, mein späterer Freund, an Herrn von Friedland, der im Jahre zuvor Vertreter Österreichs bei der skandinavischen Ausstellung in Stockholm gewesen war, mit dem Ersuchen, ihm zu dieser Aufgabe jemand zu empfehlen. So kam dieser zu mir. Ich zögerte nicht, anzunehmen. Die Aufgabe war mir willkommen, meiner alten Neigung, neue Menschen, eine neue Welt, ein neues Leben zu sehen, ganz entsprechend. Allein es kam nicht so schnell zur Ausführung. Ein Jahr war ich selber zu leidend, um eine große Arbeit rasch und ohne Unterbrechung durchzuführen. Ich litt an permanentem Kopfweg und einem schlimmeren Leiden, an unbezwinglicher Schlaflosigkeit. Vergebens hatte ich in der Kaltwasser-Heilanstalt zu Wartenberg in Böhmen Heilung gesucht. Die Schlaflosigkeit war nur schlimmer geworden. Vinderung fand ich alsdann im See-

bade zu Wyck auf der Insel Föhr an der sanften geschützten Küste Schlesiens. Der Vinderung folgte die Besserung, so daß ich für den nächsten Sommer gerüstet war. Allein es paßte diesmal dem Könige nicht, da er allzu sehr von den Angelegenheiten der Verheiratung seiner Tochter mit dem dänischen Kronprinzen in Anspruch genommen war und doch die Katalogisierung selber mit mir durchführen wollte. Er war eben ein wirklicher Kunstfreund, ein Kenner und Liebhaber des Schönen, der seine Kunstfachen liebte und auch verstand.

Endlich im Jahre 1870 war kein Hindernis mehr, und ich machte mich im Frühling auf die Reise. Es war kein schöner Frühling, weder im Süden, noch im Norden. Er blieb kalt, unfreundlich, regnerisch bis zum Anfang des Monats Juni. Indessen das war kein Grund für mich, das viele Neue, das sich mir darbot, nicht voll und ganz zu genießen. Ein paar Tage weilte ich in Berlin bei meinem gleichstrebenden Freunde Grunow, dem Begründer des dortigen Kunstgewerbe-Museums, das noch in den ersten unsicheren Anfängen stand und später sich so bedeutend in seinen Sammlungen entfalten sollte. Es war damals noch das vorkaiserliche Berlin, dessen baldige außerordentliche Entwicklung auch noch nicht geahnt wurde. Ich hatte Berlin etwa zwanzig Jahre lang nicht gesehen und fand es ziemlich unverändert; als ich es aber zehn Jahre nach meiner Schwedenfahrt einmal wieder sah, war es zur großartig belebten kaiserlichen Weltstadt geworden.

Ich hatte mich nicht weiter aufzuhalten. Eine Fahrt von Stralsund über die graue Ostsee brachte mich nach Malmö, das flache Schonen zeigte mir wenig Auffallendes und Bemerkenswertes. Als es aber höher hinauf oder vielmehr tiefer hinein in Schweden ging, wurde es schon anders. Stunden-

lang ging es durch ein wahrhaft wildes Land. Mächtige erratiche Blöcke, aneinander und übereinander getürmt, bedeckten den Boden in schreckhafter Einsamkeit, umklammert von Baumwurzeln gewaltiger Fichten, die hier und da vor Alter umgestürzt waren und über und zwischen den Steinen moderten und zerfielen. Ihre Reste versanken in dem sumpfigen, moorigen Wasser, das zwischen dem Gestein samt Moos und Pflanzenwerk die Lücken ausfüllte. Keines Menschen Fuß schien diesen wilden Wald betreten zu haben, keine Art hatte hier Licht und Luft geschaffen, alles schien, wie es erwuchs und wieder erstarb, unberührt zur Natur zurückzukehren. Nur die Eisenbahn hatte ihren Weg gefunden und gebahnt, das Rechts und Links aber gelassen, wie es gewesen, das Werk der Urzeiten. Auf stundenweite Entfernung sah man wohl vereinsamt ein eisenrot angestrichenes Blockhaus mit blanken, weißumrahmten Fenstern, ein Beweis, daß dennoch Menschen in dieser Wildnis ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Es war nachmittags, die Sonne stand dicht über dem Horizont und schien nicht untergehen zu wollen, der erste Eindruck der langen nordischen Abende. Glühend warf sie ihre Strahlen in das Wirrsal dieses landschaftlichen Bildes.

Endlich wurde es Nacht, und der Zug hielt in Jönköping, um erst am frühen Morgen weiterzugehen: Der Vollmond war aufgegangen, sein Licht blitzte auf den leichten Wellen des Sees, ein kleiner Dampfer lag am Ufer, heizte und fuhr still, fast geräuschlos in die Nacht hinaus. Ich lag im Fenster, sah und träumte. War ich hoch im Norden an der Küste des Wettersees, oder vielleicht am Ufer des Comersees, oder an der Riva zu Venedig? Ich sollte in Schwedens Hauptstadt noch mehr an die Stadt der Lagunen erinnert werden.

Am nächsten Tage — es war ein sonniger Morgen — ging es weiter an den Seen und zwischen den Seen durch

ein reizloses Gelände. In der Ferne schoben sich in langen Linien Höhenzüge, einer hinter dem anderen; auch in der Nähe nichts, was man Berge nennen konnte; niedrige Felsen von Nadelholz überwachsen, Inseln in den Seen ganz dergleichen, graues, in kleinen krausen Wellen bewegtes Wasser, zur Abwechslung auch wohl ein durchsichtiger Birkenwald; Buchen und Eichen hatten längst aufgehört; keine Dörfer, keine Städte, wohl aber in weiten Fernen hier und da ein schloßartiger Herrensitz oder ein einsames Gehöft in Blockhausbau. Nachmittags des zweiten Tages war ich in Stockholm. Ich kann nicht sagen, daß ich Schweden, so weit ich es gesehen, irgend schön, reizvoll oder zur Lustreise einladend gefunden hätte, wohl aber in seiner Wildnis interessant und malerisch.

Man hat Stockholm das nordische Venedig genannt, und der Vergleich hat auch seinen guten Grund. Wie Venedig liegt die Stadt in ihrem Hauptteile auf Inseln. Das feenreiche Festland drängt sich hier im Ausflusse des Mälars-Sees eng zusammen, und wo die Enge am größten ist, da liegt ein Haufe von Inseln, zwischen denen die Strömung des Wassers ihren Weg zum Meere suchen muß. Sie hat aber noch einen ziemlich langen Weg bis dahin. Die Enge erweitert sich wieder zum Fjord, das Wasser umschließt größere und kleinere Inseln und findet zwischen den zahllosen kleinen Eilanden der Schären seinen Ausgang in die Ostsee. Dort also, wo die Ufer des buchtenreichen Mälars-Sees nahe an einander treten, liegt die Altstadt von Stockholm, dasjenige, was wir in Wien die innere Stadt nennen würden, auf der größeren Insel Staden, welche auch das Schloß trägt, gerade wie in Wien, wo ja auch die Vorstädte, die wir heute Bezirke nennen, Jahrhunderte lang den Gegenjaz gegen die „Stadt“ bildeten. Zahlreiche kleine Dampfer,

wie in Venedig die Gondeln und heute ja auch Dampfboote, bilden omnibusartig die Verbindung zwischen den Inseln, zwischen Land und Stadt, denn in den Fjords oder Viken fahren sie stundenweit hinaus zu den am Wasser gelegenen Landsitzen. Aber die Inseln fassen nicht die groß gewordene Stadt; diese dehnt sich nach beiden Seiten auf das Land hinaus, einerseits auf das steile Ufer der Nordseite, wo Palast an Palast des Adels aus der Beute des dreißigjährigen Krieges erbaut ist, andererseits auf die flache Südseite, wo sich die Stadt mit kleinen Häusern und schlechtem Straßenpflaster langsam, kaum merklich, in das Land verliert.

Da sind wir aber schon bei einem starken Unterschiede von der südlichen, in den Lagunen gelegenen Rivalin angekommen. Venedig hat kein Festland zur Ergänzung seiner unfesten Inseln, keine Felsen-Inseln, keine Höhen, von denen man Stadt und See überschaut wie vom Mosebacke oder von Hammers, ehemals Byströms Villa im Djurgorden, der die Stelle des Wiener Prater vertritt. Venedig hat auch keine Lindenalleen, wie sie noch die schwedische Hauptstadt kennt. Aber Venedig hat ein anderes, was für das Künstlerauge mehr sagen will, es hat seinen tiefblauen italienischen Himmel, es hat sein glänzendes, alles verklärendes Licht, es hat Duft, Glanz und Farbe. Schauen wir nur in den tiefsten Winkel einer Lagune hinein, aus der altes, geschwärztes Gemäuer emporsteigt: das Licht fällt hinein, und es glänzt und blitzt darin — überall ein Vorbild, ein Reiz für den Maler. Nun aber erst die Prachtpaläste mit ihrem reichen Spiel der Linien und Ornamente, vergoldet von den Gluten der Abendbeleuchtung oder im silbernen Licht des Morgens, wie sie Canaletto gemalt hat, hier tiefe Schatten, dort helle Lichter im Kontrast, scharfe Kanten und weiche Fernen.

Von all dem, was unser Auge in Venedig immer neu

entzückt, keine Spur in Stockholm. Ein ewig grauer Himmel, selbst am schönsten Sommertage. Alles ist grau oder grau überschummert. Sehe ich in das Wasser, erscheint es farblos grau, blicke ich in die Ferne, so hüllt sie sich in grauen Dunst, betrachte ich das Grün der Bäume, so erscheint auch das grau im Vergleich zum deutschen Walde. Weder der Frühling, noch der Sommer, die im Juni zu gleicher Zeit kommen, machen einen Unterschied. Nur die Nächte tragen ein anderes Gesicht, die Nächte, wenn die Zeit schon dem Sommer entgegeneilt und die Sonne im hohen Norden nicht mehr untergeht. Alsdann, wenn die Sonne spät abends versinkt, um ihren Weg weiter in geringer Tiefe unter dem Horizont zu nehmen, dann leuchtet alles auf in krystallhellem Lichte; Formen, Linien zeigen sich mit einer Schärfe und Klarheit, daß man sie zeichnen könnte. Ich bemerkte das zum erstenmale — es war gegen Ende Mai — als ich eines Abends vom Theater kam und dem Schlosse zuschritt. Der mächtige, hoch und breit daliegende Palast wie nicht minder die steile, mit Häusern bedeckte Wand des Mosebacken erstrahlten wie mit eigenem Licht. Ich sah und betrachtete nicht ohne Verwunderung und Entzücken das Schauspiel.

Noch größeren, mehr magisch seltsamen Reiz bot mir die Juni-Nacht auf dem Lande. Ich wohnte im Schlosse Ulriksdal so, daß ich einen tief eindringenden Meeresarm, der einem breiten Flusse glich, zu meinen Füßen hatte. Der Fjord kam zwischen bewaldeten Anhöhen heraus und zog gewissermaßen mir entgegen, um vor dem Schlosse mit einer Biegung wieder abzulenken. Ich über sah ihn also eine gute Strecke. Wenn um Mitternacht — ich wohnte gerade gegen Norden — der Horizont wieder aufleuchtete, stand ich auf, denn ich konnte in den hellen Nächten nicht schlafen, und setzte mich ans Fenster. Kein Lüftchen regte sich, es war



feierlich still, alle Nächte, eine wie die andere. Die Wälder lagen, da das Licht hinter ihnen stand, wie in tiefem Schatten, aber das stille Wasser war spiegelblank und glänzend wie Stahl. So im Vordergrund. Weiterhin aber, wo der Fjord sich im Schatten der Wälder zu verlieren schien, stiegen leichte weiße Nebel auf, nicht wie ein formloser Dunst, sondern wie Gestalten mit langen, weißen Gewändern, die sie in das Wasser tauchten. Langsam schwebten sie über den dunklen Spiegel dahin, von einem Ufer zum anderen, und, wieder umkehrend, wie mit der Schleppe immer im Wasser. Das sind die Nixen der Sage, die Wassergeister, die der Tiefe entsteigen und nächtlich in dieser seltsam magischen Beleuchtung ihren Tanz ausführen in lautloser, getragener Bewegung, nicht im Wirbel des Sturmes, einem sanften, nicht merkbaren Luftzuge gehorchend. Allnächtlich, wachend und doch träumerisch erfreute ich mich des Schauspielles, bis ich endlich, des Wachens müde, das Zimmer verfinsterte und fortan die Mitternacht verschlief. Der Eindruck ist mir aber geblieben, und ich kann ihn, wenn ich will, in aller Lebhaftigkeit wieder hervorrufen, sobald ich die Augen schließe. Es ist eines der anziehendsten Bilder in meiner Sammlung von Erinnerungen.

Ich fand den Frühling in Schweden rau, kalt und regnerisch. Der Mai ging hin, aber der Frühling wollte nicht kommen. Es war bitter kalt und wir alle in Pelze gehüllt, als wir mit Ende Mai den Aufenthalt in der Stadt mit Ulriksdal vertauschten. Aber bald nach dem Anfang Juni kommen Frühling und Sommer fast zugleich. Schöne und warme Tage folgten einander, und binnen kaum einer Woche waren die Gärten grün und die Wälder belaubt, so viel als es eben Laubbäume in ihnen giebt. Und doch war es kein Frühling wie bei uns. Die Erde duftete nicht, die Blumen blühten nicht und die Vögel sangen nicht. Es

war still und schweigend im Walde; es fehlte die Poesie des Frühlings.

Sobald ich im Schlosse mich heimisch gemacht hatte, den Tag nach meiner Ankunft, begann ich auch meine Arbeit, einen Zettelkatalog, den ich ganz nach dem Muster einrichtete, wie wir ihn am germanischen Museum in Nürnberg gearbeitet hatten. Die Kunstsammlungen des Königs, die heute dem Staate Schweden durch Vermächtnis gehören, bestanden, räumlich getrennt, aus zwei Abteilungen, von denen die eine sich im Stockholmer Schlosse befand, die andere, größere, auf dem Landsitz Ulriksdal. Der König bewohnte für seine Person eine größere Reihe niedriger Gemächer in Mezzanin, die ihm schon als Kronprinz zur Wohnung gedient hatten. Hier hatte er sich höchst behaglich und künstlerisch eingerichtet — war er doch selber ein anerkannter Landschaftsmaler — und seine Kunstsachen dienten zum Schmuck wie zum Gebrauche. Der Stock der ganzen Sammlung war deutsch und war auch als ein Ganzes aus Nürnberg gekommen. Hier befand sie sich noch, als ich nach Nürnberg kam, im Besitze eines Antiquars, wanderte aber damals schon nach Schweden, angekauft von einem Herrn in Stockholm, der durch ihre Ausstellung ein Geschäft zu machen hoffte. Das Unternehmen mißlang, und König Karl, damals noch Kronprinz, kaufte die ganze Sammlung, die er danach reich vermehrte. Sie bestand aus Gegenständen, wie wir sie heute in den Kunstgewerbe-Museen sammeln, aus Möbeln, Porzellan und Fayencen, Arbeiten aus Silber, Eisen, Zinn, aus Elfenbein, aus Holzschnitzereien, aus zahlreichen Krügen und anderen Trinkgefäßen, kurzum aus Gegenständen, die ehemals im vornehmen und wohlhabenden Hause zum Gebrauche gedient hatten. Der König gab sie größtenteils, insbesondere die Möbel, ihrem Gebrauche wieder zurück und schuf sich damit gerade kein königliches

aber ein edles, höchst anmutendes Heim, sowohl in den kleinen Gemächern des Stadtschlosses wie draußen in Ulriksdal. Alles in allem zählte mein Katalog, als er fertig war, über dreitausend Nummern.

Nicht leicht ist mir die Zeit bei einer Arbeit angenehmer verfloßen. Der König hatte mir einen Hauptmann von Snorring beigegeben, der etwas von der Welt gesehen hatte und viel Erfahrung besaß, sowohl zur Hilfe bei der Arbeit wie zur Gesellschaft. Helfen konnte er mir zwar wenig, da er nichts von der Sache verstand, aber er war mir auf allen Wegen und Gängen ein angenehmer und wohlunterrichteter Begleiter, durch den ich mich schnell in schwedische Personalien hineinfand. Mehr Hilfe war mir der König selber, der gewissermaßen mitarbeitete. Wir saßen in einem kleinen, mit Goldtapeten bekleideten Zimmer. Der König brachte mir die Gegenstände, die in der Reihe seiner Gemächer zerstreut standen; er rauchte seine Pfeife dabei, wir plauderten über den Gegenstand, den wir zur Hand hatten, verloren uns auch wohl in archäologische Kunstgespräche, und ich schrieb nieder, was zu schreiben war. Ab und zu kamen die Herren des Hofes, dann fremde Herren, mit denen der König sich für eine Weile zurückzog. Es war gerade eine Kabinettskrisis eingetreten, und so ging es recht lebendig her; alle, die zur Besprechung kamen, mußten unser kleines Arbeitszimmer passieren. Da kam es denn auch vor, daß ich meine Arbeit unterbrach, um dem feierlichen Schluß des Reichstages beizuwohnen, der in einem Saale des Schlosses vor sich ging. Kurz vorher, da ich noch bei der Arbeit war, hatte mir der König Krone und Zepher gebracht, und wir besprachen Kunst und Herkunft derselben. Ich hielt beide für Prager Arbeit, von den Goldschmieden Kaiser Rudolfs angefertigt, denn dessen in der Wiener Schatzkammer befindlichen Kron-Insignien

glichen sie vollkommen in der Gold-Emailtechnik sowie in der Zeichnung der Ornamente. Bald danach sah ich denn die Krone auf dem Haupte des Königs, neben ihm seine beiden Brüder, Oskar, den jetzigen König, und den Prinzen August. Es war für mich ein gar neuer und seltener Anblick. Eine Fülle wahrhafter Charakterköpfe füllte den nicht sehr großen Saal im Schlosse. Der König und die Prinzen, alle drei mit Kronen geschmückt, mit Hermelin und Purpur bekleidet, mit ihrer braunen, dunklen Gesichtsfarbe märchenhaften Mohrenfürsten gleichend, die Trabanten bekleidet und bewaffnet wie die wohlbekanntenen Soldaten Karls XII., mit hohen Stiefeln und Stulphandschuhen und lichtblauer und gelber Uniform. Der Akt war kurz und feierlich. Als es vorüber war, ging ich wieder an meine Arbeit.

Was ich im Schlosse zu verzeichnen hatte, waren etwa 400 Gegenstände, meist Silber, Elfenbein und Email. Über die reichen Waffen bestand bereits ein Katalog. Als ich mit den Zimmern des Königs fertig war, beschrieb ich auch die wenigen Gegenstände, welche sich noch in den Gemächern der Königin befanden. Zur Zeit, da die Überfiedlung nach Ulriksdal stattfinden sollte, hatte ich im Stadtschlosse alles vollendet.

Ich hatte hinlänglich Zeit gehabt, mich in Stockholm umzusehen, auch meine Spaziergänge über die Grenzen der Stadt auszudehnen. Des Abends war ich fleißig in der Oper, wo mir der König eine Loge zur Verfügung gestellt hatte. In der Stadt gab es außer Schloß und Sammlungen nicht viel für mich zu sehen. Das Schloß, das fast gar keinen architektonischen Schmuck zeigt, imponiert durch seine Verhältnisse, seine langgedehnte Front und durch seine hohe, glückliche Lage auf der Hauptinsel in der Mitte, vermöge welcher es, von wo immer gesehen, überragend die Stadt beherrscht. Es war erbaut in jener Zeit der Palast-Architektur (um das

Jahr 1700), da die Architekten, die italienischen voran, mit riesigen Verhältnissen zu rechnen verstanden. Auch das Innere scheint des Schmuckes nicht allzu viel gehabt zu haben, und was es besaß, war im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts wieder vernachlässigt, in der Zeit der grauen Tünche sogar überstrichen worden. Erst Karl XV., der mich selber in allen Räumen herumführte, konnte mit Stolz sich rühmen, auch den Schmuck wieder erweckt zu haben.

Obwohl ich in den Dingen der Ausgrabungen nicht Spezialist bin, interessierten mich doch im Museum die prähistorischen Altertümer, an denen ja das schwedische Museum neben dem dänischen Ruhm und Reichtum besitzt. Ich lernte dort noch den Vorstand, den alten Hildebrand, so zu sagen eine prähistorische Berühmtheit, kennen. Freundlichst wurde ich von Herrn Hammer aufgenommen, dem Besitzer der schönen Villa Byström im Djurgorden, von deren Felsenhöhe man die schönste Aussicht über Stockholm genießt. Seine kolossale Sammlung schwedischer Fayencen und anderer Kunstgegenstände wurde vor einigen Jahren in Köln versteigert. Ich habe sie noch in ihrer Vollständigkeit gesehen und nahm auch einige Fayencen als Geschenk für unser österreichisches Museum mit. Eine besondere Freude bereitete mir die kleine, aber höchst auserlesene Sammlung des Grafen Bjelke von Kunstgegenständen des sechzehnten Jahrhunderts. Der alte Herr galt für völlig unzugänglich, und selbst die Majestäten hatten Mühe gehabt, seine Sammlungen zu Gesicht zu bekommen, kaum jemals einer der Herren des Hofes. Mir half der Ruf des Kunstfreundes und Kunstschriftstellers. Durch Vermittlung des damals dienstthuenden Kammerherrn, des Grafen Douglas, erhielt ich nicht bloß Zutritt, sondern selbst die Einladung zum Besuche. Graf Bjelke kannte meinen Namen und was ich bis dahin geschrieben hatte; er hielt auch die „Mit-

teilungen“ des österreichischen Museums und war sohin mit unseren Bestrebungen wohlbekannt. Ich stand daher alsbald mit dem lieben, feinen alten Herrn auf bestem Fuße. Ein paar Stunden vergingen rasch, und ich mußte versprechen, vor meiner Abreise von Stockholm wiederzukommen, was ich denn auch that. Diese liebenswürdige Aufnahme machte bei Hofe nicht geringes Aufsehen.

Der Besuch beim Grafen Bjelke ist mir noch in anderer Weise bedeutungsvoll geworden, ich kann wohl sagen, ein wenig selbst für Schweden. Ich sah dort zum erstenmale einige nationale Gewebe, Stoffe zur Bekleidung oder Bedeckung, Arbeiten des Hausfleißes, die mich durch ihre Schönheit und Eigentümlichkeit frappierten. Ich ging der Sache weiter nach, erwarb selbst einige Stücke, was nicht ohne Schwierigkeit geschah, da alles von den Frauen nur für den eigenen Bedarf gearbeitet wird und nichts in den Läden käuflich zu haben ist. Mit Hilfe Knorrings kam ich zu meinem Besitz. „Wo kann man das haben?“ fragten wir ein dalefarlisches Mädchen, auf ihren schürzenartigen Kleideinsatz weisend. „Das bekommt ihr nicht“, war die Antwort. Sie erzählte dann aber weiter, daß ihre Schwester in Karlsberg (in der Nähe Stockholms) ein paar neue Stücke besäße, die sie vielleicht hergebe. Und so geschah es; für vier Kronen führte ich meine Beute heim. In Wien benützte ich diese meine textilen Studien zu einem Aufsätze in den „Mitteilungen“ des österreichischen Museums, in welchem ich darauf hinwies, wie man in dieser unserer ornamenthungrigen Zeit jene originellen Gewebe für das moderne Haus verwerten könne. Der Aufsatz wurde in Schweden übersetzt und in einer Zeitung abgedruckt, ohne mein Wissen und Zuthun. Er erregte die Aufmerksamkeit verschiedener einflußreicher und intelligenter Damen, die, den ausgesprochenen Gedanken verfolgend, einen

Verein zu seiner Durchführung bildeten. Heute ist der Verein („Freunde der Handarbeit“), der seinen Sitz in der Hauptstadt hat, mit Filialen durch ganz Schweden verbreitet. Seine Arbeiten haben wir zweimal in Wien gesehen, einmal im Museum und dann auf der Weltausstellung im Jahre 1873. kaum drei Jahre nach seiner Gründung wagte sich also der Verein schon auf die internationale Völkerkonkurrenz. Hier hat ein gesunder Gedanke einmal einen gesunden und fruchtbaren Boden gefunden. Ich schätze die Ehrenmitgliedschaft des Vereines sowie das schöne von Fräulein Gisbert entworfene und in Aquarell ausgeführte Diplom zu meinen liebsten Errungenschaften.

Schloß Ulriksdal, der Lieblingswohnsitz Karls XV., ist zu Fuß etwa in anderthalb Stunden zu erreichen, zu Schiff in einer halben. Gelegen am Edsviken (Fjord), der sich unterhalb Stockholms meilenweit einem Flusse gleich ins Land hinein erstreckt, gewährt es vom Wasser her einen freundlichen Anblick; auf der anderen Seite schließen bewaldete Höhen den Park ein. Architektonisch ist es ohne Bedeutung, ein ursprünglich roter, nun übertünchter Backsteinbau mit zwei nach der Gartenseite vortretenden Flügeln. Dagegen hat der König mit Hilfe seiner Kunstsammlungen das Innere eben so künstlerisch reich wie behaglich gestaltet. Ritteraal, Speiseaal, die Trinkstuben, deren mehrere vorhanden, enthielten vorzugsweise die Gegenstände, welche ich zu verzeichnen hatte. Insbesondere wirkten die mit Goldledertapeten bekleideten und mit manchem zinnernen Kunstkrüge ausgestatteten Trinkstuben höchst einladend. Von solcher Einladung wurde auch nach der Tafel gar reichlicher Gebrauch gemacht. Hier befanden sich auch kostbare Thüren von eingelegter Arbeit, die einst für das Schloß des berühmten Kanzlers Örenstjerna in den Niederlanden gefertigt worden.

Das Leben in Ulriksdal war wohl ein anderes als in der Stadt. Wir waren wirklich auf dem Lande. Dort in der Stadt hatten Uniformen und ein gewisses Hofzeremoniel geherrscht, in Ulriksdal höchstens zur Tafel der Frack und schwarze Cravatte, sonst die gewöhnliche Tages- und Sommertracht. Uniformen sah man nicht, selbst bei festlicher Veranlassung, wie bei einem Diner zu Ehren eines neuen Gesandten und des neuen Ministeriums. „Sind wir nicht wie eine Edelmanns-Familie auf dem Lande?“ fragte der König. Es war wirklich so, und zwar in doppelter Beziehung, einmal wegen der einfachen Lebensweise, dann wegen des freundschaftlichen Verkehrs, der unter allen Angehörigen des Hofes herrschte. Der König hatte dafür gesorgt, auf dem Lande nur diejenigen Herren um sich zu haben, denen er am meisten in Freundschaft zugethan war, zum Teil schon als Kameraden aus seiner kronprinzlichen Militärzeit. Ebenso hatte sich die Königin mit munteren und hübschen jungen Damen umgeben, von denen ein paar nur als Gäste da waren.

Der König ging allen in Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit des Verkehrs voran. Imponierend in seiner Erscheinung, groß, stattlich und eisenstark, von ausgeprägter Physiognomie, hatte er doch nichts Aristokratisches in seinem Wesen, wollte es auch nicht haben. Den Adel hatte er wegen der Verfassungs-Änderung größtenteils gegen sich, dafür war er wahrhaft populär. Seine reiche Begabung und vielseitige Bildung, sein Geist und Witz hätten ihn in jedem Stande und Beruf als bedeutenden Menschen erscheinen lassen. Er war mit Eifer Regent und Staatsmann, er war Soldat und Militär-Schriftsteller, er war Dichter und Maler und verständnisvoll für jeden Zweig der Kunst, er war Landwirt mit Passion und hatte seine Musterwirtschaft in der Nähe von Ulriksdal auf einem Gute, genannt Schweden. Wie seine

Brüder liebte er die Musik, sang gern im Quartett mit vorzüglichem Baß, während sein Bruder, der jetzige König Oskar, einen wohlklingenden und geschulten Tenor besitzt. Ich habe beide einmal Lieder singen gehört, die von ihrem damals bereits verstorbenen Bruder Gustav komponiert waren, während die Königin sie auf dem Klavier begleitete, wohl ein seltenes Ereignis in einer Königsfamilie. Den Prinzen Oskar, der damals bereits abwesend war, sei es im Sommeritz Drottningholm, sei es im Süden, habe ich nur ein paar mal gesehen; seine Gemahlin befand sich die ganze Zeit in Deutschland. Öfter sah ich den (nunmehr auch verstorbenen) Prinzen August, den jüngsten der Brüder, der an populärem Wesen noch den König übertraf, während Prinz Oskar im Rufe aristokratischer Neigungen stand. Man erzählte von den Brüdern eine kleine Geschichte aus der Knabenzeit, die für den Unterschied der Charaktere mir zu charakteristisch erscheint, um sie nicht wieder zu erzählen. Es war zu Lebzeiten des alten Königs Oskar. Der König war verreist gewesen und spät zurückgekommen. Am nächsten Morgen kamen die Söhne, sich zu erkundigen. „Ist der Papa schon da?“ fragte Prinz August. „Ist der König schon zurückgekommen?“ lautete die Frage des Prinzen Karl. „Ist Seine Majestät schon gekommen?“ war die Frage des Prinzen Oskar.

Unter den Herren, welche damals mit mir die Zeit in Ulriksdal verlebten, durchaus lebenswürdige und gebildete Menschen, die mir den Aufenthalt so angenehm machten, will ich nur den Kammerherrn Friedrich von Dardel nennen, dessen Dienst der König — denn die Herren wechselten monatlich — meinetwegen für Ulriksdal aufgespart hatte. Dardel, ehemals Offizier und besonderer Freund des Königs, war als „Oberintendant der schönen Künste“ die wichtigste Person für alle Kunst-Angelegenheiten in Schweden. Voll Geist und Witz,

verstand er sich gründlich in den Dingen der Kunst, zeichnete und malte und wußte mit wenigen Strichen in leichten Karikaturen den Charakter der Personen zu treffen. Ich bewahre noch liebe Angedenken dieser Art von seiner Hand, darunter ein Aquarell, welches die gesamten Herren und Damen der Ulriksdaler Gesellschaft darstellt. Von gleichem Interesse erfüllt, waren wir bald befreundet. Das Glück wollte es auch, daß wir uns in den folgenden Jahren öfter wiedersehen, da Dardel regelmäßig als Vertreter der schwedischen Künstler zu den großen Ausstellungen kam. So sahen wir uns in Wien 1873, dann in London, von wo wir zusammen eine kleine Reise nach Holland machten, sodann in Paris 1878, wo auf einem Spaziergange ein fürchterliches Gewitter, das plötzlich über uns kam, uns trennte, um uns nicht wieder zu sehen.

Unsere jungen Damen am Hofe waren echte Schwedinnen, nach ihrer äußeren Erscheinung wie nach dem heiteren Temperament, wenigstens zwei derselben, die dritte bildete eine Ausnahme nach dem, was ich als Eigentümlichkeit der Schwedinnen gefunden habe. Ich fand die Schwedinnen eher klein als groß, zierlich, blond von Haaren, weiß und rosig im Teint, blau von Augen. So jene zwei jungen Damen, zwei Schwestern, Fräulein von Braunerhjelm, beide von äußerst zierlicher Erscheinung und von heiterem, oft bis zur Lustigkeit gesteigertem Temperament; die dritte dagegen, Gräfin Sparre, meine gewöhnliche Tischnachbarin bei der Tafel, war brünett in Augen, Haaren und Gesichtsfarbe, dunkel wie eine südliche Italienerin. Wie denn die Schweden sich wohl als die Franzosen des Nordens bezeichnen, so glaubte man Französinen des achtzehnten Jahrhunderts, Dämchen von den Bildern Watteau's oder Pater's zu sehen, wenn sie in der kurzen, leichten Sommerkleidung, wie sie damals Mode war

(1870), das Blumenhütchen vorn auf der Stirn, im Garten einhergingen.

Eine andere Ausnahme lernte ich bei einer besonderen Gelegenheit kennen. Der ganze Hofstaat, zu dem ich damals auch gerechnet wurde, war zu einem Diner vom Prinzen August geladen worden, der in dem unweit gelegenen Schlosse Haga, dem schwedischen Klein-Trianon, seine Sommerresidenz hatte. Die Tafel des Prinzen August erfreute sich eines ausgezeichneten Rufes, und es gab große Freude in Ulrikssdal und, wie ich sagen muß, selbst unter den Damen. Bei der Tafel befand sich auch eine Gastin, eine junge Gräfin Lagebjelke, von höchst eigentümlicher Schönheit, überhaupt eine der schönsten Frauen, die mir je vor Augen gekommen sind, groß und schlank, blütenweiß, wie man heute sagt, ohne eine Spur von Röte, glänzend schwarz von Haaren. Sie war so auffallend, da sie doch einer alten schwedischen Familie angehörte, in ihrer ganzen Erscheinung, so ganz im Gegensatz gegen schwedische Art, daß ich meine Bemerkung darüber nicht unterdrücken konnte. Ja, hieß es, das hat auch seine besondere Ursache; vor zweihundert Jahren ist ein Tropfen jüdisches Blut in die Familie gekommen. Die schöne Dame hatte nicht allein meine Aufmerksamkeit erregt. Als wir nach der Tafel, die Herren nämlich, wie es schwedische Sitte ist, in der Trinkstube beim Punsch vereinigt waren, fehlte wider Gewohnheit der König. Endlich kam er und sagte: „Ich habe ein Gedicht auf die Gräfin Lagebjelke gemacht!“ Er las es dann vor und überlegte es mir in deutscher Prosa. Auf meine Bitte schrieb er es nieder, und ich brachte das Gedicht sogleich in deutsche Verse. Gedruckt ist das Gedicht nicht, sicherlich nicht in meiner Übertragung. Die gefeierte Schönheit erhielt das Gedicht zugleich in beiden Sprachen schwedisch und deutsch. Hier ist es:

„Nicht Worte liehest du dem Barden,
Und doch hör' ich der Saiten Klang,
Dein Bild nur ist's, das elfenartig
Vor seinem Dichteraug' entsprang.

Im Herzen Sonne, Sonn' im Blicke,
Läßt du der Blumen Brand erglühen,
Und läßt den Tau der Rosenknoipen,
Des Diamanten Funken sprühen.

Du tanzezt wie die leichte Sylphe,
Dich sonnend auf des Lebens Wellen,
Doch nahe nie des Unglücks Wolke
Und löse deiner Thränen Quellen.

Und prächtig wie des Nordens Sonne
Erleuchtet die Johannismacht,
Weckt deine Schönheit in dem Dichter
Der Worte und der Töne Macht.“

Von diesem Mahle bei dem Prinzen August, das sich zu einem ziemlichen Symposion gestaltete, will ich noch eines anderen Umstandes gedenken. Mitten während der Tafel schickte mir der Prinz in seiner Liebenswürdigkeit, den Gast aus der Fremde nicht zu vergessen, durch einen Diener ein Glas braunen Bieres mit dem Ersuchen, es zu kosten (ich hatte es vorübergehen lassen), es sei zweihundertfünfzig Jahre altes Bier. „Dummes Zeug, zweihundertfünfzig Jahre!“ äußerte neben mir nicht gar höflich der alte Baron Blixen-Fineke, damals dänischer Gesandter. Ich faßte die Sache historisch auf. „Das haben Ihre Vorfahren gewiß im dreißig-jährigen Kriege mit den vielen Kunstgegenständen ebenfalls aus Böhmen mitgenommen; die Zeit stimmt“, wendete ich mich an meine Nachbarin zur anderen Seite. Natürlich leerte ich das Glas, dem Prinzen dankend. Es war ein starkes Bier, etwa wie Kulmbacher, hatte aber sonst nichts besonderes im Geschmack. Die zweihundertfünfzig Jahre lasse ich dahingestellt. Wer weiß es?

Die Tage flossen angenehm und schnell unter Arbeit und Vergnügen dahin. Ich arbeitete flott, denn ich hatte zwei- bis dreitausend Gegenstände zu bewältigen und wollte doch nicht den ganzen Sommer in Schweden zubringen. Um zwölf Uhr war Pause. Das Dejeuner vereinigte die ganze Gesellschaft von Herren und Damen mit Ausnahme der Majestäten. Um vier Uhr folgte die Tafel, wonach der Kaffee, wenn das Wetter günstig war, im Garten genommen wurde. War das Wetter schlecht, so ging es zur Trinkstube oder zur Regelbahn. Als die schönen Tage begannen, wurde regelmäßig ein Ausflug gemacht, meist zu Wasser, seltener zu Wagen. Er begann um sieben Uhr abends. Die langen hellen Tage des Juni erlaubten die späte Stunde. Alsdann lagen am Landungsplatze zwei seltsame Schiffe, das eine die Gesellschaft aufzunehmen, das andere Diener und Souper nachzuführen.

Diese blau angestrichenen Schiffe waren den alten nordischen Wikinger-Schiffen nachgebildet. In der Mitte erhob sich für die hohen Herrschaften eine Art Kastell, das rings von Schildern umhängt war; unten saßen die Ruderer oder wer von den Herren oben nicht Platz hatte. Das eine der Schiffe war vorn in Gestalt eines Ebers gebaut, das andere in der eines Drachen; man hieß sie aber gemeinlich — nicht eben hofmässig — das Schwein und die Sau. Langsam glitt das königliche Schiff über die spiegelblanke Fläche des Edsviken hinein zwischen die bewaldeten Ufer, die zahlreich mit Villen besetzt sind. Auf dem Schiffe ging es meist lebhaft zu. Man hörte Lachen, auch wohl Gesang und Musik. Nach einiger Zeit wurde gelandet und ein Spaziergang durch den Wald gemacht. Währenddessen hatte auch das zweite Boot — sagen wir höflicher als die Hofleute der „Drache“ — seine Fahrt gemacht und an bestimmter Stelle

seine Ladung gelöscht, d. h. das Souper ausgeschifft. Die Diener hatten einen Tisch aufgeschlagen, Feuer gemacht, Kartoffeln gekocht und das Wasser für den Thee bereitet. So wurde denn das Abendessen — wechselnd immer an anderem Platz — zu abendlich später Stunde regelmäßig im Freien unter frischer Heiterkeit eingenommen. Der Rückweg geschah in gleicher Weise, wie wir gekommen waren. Es war wunderschön auf dem stillen, noch hell beleuchteten Wasser. Um zehn Uhr oder etwas später waren wir wieder auf dem Schloßhofs, empfangen Briefe oder Zeitungen, die mittlerweile gekommen waren, und sagten gute Nacht.

Einstmals — es war kein schöner Tag gewesen — hatten wir einen Ausflug zu Wagen gemacht und kamen, heimkehrend, spät abends durch einen Wald, in welchem eine Batterie, die sich auf Übung befand, bivouakierte. Wir machten Halt, stiegen aus, und dem Könige machte es Vergnügen, mir seine Soldaten vorzuführen. Ich mußte von ihrem Brot essen, von ihrem Schnaps kosten und die Strammheit ihrer Glieder und Haltung bewundern, was ich denn auch ehrlich that und thun konnte. Dann fragte mich der König, ob ich Lust habe, ein Manöver mitzumachen: es werde gerade am nächsten Montag eines stattfinden; ich müsse aber gefaßt sein, daß ich nur Soldatenkost bekomme. Natürlich bejahte ich mit Vergnügen, worauf der König unseren Freund Dardel ersuchte, mich zu begleiten. Als die Königin hörte, was beschlossen war, verlangte sie auch dabei zu sein, und so geschah es denn, daß am Montag früh morgens sich der ganze Hof, wie er in Ulriksdal versammelt war, Herren und Damen in vier Wagen auf die Fahrt machte. Der König war schon abends vorher mit seinen Adjutanten fortgeritten, um mit den Truppen zu bivouakieren. Wir hatten gut dreistündige Fahrt und fuhren durch hübsches Gelände von schwedischer

Art, meist bewaldete Hügel, bis wir bei Erstavik an eine Bucht des Meeres kamen. Von hier ging es eine kleine Strecke wieder ins Land hinein, bis zu einer Stelle, wo die Höhen eines flachen Thales enger zusammentraten. Hier sollte das Hauptgefecht stattfinden, hier hatte die schwächere Partei, welche die Verteidigung bildete, Posto gefaßt, und hier nahmen auch wir unseren Stand gerade inmitten auf einem Steine, der von einigen Bäumen umgeben war. Bald hörten wir auch vom unfernen Walde her die Schüsse fallen, und die Schlacht rauschte heran. Das alles lief soweit planmäßig ab. Was uns, die Zuschauer, betraf, so nahm die Sache aber eine unerwartete, höchst komische Wendung. Aufgeschreckt durch den Lärm, rannte eine Kuhherde vor dem im Sturme herankommenden Feinde daher, gerade auf uns zu, über unseren flachen Felsen hinweg. In größter Panik stoben wir alle auseinander, Damen wie Herren, ein jedes Schutz suchend hinter einem Baum oder wie sonst; die Kühe hatten keinen Respekt. Den Kühen folgten dann die Reiter- scharen und die Artillerie. Kaum daß wir uns vom Schrecken erholt hatten, war das auch alles schon vorbei. Aber als bald wurde auch das Gefecht abgebrochen, und Freund und Feind lagerte sich auf dem grünen Rasen gemeinsam zum Abkochen. Wir machten noch einen Spaziergang zu einem nahen Schlosse, und als wir zum Lagerplatz zurückkamen, war die Tafel gedeckt. Ein Tischtuch war über den Boden gebreitet, und wir lagerten uns rings dazu. Die Soldatenkost, die mir angedroht war, bestand aber in allem Guten, was eine königliche Küche und ein königlicher Keller, nicht eine Kantine, nur zu bieten vermag. Trotz der Kälte, die etwas empfindlich wurde, fehlte es nicht an Lustigkeit sowie an wärmenden Getränken, noch an Champagner. Als das Mahl beendet, fuhren wir wieder nach Ulriksdal zurück, allseitig befriedigt von der gelungenen Fahrt.

Solcher Ausflüge, welche die gewöhnlichen Tage angenehm unterbrechen, gab es noch mehrere, so z. B. eine Sonntagsfahrt auf einem kleinen Kriegsdampfer, den der König zu benützen pflegte, nach dem berühmten alten Schlosse Gripsholm, das so viele und auch blutige Ereignisse der schwedischen Geschichte gesehen hat. Der König war so lebenswürdig, mich selbst von Zimmer zu Zimmer zu führen und die Erinnerungen mitzuteilen, welche sich daran knüpften. Ich will davon nicht weiter erzählen. Die Tage von Ulriksdal verfloßen in der denkbar angenehmsten Weise, wie ich es nur hätte wünschen und erwarten können. Indessen, wer nicht für den Hof geboren und an den Hof gewöhnt ist, wird sich dort wohl immer wie in einer Art Gefangenschaft vorkommen. Auch ich hatte dieses Gefühl immer stärker und stärker, und oft und oft kam mir der Spruch von Leopold Schefer in den Sinn: „O gold'ne Freiheit, der auch ich entstamme“. Ich sehnte mich, daß die Gegenwart zur Erinnerung werde, zur schönen Erinnerung gewiß, die ich dem besten anreihen konnte, was ich erlebt hatte.

Endlich, am 6. Juli, war ich mit meiner Arbeit fertig und konnte Abschied nehmen. Es hieß: Auf Wiedersehen! Aber ach, es sollte nicht dazu kommen. Wohl habe ich mehrere der Herren und Damen wiedergesehen, die mich freundlichst in Wien aufsuchten, und manche freundschaftlichen Grüße und Angedenken gingen noch hinüber und herüber und der „Verein der Freunde der Handarbeit“ ließ eine Spur meines Wirkens zurück, aber wenige Jahre verfloßen, und König und Königin lagen im Sarge, und mit der Wiederkehr war es vorbei.

Meine Heimfahrt ging rasch vor sich und ohne Unfall. Ich eilte ohne Unterbrechung, fuhr im Sturme über die Ostsee und war am zweiten Abend in Berlin. Es war auch Eile nötig, denn schon waren die Kriegsvögel aufgefliegen; es war

ja in den Juli=Tagen 1870. In Stockholm hatte man noch keine Ahnung vom drohenden Kriege gehabt, Berlin aber fand ich schon in voller Aufregung. Ich konnte gerade noch Deutschland durchheilen, bevor die Kriegszüge die Straßen verlegten. Über Salzburg kam ich an den Gmundner See, wo ich die Meinen alle gesund in der Sommerfrische antraf.

Vierzehntes Kapitel.

Verschiedene Erinnerungen von der Lebensreise.

Aber alles, was begegnet,
Froh, mit reinem Jugendfinn,
Sei belehrt, es sei geeignet,
Und das bleibe dir Gewinn.

Nach wundervollen hesperischen Frühlingstagen im Süden Italiens bin ich heute am Strande des thyrhenischen Meeres im sandigen Viarreggio durch unendlichen Regen festgebannt. Da suche ich meine „Erinnerungen“ wieder hervor, die ich, in der süßen Luft Sorrents eingelullt, vergeblich versucht und dann fast vergessen hatte. Der Regen thut gar gut, wenn man sich zu geistiger Arbeit konzentrieren will und seine Gedanken sammeln soll.

Da sollte ich nun wohl vor allem von dieser erneuten Reise in Italien sprechen, vielmehr vom Aufenthalt, den ich in völliger Freiheit über Ort und Zeit in liebenswürdigster Begleitung einige Monate genoß. Es sind ja die reinsten, frischesten Eindrücke, neue, die ich zum erstenmale empfangen (denn wer hat Italien ausgesehen?), alte, die zu erneuter Lebendigkeit erweckt sind. Und es ist, menschlicher Vermutung und persönlichem Willen nach, das letzte Mal, daß ich sie

empfange. Nie werde ich, wie mein geliebtes Irland, so auch dich wiedersehen, ruinenreiche, alte und doch ewig junge Roma, die du alle, welche dir nahen, mit immer gleichem Zauber umfängst, nie werde ich dich wiedersehen, einzige, unvergleichliche Venetia, du Stadt der meerentstiegenen Paläste, die du auf dem Erdkreis deinesgleichen nicht wiederfindest. Einst warst du die Stadt der Fürsten, heute — ach! — Stadt der Hoteliers, welche sich in deinen schönsten Palästen ansiedeln, Stadt der Touristen und vor allem der Hochzeitsreisenden, welche deinen St. Marcus bevölkern.

Allein, wie der Leser sich vielleicht erinnert, habe ich schon mehrfach das Versprechen abgelegt, die Flut der Reisebeschreibungen nicht vermehren zu wollen. Und am wenigsten möchte ich das über Italien thun, das so viel hundertfach in allen Richtungen und von besseren Kennern und Federn dargestellt und beschrieben worden. Aber manches Einzelnen mag ich wohl gedenken, seien es Eindrücke, die nur für mich selber und meine Eigenart bedeutsam geworden sind, oder Erlebnisse, Erfahrungen auf dem Lebenswege, die meiner Erinnerung — wie soll ich sagen? — lieb geworden. Und das gilt nicht bloß von Italien, an das ich ja nach Bedeutung und Gegenwart zunächst denken muß, sondern auch sonst von anderen Ländern und Orten, wohin mich der Zufall oder der Gang des Lebens geführt hat. Ich will daher in diesem Kapitel mancherlei Erinnerungen vereinigen ohne Rücksicht auf Zeit und Ort, ohne Rücksicht auf chronologische oder synchronistische Erzählung, wie sie sonst dem Gelehrten geziemt, vorausgesetzt, daß ich mich als populärer Schriftsteller diesem Stande zählen darf.

Es will mich immer bedünken, als ob es ohne volle Kenntniss Italiens eine Unmöglichkeit wäre, zu einem reifen vollkommenen Urtheil in Sachen der Kunst zu gelangen. Italien

befreit uns von der Einseitigkeit, befreit uns von der Kleinlichkeit der Betrachtung, von dem Verweilen und sich genügen lassen an Nebendingen; Italien lehrt uns den Blick auf das wirklich Schöne richten und dieses verstehen und erkennen gewissermaßen durch alles Bei- und Nebenwerk hindurch. Gewiß kann man ein Kunstkenner sein und werden, auch ohne Italien gesehen zu haben, man kann sich auf Technik, Kostüm, Geschichte und was sonst zur sogenannten Kunstwissenschaft gehört, verstehen, aber erst Italien macht unser Urteil rein und umfassend, läutert unseren Blick, läßt ihn in das Wesen eindringen, erschließt ihn für Form und Farbe, für die Schönheit des Menschen und der Natur. Und mit solcher Wirkung verschafft es uns zum Verständnis die tiefe innige Liebe des Schönen und in der Vereinigung beider den Hoch- und Vollgenuß der Kunst, der doch das Endziel ist und sein soll.

Ich weiß, daß ich heute mit dieser, fast möchte ich sagen, kühn und offen ausgesprochenen Ansicht auf Widerspruch stoße, auf Widerspruch bei denen, welche die Kunstkenntnis archäologisch betreiben, denen ein Gemälde des frühen Mittelalters höher steht als das Werk eines der großen Italiener der Renaissance, auf Widerspruch bei den Kunstfreunden, die ihren Ruhm im Besitz der Holländer suchen, sowie bei denen, welche Geschmack an der allerneuesten Kunststrichtung im Gebiete der Malerei finden. Allein meine Ansicht ist meine eigene Erfahrung, die Erfahrung meines Lebens, und ihr verdanke ich ebenso die Unbefangenheit, die Freiheit der Betrachtung, wie den stets neuen, immer gleichen Genuß dessen, was wirklich schön ist, einerlei, welcher Zeit, welcher Schule, welchem Lande, welchem Künstler oder welchem Zweige der Kunst es angehört. Solche Fähigkeit, so weit ich sie besitze und gewonnen habe, hat mich erst Italien gelehrt.

Das gilt im allgemeinen von meiner Art, die Dinge zu

betrachten, ob es nun ein Bild, eine Statue, ein Gefäß, ein Schmuck oder was immer sei. Zuweilen ist mir die Erleuchtung in Italien wie über Nacht gekommen, einmal sogar buchstäblich. Ich habe immer Freude gehabt an dem, was man historische Landschaft nennt, und doch galt sie immer als hohl, unwahr, langweilig und was man sonst alles Üble von ihr zu sagen pflegt. In Sicilien lernte ich ihre Wahrheit und Schönheit verstehen. Wir hatten in Palermo wundervolle Tage erlebt. Wir hatten von da noch bei Tageslicht die zerrissene, schluchtenreiche Gegend von Termini mit ihrer Räuberromantik durchfahren und waren spät abends, schon bei völliger Nacht in Girgenti angekommen. Zur Höhe der Stadt hinauffahrend, hatten wir nichts gesehen als den sternenfunkelnden Himmel, an dem gerade ein heller Komet leuchtete. Morgens in aller Frühe — es war fast noch Nacht, da ich aufstand — stieß ich die Balkonthüren meines Zimmers auf und erkannte, daß ich mich am Rande der Stadt auf ziemlicher Höhe befand. Ich hatte völlig freie Aussicht über ein weites, langsam abfallendes Gelände; die Aussicht so frei, als eben die beginnende Dämmerung es gestattete. Ich sah in die Ferne wie in einen zarten Nebel hinein. Allmählich traten die Formen heraus; ich sah die Ebene mit einzelnen zerstreuten Bäumen bedeckt, ich sah die Ruinen des alten Agrigent, die Tempel, die einzelnen noch stehenden Säulen, die Trümmerhaufen; ich sah das Gefilde in langen Linien zum Meere hinablaufen. In diesem Anblick, der immer klarer und klarer wurde, kam es wie eine Erleuchtung über mich. Da lag sie zu meinen Füßen, die wirkliche historische Landschaft, wahr und echt, geschichtlich wie künstlerisch. Ich begriff, wie die alten Meister zu ihrer idealen Landschaft gekommen sind; ich begriff Poussin und Claude, die ich doch schon so geliebt hatte, ich konnte und durfte sie lieben als echte und wahre

Natur. Was in dieser großen und so einfachen Natur der Ebene von Girgenti ausgesprochen lag, der Ernst, die feierliche Stille, die Erinnerung an die Geschichte und ihre berühmten Ereignisse, die sich auf diesem klassischen Boden abgespielt hatten, die Überreste einer klassischen Kunst, nicht wenig vielleicht die Öde, die Vergessenheit, die menschenleere Einsamkeit, das stellte sich in einem Blick, in einem Gedanken vereinigt als historische Landschaft dar, um nie wieder dem Gedächtnis zu entschwenden.

Es ist mir fast ähnlich mit der sogenannten Stimmungslandschaft gegangen. Kritiker profaischen Schlages, nüchterne Landschaftsmaler haben so oft geleugnet, daß es so etwas wie Stimmung, d. h. so etwas wie poetischen intimen Reiz in der Landschaft gebe, die Natur habe das nicht, und unsere Empfindung, unser Gefühl lege das nur hinein; es sei darum ungehörig, falsch und unwahr, wenn der Maler dergleichen anstrebe. Wie oft habe ich manch liebes, reizendes, poetisch empfundenes Bild als Stimmungsbild achselzuckend verurteilen gesehen! Nun hat die Landschaft wohl verschiedenen Charakter, wir nennen sie erhaben, großartig, sanft und was nicht sonst, es wird das nicht geleugnet, aber unter solchen Charakterzügen findet sich auch derjenige, den wir Stimmung nennen, wahr und wirklich. Was unser Auge nicht sehen will, unser Verstand abzuleugnen versucht, das zeigt uns die Photographie, die doch nur wiedergiebt, was in der Natur vorhanden ist. Und wie viele stimmungsvolle, poetisch reizende Bilder hat sie uns geschaffen, stille Thäler, das geheimnisvolle Dunkel des Waldes, den einsamen Winkel im tiefen Grunde, alles übergossen mit dem Zauber, den wir Stimmung nennen. Was das menschliche Auge nicht entdeckt oder nicht sehen will, findet das Auge des Apparates heraus und giebt es wieder mit überzeugender Treue. Heute ist auch

die Stimmung bereits Schlagwort in der Landschaftsmalerei geworden, sie muß freilich auch manche leichte Mache verdecken.

Doch ich kehre noch eine Weile nach Sicilien zurück. Ich war damals, als wir Sicilien besuchten (im Herbst 1882), bereits mit meinem Buche über den Garten beschäftigt; ich sammelte Gedanken und Vorstellungen, trug sie nach Gewohnheit lange im Kopfe herum und ließ sie so langsam reifen und Gestalt gewinnen. Was mir bis dahin gefehlt hatte, war die Anschauung südlicher Gärten, des italienischen Gartens überhaupt, insbesondere auch jenes, wo die langen und schwanke, wiegenden Zweige der Palme sich mit den strengen Linien und der symmetrisch gebildeten Form der Koniferen vereinen, wo die Säule der Cypresse hoch und gerade aus dem Gebüsch der Lorbeeren emporsteigt und die Tafelpinie über dem dunklen Laubwald und den goldenen Früchten der Zitronen und Orangen in vereinzelter Majestät ihr breites Haupt auf rohrartig schlankem Stamme in den blauen Lüften schweben läßt. Ich hatte bisher mich hineingelebt in den nordischen Garten, wie ich bereits erzählt habe, ich kannte den französischen Garten wie den englischen oder landschaftlichen, ich wußte beider Schönheiten und Eigentümlichkeiten zu schätzen, aber vom eigentlichen italienischen Garten war mir nur eine unklare Vorstellung aus einem früheren, nicht ausreichenden Besuche Italiens geblieben. Dieser neue Aufenthalt, welcher ein volles halbes Jahr von Oktober 1882 bis Ende April 1883 dauerte, obwohl vorzugsweise der Wiedererlangung der Gesundheit bestimmt, sollte mir nun die Kenntniß des einen und die Klärung des anderen verschaffen, und so geschah es denn auch. Die Wirkung für die Gesundheit folgte später; der Gewinn für Geist und Gemüt — denn es knüpft sich an den Aufenthalt in Rom und Florenz liebe

und dauernde Freundschaft — war zunächst der vorzüglichere. Mit äußerstem Vergnügen denke ich an so manche römische Tage zurück.

Was mich in Sicilien in Verbindung mit meinem Studium zu sehen gelüstete, das erfreute unsere Freunde, mit denen wir die Fahrt gemeinsam machten, Familie Seegen, um der Schönheit und Originalität willen. So fuhren wir denn fleißig von Palermo hinaus zu den Villen und Gärten der Conca d'Oro, zur Favorita mit ihrem im alten Stil wohlerhaltenen Garten, zur Villa Belmonte am Monte Pellegrino, vor allem zum Garten Tasca, der von moderner Benützung südlicher Vegetation wohl das schönste und lehrreichste Beispiel bildet. Wir kamen dabei auch zur Villa Patagonia, jener phantastischen Ausgeburt eines verschrobenen Sonderlings, welche Goethe einer ausführlichen Beschreibung in seiner italienischen Reise gewürdigt hat. Alles war noch wie damals vor hundert Jahren, die sonderbar verzierten Gemächer, die zahllosen Büsten von Tragen und menschlichen Karikaturen, welche die Mauern besetzten oder sonst umherstanden, und als ob diese Schnurren und Wunderlichkeiten ihren Einfluß auf die Bewohner in dreifacher Generation geübt hätten, sahen sie kaum minder wie Karikaturen menschlicher Gestalten aus. Wenigstens als wir abfuhren, lief uns im schnellsten Lauftempo bettelnd eine Horde alter, scheußlicher Weibergestalten nach, „der Drachen alte Brut“, Megären wie aus der antiken Hexenwelt. Kaum konnten unsere Pferde ihnen entgehen, so rasch liefen sie mit fliegenden Gewändern und aufgelöstem Haar neben unserem Wagen einher. Nur einige unter sie geworfene Geldstücke hemmten ihren Lauf und befreiten uns von dem widerlichen Anblick.

Gar reizende Bilder boten die Gärten Siciliens überall, und zwar nicht bloß solche, wo die südliche Vegetation, die

in ihrem Reichtum über den späten Herbst hinwegtäuschte, den Charakter bildete, sondern auch solche, wo Garten und Architektur sei es schon von der Anlage oder durch die Zeit zu einem lieblichen Gesamtbilde zusammengewachsen waren, zu einem Bilde, an welchem Kunst und Natur gleichen Anteil hatten. Ganz besonders haben sich bekanntlich die Sarazenen darauf verstanden und verstehen es noch; allein das Wenige, was von ihren Bauten in Sicilien übriggeblieben, die erst unter den Normannen und ihren Architekten erbauten Hochpaläste der Kuba und Zifa stehen nackt und leer, ohne noch in ihrer Umgebung eine Andeutung zu geben von den Gärten, welche sie einst umblühten.

An die Stelle der sarazenischen Gartenkünstler scheinen in den folgenden Jahrhunderten die Mönche getreten zu sein, denn nach dem, was von ihren Klostergärten aus früherer Zeit noch übrig ist, kann man ersehen, daß sie nicht bloß die Üppigkeit der Natur walten ließen, sondern daß sie auch mit Verstand und Liebe Architektur und Vegetation zu reizenden Kunstgebilden zu vereinen wußten. So gedenke ich fast noch mit dem gleichen Entzücken der Erinnerung wie bei dem Anblick selber, des Klosterhofes der Benediktiner in Catania, der einen lustig und reich gebauten Pavillon aus weißem Marmor inmitten eines Rosengartens mit gleichen Arkaden über erhöhten Stufen umschließt. Heute sind die Mönche verschwunden; Lehranstalten haben ihre Stätte eingenommen, aber die Schönheit dessen, was sie geschaffen, ist trotz des Mangels an Pflege unverwüßtlich geblieben. Und wie gut war der Ort gewählt. Tritt man durch die Arkaden ins Freie, das ist in einen zweiten offenen, auf den Lavamassen errichteten Garten, so hat man eine Aussicht, eine der schönsten und blühendsten der Welt, eine lachende Ebene, deren Hintergrund der breite Ätna mit seinem grünen Gürtel und seinem weißen Schneehaube bildet.

Ein anderes Bild, das mir in lebendiger Erinnerung geblieben, ist der Garten der Eremiten in Palermo in der Nähe des alten Königspalastes der Normannen und Hohenstaufen, auch nur eine Ruine, eine Ruine mit sarazenisch-gotischen Bogen, umwuchert, umrankt, umblüht von Schlingpflanzen und duftendem Gesträuch, von der Kunst wieder in seinem Verfall der Natur zurückgegeben, fast möchte man sagen glücklicherweise. Und wie viele solcher Bilder giebt es nicht, in denen die Üppigkeit der Natur die an sich schon malerische Architektur mit ihrem Wechsel schwarzer und weißer, vielmehr goldiger Steinlagen aus ihrem Verfall aufs neue zur Kunst erhoben hat!

Brachte mir Sicilien die Anschauung südlicher palmen-
geschmückter Gärten, so lernte ich danach den spezifisch italie-
nischen Garten, wie vorzugsweise Mittelitalien ihn geschaffen
hat und noch lehrreich besitzt, in der Umgegend Roms kennen.
Dem Garten Borghese, Ludovisi, den Gärten Aldobrandini
in Frascati, Este in Tivoli, Albani und Doria Pamfili vor
den Mauern Roms und anderen machten wir eifrig Besuche.
Alle diese Gärten, obwohl zum Teil auf ebenem oder doch
wenig bewegtem Boden, zum Teil an den Bergen und Hügeln
gelegen, haben doch das Gemeinsame, daß sie einem bestimmten
Prinzip unterworfen sind. Es sind gewissermaßen architek-
tonische Kunstwerke, von Architekten angelegt, einem großen
Plane unterworfen, in eins verbunden mit der bedeutenden
Villa, wie die römischen Großen in der Zeit der Renaissance
und später sie erbauen ließen. Bei ihrer in geraden Linien
gehaltenen Anlage ist ihre Wirkung stets machtvoll und am
mächtigsten dann, wenn sie in Terrassen an der Höhe des
Berges hinansteigen. Rauschende, stürzende, springende Ge-
wässer geben Leben dem einfachen Bilde, zahlreiche Werke der
Plastik in Figuren und Gruppen, zum Teil Überreste der

klassischen Zeit, Trümmer römischer Architekturen heben sich in weißem Marmor ab von dem dunklen Grün der Steineichen oder sonstigen immergrünen Gebüsches, dazwischen in reizendem Kontrast, zu selten und sparsam fast, der Frühling sein zartes, liches Gelbgrün der jungen Blätter einsäet. Wir waren eben lange genug in Rom, um das noch zu sehen.

Alles das vereinigt bildet ein aus Natur, Architektur und Plastik zusammengesetztes Kunstwerk, das sich von seinem späteren Nachfolger, dem französischen Garten, dadurch unterscheidet, daß der Natur nicht in dem gleichen Maße Zwang angelegt wird. Auch da, wo der engere Garten von der Villa und dem anstoßenden Parterre in den Hain übergeht, weite, fast waldartige, doch licht gehaltene Flächen, geht ein großer Zug durch den italienischen Garten, so bei der Villa Borghese, bei der Villa Doria Pamfili, die mit ihren mächtigen alten Bäumen, mit ihren Rasenflächen — wer hätte nicht am Montag die Anemonenwiese von Doria besucht! — mitten im Winter den Eindruck eines der Frühlingsentfaltung entgegengehenden Parkes machen.

Wie vieles davon ist heute geschwunden, ein unnützes Opfer für die Spekulation der Baugesellschaften, die sich selbst mit ihrer Zerstörungswut nur den Untergang gegraben haben, das ruinenreiche Rom mit neuen Ruinen in unerhörtem Maße erfüllend. So ist Ludovisi mit der Reihe seiner uralten wundervollen Cypressen verschwunden. Manches hat auch der Eifer der Archäologen vernichtet in ihrem Wissensdrange, von dem die Welt keinen anderen Genuß hat als die trockene Bestimmung dieses oder jenes Platzes, dieses oder jenes klassischen Gebäudes. So ist mitten unter Backstein-Trümmerhaufen nur ein Stücklein übriggeblieben von dem einst so schönen Farnesischen Terrassengarten am Palatin. Die Zeit, wenn sie, frei waltend, ihre Vernichtung angelegt, so hat sie das

Zerfallende mit grünem Schmutz umhüllt und, was die Kunst geschaffen, in romantische Scenerie umgewandelt. Heute ist das in Rom und bei Rom alles nackt und kahl, Backsteinhaufen, zuweilen höchst gewaltig, aus denen unsere Phantasie sich den glänzenden Palast zusammensetzen soll. So sieht es auf dem Palatin aus, dem Hügel der kaiserlichen Paläste und später schöner Willen und Gärten, ein Erdhügel, auf dem so zu sagen kein Gras mehr wächst. Ganze Stadtquartiere mit hunderten palastartiger Häuser, unbewohnt, größtenteils unfertig, ohne Dach, mit leeren Fensterhöhlen, und „des Himmels Wolken schauen hoch hinein“, so stehen sie da, ein Monument unserer spekulierenden Zeit, schon Ruine, ehe nur der Bau fertig war, öde und verlassen oder nie bewohnt.

Vor fünfzehn Jahren hatten glücklicherweise nur die Archäologen erst Spaten und Hacke angefaßt, ihr ideales Ziel verfolgend, und so hatten wir noch den vollen Genuß der alten Gärten, wie sie die Kunst und auch die Zeit nach ihr geschaffen haben. Ihr Besuch, der uns unendlichen Genuß gewährte, ist auch meiner litterarischen Thätigkeit zu gute gekommen, denn er hat mich in den Stand gesetzt, meine Gedanken über Geschichte und Kunst des Gartens zu ergänzen und niederzuschreiben. So ist mein Gartenbuch alsbald danach entstanden, nachdem ich den Inhalt zuerst in den Vorlesungen des österreichischen Museums vorgetragen hatte.

Doch genug von Italien. So sehr es mir widerstrebte, von dem zu schreiben und zu erzählen, wovon so viele der Besten geschrieben und erzählt haben, so konnte ich doch nicht umhin, den Eindruck und Einfluß eines Landes ganz zu übergehen, das mir in mehrfachem und längerem Aufenthalte unendlichen Genuß verschafft und in entscheidendster Weise auf meine Kunstanschauungen sowie auf meine Arbeiten und Be-

strebungen selbst im Amte bestimmend eingewirkt hat. Italien hat mich gelehrt, den Blick auf das Schöne und Ewige zu richten, es hat mich frei und unbefangen jedem Kunstwerk gegenüber gemacht. Ich glaube, so weit ich das selber beurteilen kann und soll: es hat mich sicher gemacht gegen die Strömungen des Tages, frei von Vorurteilen wie von Antipathien. Ich erkenne gern an, was realistisch oder ideal was stilistisch oder naturalistisch ist, vorausgesetzt, daß es schön ist, und das zu erkennen, verdanke ich Italien. Soll ich mein Glaubensbekenntnis vollenden, so bin ich überzeugt, daß Italien, seine Kunst und seine Kunstschätze aus klassischer Zeit den Kunstgeschmack, so oft er in Manieriertheit, in Mode, in den Kultus des Häßlichen versinken sollte, immer wieder auf den Weg des Schönen und Wahren zurückführen werden. —

Von Italien führe ich den Leser in den deutschen Wald, in den Schwarzwald. Ich habe gesagt, daß dieses Kapitel meiner „Erinnerungen“ gar verschiedene Dinge vereinigen werde, nicht gerade wie ein Strauß von Blumen, denn der Inhalt wird von wenig zusammenhängender Art sein. Mag der Leser das freundlichst entschuldigen, wenn ich sie an dem Faden zufälliger Reiseerlebnisse anknüpfe. So habe ich gleich von einem Traume zu erzählen, den ich vor vielen, vielen Jahren im Schwarzwald erlebte. Von einem Traume? Warum nicht. Ist die Traumdeuterei doch heute ein Teil der Psychologie geworden, und namhafte Philosophen beschäftigen sich mit ihr und suchen dem Traumleben wissenschaftlich beizukommen.

Es war an einem heißen Sonntagmorgen im August des reichen Weinjahres 1846 auf jener Fußreise, von der ich bereits im zweiten Kapitel gesprochen habe. Wir kamen früh von Calw in das Thal der Nagold. Mein Freund und Begleiter, ein Pfälzer Theologe, hatte mich bei jener berühmten,

von Uhländ bejungenen Ruine Hirschau verlassen. Er wanderte nordwärts, meiner Fürsorge entlassen, um, leichtsinnig wie er war, erhitzt vom Gehen im Sonnenbrande, in die kühle Nagold zu steigen und im nächsten Dorfe wochenlang im Fieber liegen zu bleiben. Nach Monaten erst erfuhr ich davon. Mein Weg führte mich südwärts im Thal der Nagold hinauf. Ich hatte einen starken Tagesmarsch vor und wanderte der Hitze ungeachtet in gutem Schritt voran, um etwa noch in der Dämmerung mein Ziel für die Nacht zu erreichen. Meine Karte, die mich auf diesen mir unbekanntem Pfaden geleitete, hatte mir ein Wirtshaus verzeichnet, das etwa noch vor völliger Dunkelheit zu erreichen war. Ich erreichte es auch, fand es aber ein wenig anders, als ich es vermutet und erwartet hatte. Es war ein kleines Gebäude, mehr verfallene Hütte als Haus, einsam gelegen, etwas abseits der Heerstraße, ringsum dicht von dunklem Wald umgeben. Es hätte in einem Räuberroman ganz gut Figur gemacht. Was thun? Wohl oder übel, ich mußte hinein und mir ein Nachtquartier erbitten. Nach Landessitte mit einer großen Schüssel saurer Milch erquickt, begab ich mich zur Ruhe in mein im oberen Stock gelegenes Kämmerlein, ein schmales kleines Gemach mit einem Fenster an seiner Schmalseite. Vorsichtig nach Gewohnheit versuchte ich die dem Fenster gegenüberliegende Thür zu schließen, es gab aber weder Schlüssel noch Schloß, und ich mußte mich begnügen, die lose Klinke eben einzudrücken. In Wirklichkeit stand das Zimmer offen für jedermann.

Die Situation war ein wenig unheimlich, indessen ich dachte an die Schauernär von dem dicken Pfarrer und seinem Schulmeister Bafel und wie der Schrecken so glücklich abgelassen, legte mich wandermüde ins Bett, mit dem Gesicht gegen die Wand gefehrt, „und dieses bei mir denkend, schließ

ich ein“. Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen — Nacht war es schon lange gewesen — da sah ich ein altes Weib neben meinem Bette stehen, scheußlicher, abschreckender, als ich es je gesehen, selbst in Sicilien bei der Villa Patagonia, wie ich oben erzählt habe. Soll ich es schildern? Ich könnte es, denn ich habe es noch heute nach fünfzig Jahren in voller Erinnerung. Doch nein! Das Weib beugte das violettblaue Gesicht über mein Bett zu mir herüber und sah mich den mit grünen, rötlich glimmenden Triefaugen wie drohend an. Ich war mir sofort klar, selbst im Schlafe, daß diese Schauergestalt nur das Gebilde eines Traumes sei. Ich versuchte mich selber aufzuwecken, und es gelang. Ich drehte mich nach vorn um, aber siehe, die Gestalt stand vor meinen wachen Augen am Bett und glogte mich an. Schon begannen die Haare sich emporzurichten und eine kalte Gänsehaut überlief mich. „Aber es kann doch nur eine optische Täuschung sein“, dachte ich, stand auf, um das Gebilde zu greifen, das vor mir zurückwich. Als bald erfaßte ich es, und was ergriff ich? Den runden Kachelofen, der vom Monde von oben bis unten hell beschienen war. In dieses Licht hatte ich das Geschöpf meines Traumes, das mir auch wachend noch im Hirn und Auge geblieben war, hinein versetzt. Die Sache war völlig klar, zumal wenn ich dabei an die Art meines Nachteßens dachte. Ich schlief ruhig wieder ein und blieb unbehelligt die ganze Nacht. Ich hatte sie ja bei den Leuten zugebracht, von denen schon der alte Graf Eberhard im Barte gesagt hatte, er dürfe kühnlich sein Haupt jedem Unterthan in den Schoß legen.

Viele Jahre später (es war im Jahre 1878) erlebte ich im Schwarzwald ein anderes — wie soll ich sagen — Abenteuer, vielmehr eine Begegnung so sonderbarer Art, daß ich sie erzählen will, obwohl mein bißchen Eitelkeit (viel habe ich

nicht) dabei auf die Probe gestellt wird. Ich erzähle buchstäblich, wie die höchst unwahrscheinliche und doch wahre Scene sich zugetragen hat.

Ich war auf der Fahrt nach Paris zur Ausstellung. Der Nachmittag war warm und sonnig, als wir durch den Schwarzwald auf Karlsruhe fuhren. Das Coupé war fast leer, ich war müde und dachte zu schlafen, als, ich glaube in Bietigheim, drei Damen einstiegen, eine Mutter mit zwei Töchtern, hübschen blonden Kindern, offenbar noch unter den zwanzigern stehend. Sie waren ein wenig auffallend reise-mäßig gekleidet, mit Tulagürteln und Tulaschmuck, und thaten sehr polyglott, so daß ich nicht gleich auf ihre Heimat schließen konnte. Ich gab mir auch weiter keine Mühe, und da ich ruhen und nicht reden wollte, so lehnte ich mich in eine Ecke und that, als ob ich schlief. Endlich kamen wir doch ins Gespräch, die Damen fuhren nach Paris, ich des-gleichen, und so ergab sich bald eine Unterhaltung, welche die Wendung auf die Kunst nahm. Die Mutter erzählte mir, daß die Töchter (wie man das nach Busch in guten Familien sich ja leicht angewöhnt) sich mit Malerei beschäf-tigen, eine derselben besondere Neigung für die Fayence-Malerei habe. Sie seien in Wien gewesen, hätten das österreichische Museum gesehen und die Arbeiten der Schule in der an-gegebenen Richtung sehr bewundert wie überhaupt das Museum. Ich gab leicht hin meine Zustimmung, dachte aber nicht im mindesten daran, mich als einen Angehörigen dieser Anstalt zu erkennen zu geben. Ich hoffte ruhig durchzuschlüpfen. Unerwartet aber kamen die Damen auf den damaligen Vize-direktor des Museums zu sprechen, ohne die geringste Ahnung zu haben, daß sie sich im Moment mit demselben unterhielten. Mutter und Töchter begannen für ihn, und eigentlich nicht gerade wenig, zu schwärmen — es soll wirklich solche

sonderbare Schwärmer geben oder gegeben haben, ich weiß es nicht. Ich dachte, das wird schön werden, wenn es so weiter geht. Die Mutter erzählte, die Töchter hätten so gern seine Bekanntschaft zu machen gewünscht, und sie habe immer gesagt, ihr werdet ihn gewiß einmal auf der Reise treffen. O ahnungsvolles Gemüte! Ja, antwortete ich, das ist leicht möglich, denn er reist ziemlich viel, so jetzt nach Paris. Da hielt ich es an der Zeit, der Sache ein Ende zu machen, zog sachte meine Karte hervor und übergab sie den Damen, ohne ein Wort zu sagen. Das kleine Tableau, das darauf hin im Coupé entstand, will ich nicht weiter schildern. Natürlich folgten weitere Enthüllungen, und ich erfuhr, daß meine Verehrerinnen aus Prag waren, Frau und Töchter eines Patrioten von wohlbekanntem, einst viel genanntem Namen.

Die Damen blieben einstweilen in Straßburg, während ich direkt nach Paris weiterfuhr. Wir sollten uns im Leben wenig wiedersehen. In Paris verfehlten wir uns. Wir sahen uns dann einmal in Prag und im Jahre darauf in Florenz. Die Damen waren zu spät in Prag aufgebrochen, um mich noch in Rom zu treffen, wie wir verabredet hatten. Von den Töchtern ist die eine jetzt an einen französischen Schriftsteller und Novellisten verheiratet, die jüngere, so viel ich weiß, lebt als Malerin ebenfalls in Paris.

Obwohl die Bekanntschaft somit zu keinen näheren Beziehungen geführt hat, so ist sie mir doch um des seltsamen, so unwahrscheinlichen Zusammentreffens willen eine liebe, heitere Erinnerung geblieben. Sie hatte aber doch eine weitere, nebensächliche Folge, indem ich durch sie mit der Familie Kirchner, das ist mit Ossip Schubin und mit ihrer Schwester Marie, der Malerin, bekannt und befreundet wurde. Wie ich denn in meiner Stellung am Museum sowie nach meinem litterarischen Rufe so vielen Anfragen aus nah und

fern Rede und Antwort stehen mußte, so wandte sich auch Marie Kirschner an mich, aufgefordert durch ihre Prager Freunde; erst brieflich, dann kam sie selber mich besuchen. Gern folgte ich ihrer Einladung und gab ihr den freundlichen Besuch in Lochkov zurück, wo die Familie Kirschner auf eigenem Gute ihren gewöhnlichen Wohnsitz hatte.

Wer hatte damals je in der Welt von Lochkov gehört, wer von Ossip Schubin außer den persönlichen nächsten Freunden? Ein ganz gewöhnliches böhmisches Dorf mit einem Herrenhaus, in ganz reizloser Gegend hoch über dem Moldaualthale gelegen, zu dem man auch erst in einem guten Spaziergange gelangte, um ein wenig Aussicht nach dem fernen Prag hin zu genießen. Und Ossip Schubin, ein aus Turgeniew herstammender Name, oder vielmehr Lula Kirschner, war der Welt auch noch unbekannt. Ein paar kleine Erzählungen — ich glaube in der „Bohemia“ — war alles, was sie bis dahin veröffentlicht hatte.

Ich war der erste Schriftsteller, der sich nach Lochkov verirrte. Verirrte? Nein, das kann ich nicht sagen, denn ich war durchaus nicht an die unrechte Stelle gekommen. Mit den beiden jungen hochbegabten Damen — ich darf auch die geistvolle Mutter nicht vergessen — verlebte ich die angenehmsten Tage. Es war damals im Sommer 1882 eine harte Zeit für mich; es war der Höhepunkt meines Kopfwehleidens, für das ich Jahre lang vergebens Heilung gesucht hatte. In Lochkov vergaß ich es wenigstens für die Zeit meines Aufenthaltes. Was thaten wir? Wir saßen im Garten unter dem Schatten eines großen Nußbaumes und erzählten uns Geschichten und ließen die Unterhaltung raschen Laufes und raschen Wortes über alle Dinge der Welt hinüberfliegen. Das war eigentlich alles; ein bißchen Musik, ein bißchen Malerei liefen nur so nebenher; kaum daß wir für einen

halbstündigen Spaziergang den Garten verließen, um in der Zwetschenallee zu lustwandeln und uns Bewegung vor dem Essen zu schaffen.

Es waren schöne, stille, nicht heiße Sommertage. Jeder brachte das seine zu geistvoller Unterhaltung mit. Beide Mädchen hatten die weite Welt gesehen, waren in München, Paris, Brüssel, Rom zuhause, aber Geist und Talent harrten der Entfaltung und der Anerkennung und leuchteten nur um so frischer. Ich meinerseits kam ihnen aus einer neuen, ihnen unbekanntem Welt entgegen, voll Erfahrung und Kenntnis vieler Menschen. Wir verstanden uns bald, und ein paar kurze Wochen flogen eben so rasch wie lebenswürdig dahin. Da ich mir vorgenommen hatte, mit meiner Frau den ganzen folgenden Winter in Italien zu verleben, wie denn auch geschah, so verabredeten wir uns zum Schlusse, uns in Rom wieder zu treffen und unseren Aufenthalt dort zu gleicher Zeit zu verbringen. Es waren die Monate Januar und Februar des Jahres 1883.

Wir trafen vor Weihnacht ein, von Neapel kommend, die Kirchners, Mutter und beide Töchter, wenige Tage danach. Nach dem Vorausgegangenen verkehrten wir viel mit einander, doch mehr an den langen Winterabenden als auf Ausflügen oder in Sammlungen. Da hatten wir eines Tages einen heiteren Genuß, als mit Rodenbergs Rundschau die erste Rezension von Lulas erstem Roman „Ehre“ erschien. Der Verfasser der überaus günstig gehaltenen Rezension vermutete in Ossip Schubin nicht ein sechsundzwanzigjähriges Mädchen, sondern einen alten österreichischen Diplomaten, der in aller Welt und aller Herren Länder zuhause sei. Wir lachten viel über den Irrtum. Lula arbeitete damals gerade ihren zweiten Roman „Unter uns“, der bekanntlich in Rom spielt. Da sie einen bestimmten Platz für das in demselben vorkommende

Duell brauchte, so empfahl ich ihr die gotische Kapellenruine an der Via Appia gegenüber dem Grabmal der Cäcilia Metella. Das gab Veranlassung zu einem hübschen Nachmittagsausflug, an dem außer meiner Frau auch eine schöne und geistvolle Amerikanerin aus der Bostoner Gesellschaft teilnahm, eine Bildhauerin nach ihrer Wahl. Die Arme, schon damals leidend, ist ein Opfer ihrer Schönheit geworden. Sie hatte wundervolles, reiches rußbraunes Haar von solcher Länge und Fülle, daß es, aufgelöst, sie wie ein Mantel bis auf den Boden umgab. Da wir gut bekannt wurden, so machte sie uns das Vergnügen, es zuweilen aufzulösen. Wie gesagt, es war ihr Unglück; sie konnte es nicht tragen und ertragen und litt darunter. Als brustkrank war sie schon nach Rom gekommen. Mit Kirschners verlebten wir auch die Karnevalstage, die damals noch viel Reiz boten und viel Schönheit und Kunst und Witz aufwandten, und wir hatten mitten im Getümmel der Blumenschlacht sowie am Mocoli-Abend viel Spaß und Ergötzen. Was Rom an fremder und heimischer Schönheit aufzuweisen hatte, beteiligte sich mit Passion auf Wagen, Balkonen oder von den Fenstern aus. Es war ein Blumenregen in der Luft wie ein Schneegestöber. Vom Festzuge erinnere ich mich einer überaus eleganten und reizenden Gruppe, ein in Rosa und Weiß überkleideter Wagen, in welchem paarweise nach Größe und Alter ansteigend eine Schar der lieblichsten Kinder in Rosa und Weiß saßen, während Kutscher und Reiter auf den Pferden die Gestalt ebenfalls rot und weißgekleideter Störche hatten, alles aufs feinste und eleganteste hergestellt. Wie es hieß, war es die Schöpfung englischer Maler.

Erst längere Zeit nach uns kehrten Kirschners aus Italien zurück und waren dann in Wien unsere Gäste.

Später haben uns verschiedene Lebenswege auseinandergeführt, doch denke ich mit Vergnügen zurück an die mit dem hochbegabten Schwesternpaar gemeinsam verlebten Zeiten und Momente.

Es ist mir leider oft so im Leben gegangen, daß ich mich liebgewordener Freunde nur kurze Zeit erfreuen konnte, sei es, daß der Tod sie abgerufen, sei es, daß ihr Beruf sie von Wien fortgeführt hat oder daß sie überhaupt nicht am gleichen Orte lebten und nur selten mir das Glück ward, sie zu sehen. Das erste geschah mir beispielsweise mit Hebbel, das andere mit dem Physiologen Ludwig und meinem Jugendfreunde Becker, den ich in Wien wiedergefunden hatte, um ihn alsbald aufs neue zu verlieren, da er einem Rufe als Professor der Augenheilkunde nach Heidelberg folgte. Zur dritten Art muß ich neben Henry Hymans in Brüssel insbesondere Schliemann rechnen, zu dem ich unerwartet in freundschaftliche Beziehungen trat, und zwar durch Vermittlung der „Wiener Zeitung“.

Als die ersten, etwas überschwänglich gehaltenen und allzu bestimmt ausgedeuteten Berichte seiner trojanischen Grabungen von Schliemann veröffentlicht wurden, entgingen dieselben weder dem Unglauben, noch dem Spotte. Insbesondere stieß er in Wien auf Widerspruch bei zwei Professoren, die, so viel ich weiß, seine Gäste am Skamandros gewesen waren und also die Gegenstände gesehen hatten. Es waren Sachau, der Orientalist, der ein Feuilleton in der „Neuen Freien Presse“ dagegen schrieb, sowie Conze, der damalige Professor der Archäologie in Wien, der in einer Vorlesung im österreichischen Museum die Entdeckungen und Bemühungen Schliemanns verurteilte und es dabei an Spott nicht fehlen ließ. Man muß auch zugeben, daß wohl Schliemann selbst mit seinen dem Homer entsprechenden, allzu schnellen

Auslegungen einige Veranlassung dazu geboten hatte. Conze erkannte vollkommen richtig, daß die Gegenstände, welche Schliemann gefunden hatte, mit der hellenischen Kunst gar nichts zu thun hatten, andererseits aber war er selbst auf falschem Wege, indem er die Gegenstände, die nun doch einmal da waren, für nachklassisch, etwa gar türkisch-mittelalterlichen Herkommens hielt oder vermutete, da sie ja als solche seinem wissenschaftlichen Berufe fernlagen.

Als nun die erste bildliche Publikation in zahlreichen Photographien mit reichlichem, tagebuchartigem Text erschien, hatte Conze die Freundlichkeit, mir das Werk zu bringen und mich über seine Vermutung hinsichtlich des türkischen Herkommens zu befragen. Ich sah sofort, daß hier so wenig wie von griechischer Art und Arbeit, ja weniger noch von türkischer oder überhaupt mittelalterlicher Entstehung die Rede sein könne. Die Gegenstände stammten ohne Zweifel alle aus einer Zeit, die der griechischen Kunst weit voraus lag, aus einer Kultur, die wir anderswo (freilich ohne damit einen bestimmten Zeitabschnitt zu treffen) mit dem Worte prähistorisch bezeichnen.

Die rätselhafte Sache regte mich an. Conze hatte die Güte, das Werk, dessen Inhalt ihn nun nicht mehr interessierte als vor- oder außergriechisch, mir auf längere Zeit zu überlassen, und auf Grundlage desselben schrieb ich eine Reihe von Artikeln für die „Wiener Zeitung“. Ohne an die Deutungen Schliemanns zu glauben, so wenig an das wirklich gefundene Ilion als an das Skäische Thor und den Schatz des Priamos, ließ ich doch der Sache volle Gerechtigkeit widerfahren. Ob nun Troja oder nicht, so schien es mir bedeutend genug, daß hier eine uralte, vor unserer bekannten Kultur schon bestandene Stadt gefunden und aufgegraben sei, jedenfalls ein Ereignis, daß alle unsere modernen wissenschaft-

lichen Forschungen noch nicht erlebt hatten. Von diesem Standpunkte aus besprach ich die Sache ernst und ausführlich.

Die Artikel, vier oder fünf, kamen ohne mein Zutun in die Hände Schliemanns, und eines Tages erhielt ich einen Brief von ihm, acht enggeschriebene Seiten stark. Der Brief wäre wert, zur Geschichte des Schreibers und zur Geschichte der seitdem immer berühmter und bedeutender gewordenen Sache völlig abgedruckt zu werden; leider habe ich ihn so gut und sicher aufbewahrt, daß ich ihn ohne Mühe und Zeit nicht finden könnte. So zitiere ich aus der Erinnerung. Ich erwartete kaum freundliches zu vernehmen, denn ich hatte Schliemann im Anfange mit jenem Homeriker Lichtenbergs verglichen, „der sich so in den Homer eingelesen hatte, daß er statt Angenommen immer Agamemnon las“. Nichtsdestoweniger dankte er freundlichst für den Ton, in welchem ich im Gegensatz zu seinen anderen Kritikern die Untersuchung gehalten hatte, sagte, daß ihn der Inhalt außerordentlich aufgeregt habe, daß er nun den prähistorischen Dingen nachgehen und deshalb eine Reise zu ihren Hauptsammlungen machen wolle; auf dieser Reise werde er auch nach Wien kommen und mich aufsuchen.

So geschah es denn auch. Eines Morgens, wenige Wochen danach, ganz in der Frühe — ich hatte eben meine Arbeit gewohnter Weise angefangen — trat er ins Zimmer, eine kleine oder fast kleine, etwas vorgebeugte Gestalt mit rundem Kopf und forschenden Augen, in der ganzen Erscheinung etwa Cittelberger vergleichbar. Wir blieben den ganzen Tag beisammen und verstanden uns vortrefflich, sodaß wir abends, ich kann wohl sagen, als Freunde schieden. Schliemann ging, so viel ich mich erinnere, über Warschau nach Danzig und dann so weiter auf der Suche und dem Studium der genannten Altertümer. Erst später brachte ihn dieses Studium

mit der bekannten prähistorischen Größe, mit Virchow, in Verbindung. Ich hatte von diesem Standpunkte aus weiter kein wissenschaftliches Interesse an der Sache, verfolgte aber doch die fernere Entwicklung der Ausgrabungen am Hellespont mit regem Anteil.

Verschiedene Briefe gingen noch zwischen uns hin und her. Gesehen habe ich Schliemann nur noch ein einziges Mal. Es war in Paris im Sommer der Weltausstellung 1878. Er war nach London gegangen zu Einkäufen für sein neues Haus in Athen und mußte zurück über Paris, wo mich damals die Ausstellung längere Zeit festhielt. Er reiste schnell, und wir hatten kaum noch Zeit zu einem Rendezvous. Ich suchte ihn in seinem Absteigequartier auf, das er sich in einem seiner Häuser am Boulevard Saint Michel vorbehalten hatte, und fand ihn einigermaßen in Unruhe, denn er erwartete schlechte Nachrichten von Hause. Seine Frau, wie er mir sagte, habe das — ich weiß nicht wievielte Buch der Ilias auswendig gelernt und sei darüber leidend geworden. In- dessen, die schlechten Nachrichten kamen nicht und wir gingen zusammen speisen ins „Grand Hotel Louvre“. Als wir geendet, sagte er: Jetzt müssen wir in die Sorbonne gehen, den großen Stanley zu hören, der dort in feierlicher Sitzung der geographischen Gesellschaft einen Vortrag halten sollte. Stanley war eben von seiner Durchquerung des dunklen Welttheiles zurückgekommen. Wir gingen also, hörten den großen Stanley; dann schieden wir, um uns leider nicht wiederzusehen.

Hatte ich Stanley auch nur aus gewisser Entfernung gesehen und gehört, so blieb mir seine äußere Erscheinung doch in so guter Erinnerung, daß ich ihn immer sehe, wenn ich von ihm lese und höre. Auch das erachte ich für Gewinn.

Glücklicher war ich mit einer anderen berühmten Per-

jönlichkeit, deren ich schon einmal gedacht habe, mit der Kaiserin Eugenie. Bei dem Ruhme, dessen sich diese hohe, vielgefeierte Dame erfreute, war es schon Genuß und Befriedigung für uns Sterbliche niederer Sphären, sie ganz in der Nähe, in aller Pracht und in vollem Glanze ihrer Schönheit zu sehen, wie es uns damals bei der Weltausstellung des Jahres 1867 gelegentlich der Preisverteilung geschah. Elf Jahre später sollte ich das Vergnügen noch besser haben. Freilich war sie nicht mehr die Herrscherin, nicht mehr die Herrscherin über Frankreich, über Geist, Talent und Schönheit, der alles huldigend zu Füßen lag. Das Kaisertum war gestürzt, Thron und Reich verloren gegangen, der Gemahl gestorben, sie selbst eine Verbannte, in der Fremde lebend, nur der Sohn, die Hoffnung einer Zukunft, lebte noch.

Da kam sie eines Tages, ihre Freunde besuchend, nach Wien (1878). Ich war nicht lange vorher von der Pariser Ausstellung zurückgekommen und wohnte allein auf dem Schloß Liechtenstein, während meine Familie noch zu Traunkirchen in der Sommerfrische weilte. Da wurde mir der Besuch der Kaiserin in der Liechtenstein-Galerie angekündigt, die damals noch unter meiner Aufsicht stand. Ich hatte sie demnach zu empfangen und zu geleiten. Ich war begierig sie wiederzusehen. Ein Dezennium, und was für eine Zeit, war über ihre Schönheit dahingegangen; war sie noch dieselbe? Sie kam, begleitet von einer Dame und dem Grafen Hans Wilczek, der mich ihr vorstellte. Er mochte ihr in seiner guten Meinung vielleicht einiges von mir mitgeteilt haben, denn sie zeigte mir große Freundlichkeit, die wohl in ähnlichem Falle dem unbekanntem Direktor einer Privatgalerie nicht gleich zu Teil wird.

Die Kaiserin war schwarz gekleidet vom Kopf bis zum Fuß. Unter dem schwarzen Hut quoll das berühmte lichte Goldhaar dicht hervor; die Zeit war darüber spurlos hinweg-

gegangen, nicht ein einziges weißes Haar war darin zu sehen. Das Antlitz, tadellos rein, hatte doch bereits die Frische der Haut verloren. Nicht groß, doch keine schlanke Erscheinung mehr, wie sie früher gewesen, hatte sie nun entschieden an Fülle und Rundung gewonnen. Immerhin war sie auch in dieser Veränderung die schöne Frau geblieben, wenn sie auch nicht mehr den Reiz einer harmonisch vollendeten Erscheinung besaß, wie sie ihn in der Blüte ihrer Jahre und ihres Glückes gehabt hatte. Eines aber war ihr völlig geblieben, der Zauber ihrer Liebenswürdigkeit, ihres gewinnenden Lächelns, das Wunder ihrer Augen und ihres Blickes. Wenn wir zusammen vor einem Bilde standen und sie sich auf eine Bemerkung zu mir wandte, schlug sie die langen Wimpern empor und enthüllte einen charme der Augen und des Antlitzes — ich gebrauche ungern das fremde Wort — von unvergleichlichem Reize. Ich habe in langem und ziemlich bewegtem Leben manches schöne Auge geistvoller Frauen gesehen, aber keines, das dem Zauber dieser tiefblauen Augen nur ähnlich gewesen wäre.

Unser Gespräch bezog sich natürlich zumeist auf die Bilder der Galerie, und ich fand die Kaiserin in diesen Dingen hinlänglich verjiert und geübten Blickes, wie es ja auch bei der Kunstliebe des napoleonischen Hofes und dem persönlichen Verkehr mit Künstlern und Kunstgelehrten nicht anders zu erwarten stand. Auch sonst zeigte sie sich unterrichtet. Unter anderem machte ich sie auf ein Porträt aufmerksam, das der Tradition nach einen französischen Marschall darstellen sollte. Als ich ihr sagte, ich wisse nicht, welcher Marschall das Original sei, sann sie einen Augenblick nach und meinte dann in bescheidener Weise: „Ich glaube, es ist der Herzog von Berwick.“ Die Bemerkung war auch richtig; es war ein Stuartgesicht, das Bild des berühmten Sohnes Jakobs II. Stuart.

Die Kaiserin blieb etwa eine Stunde und verabschiedete sich alsdann in freundlichster Weise. Gesehen habe ich sie noch einmal, wenige Tage danach. Ich fuhr, vom Museum kommend, im offenen Tramway-Wagen zur Südbahn. Ich saß am Rande in Gedanken verloren, als mir zwei Hofequipagen entgegenkamen und ich aus der ersten einen überaus freundlichen Gruß empfing. Es war die Kaiserin, die mich wieder erkannt hatte. Die flüchtige Stunde, die ich mit ihr verlebt habe, möchte ich nicht aus dem Museum meiner Erinnerungen austreichen.

fünfzehntes Kapitel.

Ein Besuch in Rumänien.

„Tritt herein zu der Thüre
Und erleuchte das Zimmer ganz,
Grüße rings und entführe
Alle Herzen in Himmelsglanz.
Vor dir gehet ein Schweigen,
Um dich anzumelden im Saal,
Und das Feld ist dein eigen
Eh' du noch aufgetreten einmal.“

In der lieblichen Cocumella, eine Viertelstunde abseits von Sorrent, dem gemütlichsten Albergo weit und breit am Golf von Neapel, haben wir uns für eine gute Weile niedergelassen. Ein paar Monate hindurch haben wir gesehen und gesehen, was eben in Italien bis hinunter nach Neapel an Kunst und Natur zu sehen ist. Die Zeit ist gekommen, die von Bildern überfüllte Seele ausruhen zu lassen und die müden Augen am Grün der Drangenhaine neu zu stärken. Und wo könnte das besser geschehen als an diesem Orte stillen Friedens, zu dem der Lärm der Straße nicht hereindringt.

Heute freilich — ein seltener Fall auf unserer Reise — regnet es in Strömen, und das nahe Meer brauset und brandet im Sturme. Dort vor uns liegt Neapel, aber wir sehen es nicht, dort zur Seite Cap Miseno und die Inseln Procida und Ischia mit dem hohen Epomeo, hinter dem wir an guten Tagen die Sonne glühend versinken sehen, aber Regen und Nebel verdecken sie. Wir sehen den grauen Himmel, das graue, schäumende Meer und zu unseren Füßen von hoher Terrasse herab das dunkle Grün der dichtbelaubten Bäume, von denen der Sturm die goldenen Früchte hinabwirft. An solchen Tagen ist es auch in der Cocumella ungemütlich. Es ist ein Tag, an dem man gerne bei sich Einker hält und die Gedanken auf die Vergangenheit richtet und in seinen Erinnerungen lebt. In solcher Stimmung rufe ich auch meine „Erinnerungen“ wieder hervor und versuche, ob mir das Gedächtnis treu geblieben ist.

Die Gedanken führen mich rasch von dannen in weite, weite Ferne. Ich sehe mich eine unabsehbare grüne Ebene durchheilen, selten sehe ich eine Ortschaft, selten ein einzelnes weißleuchtendes Haus am fernen niedrigen Horizont; gesegnete Kornfelder liegen — nicht „vom Segen gebogen“, sondern vom Regen der letzten Tage gedrückt am Boden; hier und da ein Sumpf, von Köhricht umgeben, von Enten bevölkert; weidende Herden von Pferden zahllos auf der weiten Fläche, Herden von Gänsen auf den Dorfplätzen. Es ist nachmittags, die Sunisonne sticht und brütet, die Luft zittert vor Hitze, das Licht flirrt und flittert. Es ist ein Bild aus Ungarns Ebene zwischen Donau und Theiß.

Meine Reise geht nach Rumänien, von Wien aus quer durch Ungarn und Siebenbürgen. Ich mache für einen Tag Halt in Großwardein. Es gelüstet mich einmal eine echt ungarische Stadt zu sehen, denn das mir wohlbekanntes Buda-

peſt iſt längſt zur europäiſchen Stadt geworden. Es iſt ein Sonntag, und ich hoffe die männliche wie weibliche Bevölkerung ſonntäglich in nationaler Tracht zu ſehen. Aber ich bin in beider Beziehung getäuſcht; es iſt zwar Sonntag, aber wenig davon zu merken. Vor meinem Gaſthaus ſtehen ländliche Wagen mit kleinen, grauen, unanſehnlichen Pferden beſpannt, mit Kirſchen gefüllt, die von ihrer Begleitung in Körbe verpackt werden, wohl zur Verſendung mit der Eiſenbahn. Die Begleitung mit langen Schafpelzen und in ſchmutziger weiter Leinentracht — freilich iſt auch dieſe national — ſieht völlig werktäglich aus. Ich gehe die langen und breiten Straßen entlang, komme über die Brücke in die eigentliche Stadt auf den breiten Marktplatz, auch hier geſchäftiges Leben wie an einem gewöhnlichen Markttag. Der ganze Platz iſt mit Buden gefüllt, mit Gewaaren, Kleidungsſtücken und Gebrauchsgegenſtänden aller Art, alles Volk, Verkäufer wie Käufer, durchaus nicht feſtlich gekleidet. Ich ſeße mich vor ein Kaffeehaus und beobachte das Treiben. Allmählich gegen Mittag leert ſich der Platz, die Buden verſchwinden, Waare und Verkäufer mit ihnen. Langſam kommt nun die ſtädtiſche Bevölkerung zum Vorſchein, wohl ſonntäglich gekleidet, aber auch modiſch, europäiſch, ohne Spur von nationalem Charakter. Es war nachmittags in den gewöhnlichen Stunden des Spazierganges nicht anders. So hatte ich wohl eine ungarische Stadt geſehen, aber nicht gefunden, was ich geſucht hatte. Die Täuſchung war mein.

Spät nach Mitternacht ging die Fahrt weiter. Als nach wenigen Stunden des Schlafes das Morgenlicht mich weckte, befand ich mich ſchon im Gebirge Siebenbürgens und ſah zu meinem nicht geringen Erſtaunen mich wie in das alte Dacien verſetzt. Träumte ich mich zurück in die alten philologiſchen Zeiten, da ich die Bilder auf der Trajansſäule ſtudierte? Da

waren sie ja, dieselben runden hölzernen, mit spitzem Strohdach gedeckten Häuser, welche die besiegten Dacier selber anzündeten. Völlig treu und unverändert hatte sich der nationale Typus erhalten. In Kronstadt hatte ich eine andere Gelegenheit zu sehen, wie fest alte Sitte und Gewohnheit sich durch die Jahrhunderte bewahrt, eine Kleinigkeit nur, aber sie scheint mir charakteristisch und bemerkenswert. Hier ist das Land der Siebenbürger Sachsen, deren Vorfahren, wenn mein wissenschaftliches Gedächtnis nicht trügt, schon im 13. Jahrhundert aus Niedersachsen und Westfalen einwanderten. Sie sind also aus meinem engeren Heimatlande gekommen. Nun hatten wir als Knaben die Sitte, wenn wir in Wald und Wiese Erdbeeren pflücken gingen, aus einer glatten Weide ein Stück Rinde herauszuschneiden und das zu einem Körbchen für unsere Erdbeeren zusammenzubiegen. Ich habe dergleichen nie und nirgends wieder gesehen; so oft Erdbeeren in den Eisenbahn-Stationen angeboten wurden, lagen sie in kleinen grünen Fichtenkörbchen, auf weißen Papierschälchen oder sonstwie. Hier vor Kronstadt auf dem Bahnhof sah ich unerwartet unsere heimische Sitte wieder: Ganz in denselben Gefäßen aus Weidenrinde boten die Frauen ihre Erdbeeren zum Kaufe an. Ohne Zweifel hatten die Sachsen schon eine uralte Sitte bei ihrer Wanderung aus der Heimat mitgebracht, und ihre Nachkommen hatten wie die Sprache, so auch diese Sitte treu bewahrt.

Ich war nachmittags noch rechtzeitig in Kronstadt angekommen, um die schöne Lage der Stadt im Kranz ihrer grünen Berge sehen und bewundern zu können. Ich möchte sie mit Salzburg vergleichen, nur fehlt ihr der Strom, der jene berühmte Stadt durchzieht. Minder schön und bedeutend ist das Innere von Kronstadt — eine vergrößerte Landstadt mit viel ländlichem Geschäft und Verkehr. Ländlich war auch

mein Wirtshaus, Hotel darf ich kaum sagen, trotzdem es das beste sein sollte. Es nannte sich „zum schwarzen Adler“, wenn ich nicht irre. Ich mußte an das alte Volkslied denken:

„Es steht ein Wirtshaus an der Lahn,
Da kehren viele Fuhrleut an.“

Gerade so war es: Einfahrt und Hof standen voller Fuhrmannswagen. Fast hätte auch die Fortsetzung des Liedes gepaßt:

„Die Wirtin schenkt vom Besten
Und setzt ihn vor den Gästen“,

denn es war wirklich eine wunderschöne junge Wirtin im Hause, und der Wein war vom besten, nur war sie es nicht, die ihn einschenkte und kredenzte. Es war eine sehr untergeordnete männliche Persönlichkeit, die mir Speise und Trank auf das Zimmer brachte; ein Speiselokal für Gentlemen schien es nicht zu geben. Aber, wie gesagt, der Wein war gut, das Essen war gut, das Bett war reinlich und gut, und so machte sich auch eine Nacht bei den Fuhrleuten im „schwarzen Adler“.

„Der Wind, der weht,
Der Hahn, der kräht,
Die Glock' schlägt drei,
Der Fuhrmann hebt sich von der Streu.“

Fast so früh mußte auch ich das Bett verlassen, denn es war weit hinaus zum Bahnhof, und der Zug, der mich nach Rumänien hineinbringen sollte, ging in ungewöhnlich früher Stunde ab. Das Wetter war kalt und unfreundlich, und ein leichter Sprühregen begann, als wir aus der tafelpplatten fruchtbaren Ebene in den Tömös=Paß, langsam steigend, einfuhren. Ein enges, aber wunderschönes Alpenthal nahm uns auf, ein frisch grüner Wald, Wiesen dazwischen, mit Blumen übersät, daß es in den Waggon

hineinduftete. Noch ein langer Tunnel und wir waren am Predeal, der Grenzstation, inmitten einer großartigen Hochgebirgsnatur. Paßrevision, Gepäcksuntersuchung, diese Plagen europäischer Kultur, gab es auch hier im fernen Osten; sie blieben auch dem zahlreichen, national buntgekleideten Landvolke nicht erspart, das fast die alleinigen Insassen des Zuges gebildet hatte und hier, beladen mit schweren Bündeln, die Grenze überschritt — eine seltsame Erscheinung in dieser Einöde. Rasch ging es nun zwischen hohen, auf der Spitze noch mit Schnee bedeckten Bergen im Thal der rauschenden Prahova hinunter. Der Regen hatte aufgehört, und ich konnte, wie flüchtig auch immer, mit raschem Blick eine Vorstellung vom arbeitenden Landvolk und der Eigentümlichkeit ihrer Häuser mit der vorgebauten, von Säulen gestützten Veranda gewinnen. Eine halbe Stunde noch und ich war in Sinaja, dem Ziel meiner Reise.

Was mich in diese mir so ferne Gegend hinführte, in der ich doch eigentlich nichts zu sehen und zu suchen hatte, war eine Einladung des königlichen Paares von Rumänien, für einige Zeit ihr Gast im Schlosse Pelesch zu sein. Der Einladung waren manche Beziehungen vorausgegangen: Ich hatte König Karl schon als Knaben gekannt, als ich im fürstlichen Hause Solms lebte, ich hatte ihn in Düsseldorf wie in Dresden gesehen, wo er auf der Schule war, und wie er der Freund meines Zöglings Bernhard war, so Prinzess Elisabeth Wied die beste Freundin meiner Schülerin Elisabeth Solms. Damals und später lernte ich auch verschiedene Geschwister des Königs und andere Angehörige und Verwandte beider Familien kennen, so daß die Königin einmal äußerte: Wir haben so viele gemeinsame Freunde. Mehrmals hatten König und Königin das österreichische Museum unter meiner Führung besucht. Eine Beziehung anderer Art

war durch meine „Kunst im Hause“ geschaffen worden, welche für die Bauart und die Ausstattang des Schlosses Peleşch zur künstlerischen Leitung gedient hat. So hatte sich auch ein geistiges Band hergestellt, und ich durfte wohl darauf rechnen, ein gern gesehener Gast auf Peleşch zu sein. Niemals aber hätte ich erwartet, mit einer solchen Liebenswürdigkeit und Freundschaft aufgenommen und mit dem gleichen Vertrauen geehrt zu werden, wie es mir in der That zu unvergeßlichem Andenken und unbegrenzter Verehrung zu Teil geworden. Eben dieser Umstand aber — so will es mir erscheinen — legt mir die Pflicht erhöhter Reserve auf, wie sie dem Gast ohnehin zukommt. Es widerstrebt mir, von Dingen zu sprechen, die ich zwar nicht unter dem Siegel des Geheimnisses erfahren habe, aber doch in intinem und vertraulichem Gespräche. So werde ich viel Interessantes verschweigen, ja das beste für mich behalten und nur einfach erzählen, was ich in Rumänien erlebt und gesehen habe.

Romantisch im gewöhnlichen Sinne kann man die Gegend nicht nennen, in welcher das rumänische Königspaar sich seinen Sommeritz erbaut hat; hier giebt es keine Ruinen, keine Burgen, keine mit getürmten Mauern umgebenen Städte, nur auf lichter, niederer Höhe ein kleines Kloster, das in alte Zeiten hinaufreicht. Es war hier Wildnis, ehe Karl und Elisabeth, damals noch Fürsten, in diese Gegend kamen aus dem heißen, fieberschwülen Bukarest, Frische, Kühlung, Wald und Waldesduft, Erholung und Gesundheit zu suchen. Und an frischer Bergluft fehlt es nicht. Bis zu sechs- und achttausend Fuß steigen die umliegenden Berge in die Höhe. Oben sieht man noch Schnee im Hochsommer; dort haufen noch Bären und horsten Adler im Felsgestein, während die untere Hälfte der Berge von einem üppigen Wald, fast einem Urwald von Buchen und Tannen umgeben ist. Von Norden

herab fließt die Brahova raschen Laufes, und dort, wo heute der Sommerort Sinaja liegt, unterhalb des Klosters Sinai, nimmt sie einen wasserreichen Wildbach auf, den Pelesch, der, vom hohen Bucegi aus Felsen hervorbrechend, durch Schluchten und Wald über Felsen und umgestürzte Bäume seinen wilden Lauf in die Tiefe nimmt. Sagen und Märchen begleiten ihn von der Quelle bis zum Sturze in die Brahova.

Flüchtend vor der Sommerchwüle der Ebene kam das Fürstenpaar hier herauf und fand schlecht und recht eine Unterkunft im Kloster, das seiner ursprünglichen Bestimmung nach wohl als Asyl den Wanderern, Pilgern oder Kranken in dieser einsamen, nur von Holzhauern bewohnten und von Fuhrleuten besuchten Gegend gedient hatte. Hier im Thale des Pelesch, eine Viertelstunde vor der Mündung desselben, sollte nun das Schloß erbaut werden, das von dem Wildbach seinen Namen erhalten hat, während der Ort, der unten im Thal infolge der königlichen Ansiedlung entstand, nach dem Kloster benannt wurde.

Aber die Sache ging nicht so leicht. Woher Baumaterial nehmen? Woher die Bauleute schaffen in dieser menschenleeren, der Straßen und Wege ermangelnden Gegend? Das Thal war eng und schmal, die Bergwand steil, und es mußte ihr der Boden abgerungen werden, breit genug, um ein Schloß für eine königliche Hofhaltung darauf zu erbauen. So mußte hier weggegraben, dort angeschüttet werden. Das geschah von der gegenüberliegenden Seite her. Aber das Erdreich wollte nicht stehen; als ob die Berg- und Quellgeister die Eindringlinge nicht dulden wollten, so sammelten sich dahinter die Gewässer und stürzten, was angeschüttet war, wieder in die Tiefe hinunter. Doch endlich siegte der Menscheng Geist, die Quellen wurden abgeleitet, gewaltige Fundamente gelegt und das Erdreich stand. Nun konnte der Bau beginnen.

Zimmerhin brauchte er noch einige Jahre zur Vollendung. Dann kamen die Nebengebäude, wie sie eine königliche Hofhaltung braucht, die Stallung, die Dienerwohnung, das Maschinenhaus für die elektrische Beleuchtung, Gewächshäuser, Forsthaus, Schloßwache, dazu eine Blumenterrasse mit mächtigem Springbrunnen, Teiche und ringsum der Park, der unbesehen in den Wald übergeht. Als ich nach Sinaja kam (1890), war das alles fertig und von den Sorgen und Mühen, die es gekostet, keine Spur mehr zu sehen.

Wie ein Märchen liegt das Schloß an der Bergwand, mit seinen Türmen, Erkern, Zinnen, seinen Dachreitern und all dem phantasiervollen Architektur-Detail der deutschen Renaissance sich vom Grün der mächtigen Bäume abhebend, in vollster Harmonie mit der Gebirgswelt, aus der es wie hervorgewachsen erscheint. Und wie das Äußere, so ist das Innere in dem gleichen Stile durchgeführt, reich, farbig, behaglich, wohnlich, die Fenster alle mit Glasgemälden geschlossen, Plafond und Wände der Gemächer getäfelt und mit Schnitzwerk geziert, die Korridore warm und behaglich mit alten Möbeln, Kunstwerken und zahlreichen Porträts zu angenehmem Aufenthalt ausgestattet.

Im Bahnhofs in Sinaja wurde ich im Namen des Königs und der Königin vom dienstthuenden Adjutanten Oberst Candiano, einem der Helden von Griviza aus dem Türkenkriege, freundlichst begrüßt und bewillkommt. Der Wagen stand bereit, und wir fuhren ohne Verweilen die Höhe hinan, Sinaja unter uns lassend, durch den Vorhof des Klosters hindurch, dann durch den Wald und den Park zum Schlosse empor. Der erste Eindruck konnte nicht glücklicher sein. Mein Zimmer war ein großes Gemach mit gemütlichem Erkereinbau, mit Bärenfellen auf dem Boden, deren Träger oben die Berge bewohnt hatten. Ich öffnete das Fenster,



die Sonne war durchgedrungen und beleuchtete die Bergwand vor mir und die üppigen, gewaltigen Bäume, und Finken und Amseln sangen, den Fremden heimatlich grüßend, die Luft atmete erfrischend Tannengeruch und Waldesduft. So war ich denn im Königspalast einquartiert, während ich die Nacht vorher so zu sagen bei den Fuhrleuten zugebracht hatte.

Ich hatte nicht lange zu warten, bis mich der König holen ließ, der mich dann zur Königin führte, nachdem wir fast eine Stunde lebhaft verplaudert hatten. Ich fand den König ungealtert und unverändert so, wie ich ihn das letzte mal im österreichischen Museum gesehen hatte, minder die Königin. Sie hatte eine lange Krankheit überstanden und gar trauriges erlebt, und beides hatte tiefe Spuren hinterlassen. Die kurzgeschnittenen Haare waren leicht ergraut und die Züge des geistvollen Gesichtes schärfer geworden. Sonst aber, wie ich mich im Laufe der Tage überzeugen sollte, waren Geist und Körper gleich frisch und beweglich, der Körper selbst kräftig genug zu Spaziergängen auf wilden Wegen über die Berge, der Geist lebendig, heiter, fast bis zum Übermut. Sie hätte vielen davon abgeben können und noch genug übrig behalten.

Als ich ihr schönes Zimmer betrat („da ist ein Fenster darin so groß, als ob keines da wäre“), saß sie an einem Tischchen und malte an einem großen Pergamentblatte, denn Carmen Sylva, die Dichterin, hat auch dieses Talent nebst noch anderen, die ich auch noch kennen lernen sollte. Wie der König sich wieder entfernte, kamen die jungen Hoffräulein, eine nach der anderen, den längst erwarteten und, wie es scheint, vielbesprochenen Gast zu sehen und zu begrüßen: Helene Bacaresco, Zoë Miculesco und Katharina Theodory, zu denen ich noch ein Fräulein Sefulitsch nennen muß, das

öfter von Sinaja herauf zu Besuch kam. Alle, ausgenommen Fräulein Bacaresco, waren in Musik und Gesang in Wien durch Leschetizky und Gänsbacher ausgebildet. Helene Bacaresco war in Paris erzogen worden und teilte die litterarischen und poetischen Neigungen der Königin, mit der sie auch gemeinsam arbeitete, eine der anderen Dichtungen, je nachdem, ins Französische oder Deutsche übersetzend. Die junge Rumänin hatte sich bereits in Paris einen Namen als Poetin gemacht, bevor sie zur Königin gekommen war. In Rumänien hatte sie auf den Gütern ihres Vaters aus dem Munde von Weibern, Zigeunern und Cobzaren, den herumziehenden Volksfängern, eine Menge höchst eigentümlicher, zumeist tief melancholischer oder trauriger Lieder gesammelt, welche von Carmen Sylva übersetzt und unter dem Titel: „Der Rhapsode der Dimboviza“ herausgegeben waren. In der That machen sie nach ihrer freien Form mehr den Eindruck gesprochener Gesänge als den geschlossener Lieder. Fräulein Bacaresco ihrerseits hatte die tiefgedachte Dichtung der Königin „Sehova“ ins Französische übertragen, jedenfalls eine schwierige Arbeit, die nicht bloß den Poeten, sondern auch einen im Denken gebildeten Kopf erforderte. — Doch ich greife meiner Erzählung vorauf.

Die erste von jenen jungen Damen, die sich sehen ließ, war das Fräulein Helene. Klein von Gestalt, kaum hübsch zu nennen, dunkel von Augen und Haaren, mit einer Stirne, hinter der Gedanken arbeiteten, still und bescheiden, so kam sie aus einem verhängten Erker hervor, wo sie im Zimmer der Königin ihren Arbeitsplatz hatte. „Das ist mein Brunnen“, sagte die Königin, „da ziehe ich alles heraus.“ Als dann auch die anderen Damen gekommen waren und der Sekretär der Königin, Herr Schäfer, ein Elsässer, gab es eine lebhafte Unterhaltung, bis das Glockenzeichen die Gesellschaft zum

Dejeuner rief. Dort beim Dejeuner lernte ich auch den Erbprinzen Ferdinand kennen.

Nach der Hausordnung nahm ein jeder das erste Frühstück für sich in seinem Zimmer, zu welcher Stunde er wollte. Die Königin war die Erste, oder ich will lieber sagen, die Früheste. Sie stand schon auf, wenn alles noch in tiefem Schläfe lag und Nacht oder Dämmerung die Erde deckte, zündete sich ihre Lampe an und arbeitete. Es war auch wohl die einzige Zeit, wo sie, frei von den Pflichten ihrer Stellung, in Einsamkeit und Stille Carmen Sylva sein konnte. Um ein Uhr war das gemeinsame Dejeuner, um sieben oder halb acht das Diner, zu welchem Toilette gemacht wurde. Gewöhnlich kamen wir in der Frühe um zehn Uhr zusammen, meist auf der Terrasse oder bei schlechtem Wetter in den Zimmern der Königin. Von dem Momente gehörte ich mir nicht mehr selber an bis abends elf Uhr, mit Ausnahme der Zeit von drei bis vier oder bis gegen fünf, da jedermann ruhen durfte. Um fünf Uhr war Thee, der aber häufig, wenn das Wetter es erlaubte, bei Ausflügen außerhalb genommen wurde. Nach dem Diner ging man in den Salon zum türkischen Kaffee, die Herren sodann ins Billardzimmer oder sie setzten sich zum Kartenspiel, während die Damen sich in das Musikzimmer begaben zum Musizieren, Plaudern oder Vorlesen. Da ich nicht Karten spielte, so schloß ich mich den Damen an.

Das Dejeuner war eigentlich die Hauptmahlzeit, quantitativ und qualitativ, und zwar aus dem Grunde, weil zur Mittagsstunde die Gäste aus Bukarest kommen und abends wieder in der Stadt zurück sein konnten. Dann wurde auch wohl bei besonderem Anlaß das Dejeuner in eine feierliche Tafel verwandelt, z. B. als ein neuer türkischer Gesandter seine Antrittsaudienz hatte. Zu solcher Gelegenheit wurde

alles aufgeboten, mit Blumen, Tafelgeschirr und persönlicher Zier die Sache so festlich wie möglich zu machen, und es war wirklich wunderhübsch in der reichgeschnitzten Architektur und Dekoration des Speisesaales. Zur Abendtafel kamen nur Gäste, welche ihren Sommerwohnsitz in Sinaja hatten, wie die Diplomaten, die dem Hofe gefolgt waren.

So waren wir des Abends gewöhnlich die geringere Zahl beim Essen, und Speise und Trank waren beschränkter. Bei festlichen Gelegenheiten trugen die Königin und ihre Damen stets die rumänische Nationaltracht. Ich kann nicht gerade sagen, daß sie trotz ihres Reichtums, ihres Schleiers und ihrer Goldstickerei gut kleidete; jedenfalls sah sie nicht imponierend aus, und bei kleinen Damen zumal war man doch immer an die wenn auch reich gekleidete Bäuerin erinnert. Es gab dem Feste wohl etwas Besonderes, ich sah aber doch die Königin lieber in eleganter moderner Kleidung. Wenn sie so in den Salon eintrat, während die Herren rechts, die Damen links die Majestäten vor dem Mahle erwarteten, dann mußte ich immer an das schöne Gedicht von Rückert denken dessen erste Verse diesem Kapitel voranstehen.

Für gewöhnlich saßen beim Mahle mittags wie abends König und Königin neben einander: zur anderen Seite der Königin saß der Prinz, ich hatte meinen Platz zur Linken des Königs. Nur wenn besondere Gäste da waren und die Majestäten einander gegenüber saßen, kam auch ich zur Seite der Königin hinüber und saß zu ihrer Linken. Gleich am ersten Mittag, da keine weiteren Gäste da waren und die gewöhnliche Tischordnung herrschte, wandte sich die Königin zu mir und sagte: „Wir haben ein großes Attentat gegen Sie vor; wir wollen alles aus Ihnen herausziehen, was Sie in sich haben.“ Ich antwortete: „Ich werde dafür ebensoviel mit nach Hause nehmen und dort ebensoviel zu erzählen

haben.“ Ich erfuhr und merkte gar bald, daß des Königs liebste Erholung bei seinem ernstestem Charakter und dem Ernste, wie er die Pflichten seiner Stellung nahm, in einem eingehenden, lebhaften Gespräche bestand, und so waren wir denn bei Tische alsbald mitten in solcher Unterhaltung, der kein wichtiger oder bedeutender Gegenstand fern lag. Es war mit der Königin nicht anders, nur daß unsere Gespräche häufig eine heitere Wendung nahmen, auch öfter litterarische Dinge betrafen, selbst wohl Familienverhältnisse, von denen ich ja vieles in früheren Zeiten aus eigener Erfahrung kennen gelernt hatte. Was mich betrifft, wenn ich auch von mir ein Wörtlein sagen darf, der ich in so eigentümlicher Situation mich befand, so hatte ich mich immer für einen guten Zuhörer gehalten, was ja auch unter Umständen eine Kunst ist, und hatte mir damit manches Herz erschlossen und manches Vertrauen gewonnen. Nie aber hatte ich mich für einen besondern Sprecher oder Erzähler gehalten. Angeregt aber durch den so ungewöhnlichen Aufenthalt, angeregt durch die geistvollen und bedeutenden Menschen, mit denen ich lebte, wurde ich mittheilhaftig und gab aus, was ich zu geben hatte, sodaß ich von der Königin das Lob eines guten Erzählers erntete.

Die Gespräche mit dem Könige fanden aber nicht allein bei Tische statt, sondern oft auch auf seinen Spaziergängen, zu denen er mich mitnahm. Das erste war, daß er mich durch das ganze Schloß führte von den Fundamenten und Grundgewölben herauf bis zur Spitze des Hauptturmes, von wo ein Rundblick die Übersicht gewährt über die ganze von den hohen Bergen umschlossene Gegend. Ein andermal wanderten wir durch den Park, besahen die zerstreut liegenden Nebengebäude und kamen zu dem Kloster Sinai, in welchem wir, geführt von einem der Mönche, alle Räume betrachteten.

Die Gründung des Klosters reicht mindestens in das fünfzehnte Jahrhundert zurück, in eine Zeit, da es in dieser Wildnis nur Fuhrleute oder Holzhauer gab. Die große Straße zwischen Siebenbürgen und der Walachei ging nicht dieses Weges das Thal der Brahova hinunter wie heute, da sie durch König Karl zu einer Straße der Kultur gemacht ist, welche durch Fabriken, Villen, Ortschaften, eine Eisenbahn belebt wird. Nur das Kloster ist geblieben, wie es war, das eigentliche kleine, auf nackter Höhe über Sinaja liegende Kloster. Es ist ein ganz unansehnlicher Bau von vier hohen Mauern umgeben, über welche die schlanken Kuppeltürme emporragen, ein Bau wie eine Festung anzusehen. Die Mauern umschließen einen Hof, eine Anzahl Zellen und zwei Kirchen, von denen die größere den Laien gewidmet ist, die kleinere nur den Mönchen dient. Diese ist nur ein niederes Gemach, das von innen an die Umfassungsmauer angelehnt ist, und ebenso sind die kleinen, niedrigen, schmutzigen und übelriechenden Zellen nur wie Anhängsel an die Mauer. Von Altertümern habe ich nichts wahrgenommen, wie denn der Bau in den stereotypen griechischen Formen wohl jünger ist, als er zu sein scheint. Nicht im Kloster selbst, wohl aber in den Nebengebäuden desselben war es, wo die königliche Familie mehrere Sommer wohnte, während Schloß Pelesch sich im Bau befand.

Zu wechselvollen Spaziergängen oder Ausflügen bot die Gegend nicht viel Gelegenheit, wenn man nicht quer auf oder über die Berge wandern wollte. So geschah es einmal nachmittags von der Königin und ihren Damen, die sich für solche Wanderungen ein besonderes Kostüm angeschafft hatten. Die Gesellschaft sah phantastisch, seltsam genug aus, wenn sie so durch den Wald strich, und wer es nicht wußte, hätte in dieser Gesellschaft schwerlich die Königin von Rumänien ver-

mutet, eher noch Carmen Sylva. So ging es eines Nachmittags über den Berg hinüber, der sich zwischen Peleşch und Brahova einschiebt. Ich fuhr mit dem Könige später nach und fand die Gesellschaft bereits am Saume des Waldes auf dem Rasen bei Thee und Bier und ausgiebigem Gouter gelagert.

Wenn nur eine Spazierfahrt beabsichtigt war, so gab es dafür nur die einzige gut gehaltene Straße im Thal der Brahova. Die ganze Gesellschaft saß vereint in einem Breat, der von vier buntgeschirrten, mit Schellen behangenen Rappen gezogen wurde. Nicht minder bunt und originell war der Kutscher, der mit seinem in den Landesfarben gehaltenen Kostüm eine so fremdartige, fast wilde Erscheinung bot, daß er mich lebhaft an Buffalo Bills Indianer erinnerte. Unaufhörlich sprach er während der Fahrt mit seinen Pferden. Niemals brauchte er die Peitsche, und doch ging das Fuhrwerk saufend und schellenklingelnd die Straße hinauf und hinab. Ich mußte an Carmen Sylvas schönes Gedicht von der rumänischen Post denken, wie sie auf ungebahnten Pfaden über die Heide dahinsauft. Wir hatten wenigstens gute Straße.

Mehrmals ging die Fahrt nach Busteni oder in die Gegend dieser nächsten Station. Der König war dort Gutsherr und hatte auf seinem eigenen Grund und Boden Musterhäuser für die Bauern nach nationaler Art, ein geräumiges Schulhaus und eine hübsche Kirche in griechisch-byzantinischem Stil erbaut. Wir fuhren einmal dorthin, den Thee zu nehmen; es geschah im Schulhause. Ein andermal — es war an einem Sonntag-Morgen — ging es zu jener Kirche zum Gottesdienste. Ich saß mit den Majestäten und dem Prinzen in demselben Wagen und erhielt damit auch unerwartet und unverdient meinen Teil von der Ehre, feierlichst von der Geistlichkeit vor der Kirche empfangen zu werden

und Kreuz und Buch zu küssen, wie es Sitte ist und wie es die Majestäten gethan hatten. In meiner Jugend wäre mir auch die Möglichkeit einer solchen Szene sicherlich nicht eingefallen. Ich kam mir selber recht märchenhaft dabei vor.

Wie den Thee, so liebte man es auch wohl, das Dejeuner außerhalb des Schlosses zu nehmen. Es gab Abwechslung und Unterhaltung dabei. So geschah es eines schönen Tages hoch oben im Walde an Wasserfällen des Pelesch unter überhängenden Felsen. Die Königin mit ihrer Begleitung wollte einen langen Spaziergang machen und sollte erst auf weiten Umwegen dahin kommen. Da ich zu solchem Marsche nicht disponiert war, so fuhr ich mit Fräulein Bacaresco dahin, d. h. so weit man überhaupt fahren konnte. Die Königin hatte uns ihren mit kleinen gelben Norwegern bespannten Wagen gegeben. Der König, der beschäftigt war, sollte erst mit dem Mahle selber kommen, wenn die Tafel gedeckt, d. h. auf dem Boden ausgebreitet war. Es war ein wunderschöner Morgen, als ich mit der jungen Dichterin durch Park und Wald fuhr. Unser Gespräch entfernte sich nicht weit von allerlei Poetischem, und sie sagte mir da in ihrer stillen, geistvollen Weise manch hübsches Wort. Als der Wagen nicht weiter konnte, stiegen wir in der Schlucht des Pelesch hinauf und setzten uns dann, am Ziele angekommen, auf einen gestürzten, moosüberdeckten Baumstamm. Wir waren die Ersten am Platze. Ich öffnete so zu sagen mein Liederbuch, d. h. dasjenige, was ich im Kopfe hatte, und machte meine Begleiterin mit den schönsten Liedern von Eichendorff, mit „Schön Rothraud“ und anderen Gedichten bekannt, deren ich aus alter jugendlicher Sangeszeit gar viele auswendig weiß. Während ich ihr Gilmers schönes Gedicht von der Georgine mittheilte, kam die Königin an, und ich mußte das Gedicht wiederholen. Dann übernahm diese selbst die Rolle poetischer Mit-

teilung, bis die Schar der Diener in Begleitung helfender Soldaten mit dem ganzen Apparat und dem Bestand der Mahlzeit eintraf. Bald kam auch der König „und sie erfreuten sich des köstlichen Mahles“.

Sehr gern wurde das Dejeuner im Forsthaufe genommen, das, in Schweizer Art gebaut, eine schattige Veranda und einen geräumigen Speisesaal besaß. Auf der Veranda saßen wir öfter des Morgens, bis die Zeit des Mahles kam, heiter plaudernd, erzählend, vorlesend, die jungen Damen mit Handarbeit beschäftigt. Unter dem Dache dieses Hauses waren viele Dichtungen von Carmen Sylva entstanden, und sie liebte es besonders. Es war still und ländlich dort, fern genug vom Verkehr des Schlosses, um ungestört zu sein und in und mit der Natur und mit sich selber zu leben.

Eines Mittags waren wir wieder dort. Es war gerade am 21. Juni, an meinem Geburtstage. Ich hatte am Morgen, da ich noch beim Frühstück in meinem Zimmer saß, von König und Königin Geschenke erhalten, vom König ein großes Photographien-Album über Schloß und Gegend von Peleisch, von der Königin mehrere Photographien, Porträts ihrer selbst, nebst einer und der anderen Dichtung. Das war geschehen ohne die geringste Ahnung, welche Bedeutung der Tag für mich hatte; es war der reine Zufall. Mittags waren Gäste im Forsthaufe, unter anderen ein griechischer Bischof, und ich hatte meinen Platz neben der Königin. Da wurde mir ein Telegramm gebracht. „Lesen Sie nur“, sagte die Königin, als ich es einstecken wollte, und als ich gelesen hatte, fragte sie teilnehmend: „Es ist doch nichts schlimmes darin?“ „Nein“, sagte ich, „nur eine Gratulation.“ — „Wozu?“ — „Nur zu meinem heutigen Geburtstag, zu dem ich in der Frühe schon so schöne Geschenke erhalten habe.“ — „Da müssen wir anstoßen.“ — Und so geschah es denn. Als der König, der

uns gegenüber saß, das bemerkte, fragte er: „Was giebt's?“
 Ja so und so, Geburtstag u. s. w. Worauf dann das Anstoßen und Gratulieren weiter ging und schließlich die Königin in ihrer unendlichen Liebenswürdigkeit mir sagte, daß ich von jetzt an jeden Geburtstag bei ihr zubringen sollte. Ja, wer in dem Moment geahnt hätte, was schon im nächsten Jahre sich ereignete! Am Abend bekam ich dann noch andere wirkliche Geburtstagsgeschenke, die das Datum des Tages mit einem Autograph der Königin trugen. In den nachfolgenden Tagen erhielt ich noch mehrere Dichtungen von Carmen Sylva. In jedes Buch hatte sie sinnige Worte in ihrer großen, freien, klaren Handschrift hineingeschrieben.

Ohne weiter zu reflektieren, will ich noch eine andere kleine Begebenheit erzählen, die sich bei einer Abendtafel zutrug; ich erzähle ja eben, was ich erlebt habe und in treuem Gedächtnis bewahre. Die Königin hatte mir einen jener Tintenstifte versprochen, mit denen Carmen Sylva zu schreiben pflegte und bereits geschrieben hatte, eine Feder, welche die Tinte in sich trägt und das Eintauchen erspart. Es waren Gäste da, und ich saß neben der Königin. Die Tafel war reich mit Blumen bedeckt, und in der Mitte des Tisches sprang das Brunnlein des Belesch mit seinem lebendigen Wasser sprudelnd empor. Es war wunderschön in der dunklen Holzarchitektur und der hellen elektrischen Beleuchtung. Die Königin hatte den Stift mit zur Tafel gebracht, und in einer Pause gab sie ihn mir und sagte: „Versuchen Sie!“ — Ich nahm das Menu und schrieb auf die Rückseite:

„Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll . . .“

„Lassen Sie mich fortfahren“, sagte sie, nahm den Stift und improvisierte, mit Rücksicht auf den plätschernden Springbrunnen vor uns, die folgenden Verse:

„Und der Pelesch tanzte dazu,
Aus jedem Silbertröpfchen quoll
Ein Märchen und nickte mir zu.“

Ich schrieb sodann das Datum des Tages hinzu und bewahre nun Stift und Autograph von Carmen Sylva.

So verflossen die Tage eben so rasch wie angenehm, so sehr angenehm, daß es mir fast leid that, mich für einen Tag von dieser Gesellschaft zu trennen, um doch einen Eindruck von Bukarest zu haben und das Palais, die königlichen Gemächer und den Teil der Bilder und Kunstwerke des Königs zu sehen, welche sich nicht in Pelesch befanden. Das war freilich ein flüchtiger Besuch, aber es war alles so bequem gemacht worden, daß ich in wenigen Stunden möglichst viel zu sehen bekam. In der Frühe ging es hinab aus den kalten Bergen, um mittags in Bukarest brütende Schwüle und ein kurzes, aber heftiges Gewitter zu finden. Als wir im Palais ankamen — mich begleitete der Bibliothekar des Königs Herr Bachelin — stand ein Dejeuner bereit, nach dessen Genuß, den einige Herren liebenswürdig mit mir teilten, wir unsere Wanderung, richtiger unsere Fahrt begannen. Ein königlicher Wagen führte uns rasch von einer Sehenswürdigkeit zur anderen, nachdem wir die Einrichtung des Palastes und vor allem auch die reizenden Privatgemächer zuerst gesehen hatten. Mich interessierte gar mancherlei in dieser mir wildfremden Stadt, die russischen Kutscher, eine religiöse Sekte, die hier merkwürdigerweise wie eine Kaste den ganzen Fahrdienst in den Straßen inne hat, die alte wie die neue Stadt, die griechischen Kirchen und vor allem das Museum. Ich kannte zwar einen Hauptbesitz, den Goldfund von Petrossa, ganz genau, halb byzantinische, halb barbarische Arbeiten, den man wohl als den Schatz des Ostgoten Athanarich bezeichnet, aber es war noch ein anderes vorhanden, das mich

besonders interessierte. Ich meine die Reliefs mit kriegerischen Szenen, welche einst den Rundbau bei Costanza in der Dobrudscha umgaben, höchst barbarische Werke, barbarisch nach der künstlerischen Arbeit, wie barbarisch nach den dargestellten Völkerschaften. Damals standen sie noch ziemlich unbekannt im Garten des Museums, haben dann aber die Aufmerksamkeit der Archäologen erregt und zu einer wissenschaftlichen Publikation geführt. Die Herausgeber halten das Monument für ein Siegesdenkmal des Kaisers Trajan und erklären den barbarischen, zur Kunst der Zeit gar nicht passenden Stil eben für Arbeit der Örtlichkeit. Mag sein! Mir haben die Reliefs nach Kunst und Kostüm den Eindruck einer viel späteren Zeit gemacht, und mir scheint, das letzte Wort ist noch nicht gesprochen.

Spät nachmittags ging es wieder in die Berge zurück. Wir kamen fast nach Schluß der Tafel an. Es waren französische Gäste da, und ich konnte eben noch einer kleinen Szene beiwohnen, die von den Fräulein Bacaresco und Sekulitsch auf dem hübschen Haustheater gespielt wurde. Dann schloß der Tag wie gewöhnlich mit Musik. Die nächsten, die letzten Tage waren wir abends allein. Sie brachten noch manches herzliche Wort zur Aussprache. Das Scheiden wurde nicht zu schwer gemacht, denn es hieß: Auf Wiederkommen und ein jedes Jahr auf Wiederkommen. Ach! es sollte nicht sein.

Nicht lange nach meiner Abreise wurde die Königin wieder leidend und begab sich noch denselben Sommer in ein englisches Seebad. Als sie gegen den Herbst gesundet zurückkam, weilte sie, wie bekannt, mehrere Tage in Wien, um ihre Tragödie „Meister Manoli“, die sie im Burgtheater zur Aufführung zu bringen wünschte, den Schauspielern vorzulesen. Mir hatte sie dieselbe bereits in Pelesch vorgelesen, aber damals fehlte noch der fünfte Akt, den sie mittlerweile

vollendet hatte. Sie las zum Erstaunen aller Zuhörer mit höchster Vollendung, sie las mit dem Gefühl der Dichterin und mit der Technik der Künstlerin, aber ohne das Pathos frei und natürlich. Wer sie gehört hat, wird die weiche, biegsame, so wohlklingende Stimme nicht vergessen, nicht jenes ersterbende „Manoli“ der jungen eingemauerten Frau, das mir noch heute in den Ohren klingt.

Im nächsten Jahre wurde die Königin aufs neue von dauerndem Leiden betroffen, und sie verließ ihr Königreich, um im milderen Klima und danach in der Ruhe ihrer heimatlichen Wälder Genesung zu finden. In dieser schweren Zeit hatte sie noch die Liebenswürdigkeit, meiner öfter zu gedenken und mir die kleinen Dichtungen zuzusenden, welche mittlerweile ihr reicher, nicht ruhender Geist geschaffen hatte. Als sie endlich ein paar Jahre darauf sich stark und gesundet genug fühlte, um nach Rumänien zurückzukehren, sah ich sie auf der Heimkehr in Wien und fand sie zu meiner Freude so blühend aussehen, wie ich sie das erstemal im österreichischen Museum gesehen hatte. Mittlerweile waren auch über mich böse Tage und Jahre gekommen, Leidenszeiten für Körper und Seele.

Sechzehntes Kapitel.

Litterarisches. Ein Frauenbild.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist,
Daß man, ach! zu seiner Qual
Nimmer es vergißt.

Lange, lange Jahre hatte ich meine alte Heimat nicht wiedergesehen. Ich hatte keine Veranlassung gehabt, sie aufzusuchen. Eltern und Verwandte waren gestorben oder fort-

gezogen; nicht eine Seele, nicht ein Herz, von dem ich sagen konnte, daß es mir angehöre, war dort für mich übrig geblieben. Im fremden Lande war ich heimisch geworden, so heimisch, daß ich das Gefühl hatte, in Wien geboren zu sein und hier meine Jugend verlebt zu haben, nicht in jener kleinen idyllischen Stadt. Mein Beruf hatte nie meine Gedanken dorthin gelenkt, ich lebte in Ideenkreisen, die dort nicht zu Hause waren, in einer anderen Thätigkeit, in einer anderen Welt.

Und ebenso, wer dürfte sich dort noch meiner erinnern, der ich, kaum zum Jüngling erwachsen, die Heimat auf immer verlassen hatte! Wer wußte es noch, daß ich dort im Jahre 1825 geboren war, „ein Sohn des Bürgers und Brauers Christoph Falke“? Wer hatte des Knaben geachtet, um ihn im Gedächtnis zu behalten! Zwei Generationen waren seitdem verschwunden. Die Bewohner waren andere geworden, die Regierung eine andere, das Ländchen seiner idyllischen Ruhe entrisen und gewissermaßen in die Weltgeschichte hineingeworfen worden.

Damit war auch die moderne Kultur ins Land gekommen. Man hatte sich, so zu sagen, seiner selbst erinnert, und wie anderswo hatte sich ein Verein gebildet für die Geschichte des Landes, ein Verein, an dem alles teilnimmt, was auf Bildung im Lande Anspruch erhebt. In diesem Vereine erinnerte man sich auch des landsmannschaftlichen Schriftstellers, der im Laufe der Jahre zu einigem Rufe gekommen war. So erhielt ich denn eines Tages eine Zuschrift des historischen Vereines für Lauenburg von der Hand seines Vorstandes, des Gerichtsrates Dührsen in Mölln, mit dem Ansuchen, ich möchte mit meinen Schriften dem Vereine für seine Bibliothek ein Geschenk machen.

Die Anregung — für mich ein Zufall — war genügend,

um alle die alten vergessenen Bilder und Erlebnisse der Jugendzeit wieder erstehen zu lassen. Da stand es vor mir, das hübsche kleine Städtlein im Spiegel seines Sees und seiner Wälder Kranz; da sah ich es wieder, das alte berühmte Mölln mit den Erinnerungen seines wunderlichen, sagenhaften Helden, genannt Till Eulenspiegel. Mit Vergnügen erfüllte ich den ausgesprochenen Wunsch und schickte nach Mölln, was ich im Moment zur Verfügung hatte, nach und nach ergänzend mit dem, was ich erreichen konnte oder was später erst entstand. Manches freundliche Wort ging dabei hinüber und herüber, mancher Gruß kam von noch lebenden Freunden der Knabenzeit. So bildete sich wieder ein dauernder Verkehr zwischen mir und der alten Heimat. Der Verein schickte mir seine eigenen Publikationen zur Landesgeschichte und ernannte mich zu seinem Ehrenmitgliede — eine Ehre, die ich vor allen anderen Auszeichnungen ähnlicher Art schätzen würde, auch wenn ich sie nicht einzig und allein mit dem grandiosen Alten von Friedrichsruhe zu teilen hätte.

Ich hatte öfter Gelegenheit, dem Vereine eine Sendung zu machen, denn auch, nachdem ich die Leitung des österreichischen Museums übernommen, setzte ich meine litterarische Thätigkeit unvermindert fort, ja ich wurde durch meine Stellung selbst zu verschiedenen Publikationen veranlaßt. Diese Thätigkeit war mir wie Arbeit so auch Vergnügen, und wie ich sie betrieb, konnte ich sie auch ertragen ohne erschöpfende Anstrengung, welcher ich in früheren Jahren mehr als einmal erlegen war. Der Wechsel der Örtlichkeit, der Wechsel des Gegenstandes, der Übergang von schriftstellerischer Thätigkeit zur praktischen im Museum fand mich stets wieder frisch und bereit. jene gehörte den frühen Morgenstunden an, aber da ich, einmal im Zuge, gewissermaßen in erhöhter Temperatur arbeitete, so schrieb ich nie länger als ein bis anderthalb

Stunden, und von vier Uhr nachmittags an hörte seit einem gewissen Alter alle geistige Arbeit auf. Aber dafür ging es gleichmäßig, regelmäßig jeden Tag: *nulla dies sine linea*. Auch schrieb ich erst, wenn ich die Sache reif im Kopfe hatte, und dann schaffte auch die Stunde.

Da meine Schriften — ich denke, es wird manchen interessieren, die Art des Arbeitens zu erfahren, mir wenigstens geht es so bei anderen Schriftstellern — da meine Schriften mehr Lebenserfahrungen als Bücherstudien sind, so verlor ich mit den Vorbereitungen nicht allzu viel Zeit. Ich hatte in jungen Jahren gut vorgearbeitet und gesammelt und wußte, was ich wollte. Es gab aber auch Ausnahmen, so die dreibändige Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein und ein anderes Werk, von dem ich noch nicht Gelegenheit gehabt habe zu sprechen, die als Prachtwerk erschienene Kulturgeschichte von „Gellas und Rom“.

Der Anstoß zu diesem letzteren Werke kam mir von außen. Der Antrag verursachte mir im Anfang einen gelinden Schrecken, wie ich wohl sagen kann. Der Gegenstand, zu dessen Bearbeitung mich der Verleger W. Spemann aufforderte, reizte mich wohl, war er doch früher der Mittelpunkt meiner Studien gewesen. Aber so viele Jahre waren seitdem verfloßen und die neuere philologische Litteratur war mir ziemlich unbekannt geblieben. Indessen die Gegenstände, mit denen ich zu thun hatte, die litterarische und reale Hinterlassenschaft des klassischen Altertums, waren ja unverändert dieselben, und der Streit der gelehrten Meinungen lag außerhalb meiner Aufgabe und meiner Darstellung. So nahm ich den Antrag an, der mir Vergnügen versprach, auf die Gefahr hin, vielleicht in den einen oder anderen Irrtum zu fallen. Und ich hatte in der That selber ein großes Vergnügen in der erneuerten eindringenden Beschäftigung mit

den großen Alten, und ich denke und hoffe auch, daß einiges davon in die Darstellung übergegangen ist.

Anders stand ich gegenüber einem zweiten Werke, das mit seiner reichen Illustration den Eindruck eines Prachtwerkes macht, ohne als solches beabsichtigt zu sein, der „Geschichte der deutschen Kunstindustrie“. Auch dieses ist nicht aus eigener Veranlassung entstanden, sondern infolge Aufforderung der Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin, zu deren großem Unternehmen für die Geschichte der deutschen Kunst es einen Teil bilden sollte. Wenn ich der Kulturgeschichte des klassischen Altertums wohl nicht fremd, aber doch fremder geworden war, so befand ich mich der Geschichte der deutschen Kunstindustrie gegenüber auf dem aktuellsten Boden, denn sie war nicht nur seit mindestens zwei Jahrzehnten der eigentliche, der Hauptgegenstand meiner Studien, sondern auch derjenige meines praktischen Berufes. Das Buch mußte also ebensowohl ein Werk der Lebenserfahrung wie der gelehrten Arbeit werden. Mitten in der Sache stehend und völlig Herr des Materiales für die Illustrationen, konnte ich dem Wunsche des Verlages nachkommen und den in seinem Umfange begrenzten Text in möglichst kurzer Frist niederschreiben, und dazu hatte ich keine Mühe in der Wahl und Beschaffung der Illustrationen, deren Ausführung der Verlag in glänzendster Weise besorgte. Das Buch ist das erste seiner Art insofern, als es zum erstenmale die Kunstindustrie eines Volkes als ein Ganzes betrachtet und sie kunstgeschichtlich und kulturgeschichtlich in einem geschlossenen Zuge darstellt.

Ist dieses Werk indirekt als eine aus dem österreichischen Museum hervorgegangene Arbeit zu betrachten, als ein Resultat meiner Thätigkeit an demselben, so sind andere Publikationen, welche in diese letzte Periode fallen, noch näher mit demselben verbunden. Wie ich in einem früheren Kapitel

bemerkt habe, legte ich als Direktor des Museums einen ganz besonderen Wert auf die Spezialausstellungen, deren ich jedes Jahr gewöhnlich mehrere in den Räumen des Museums veranstaltete, und suchte diese durch Vorlesungen, durch erläuternde Aufsätze, durch nachträgliche Publikationen sowie durch die Art der Kataloge so nützlich wie möglich zu machen. In dieser Weise entstanden, direkt für die Belehrung und die Anwendung in der Industrie berechnet, das Werk über Rahmen, das über die geschnitzten Reliefs in den Sammlungen des Museums, sowie als drittes ein Werk über mittelalterliche Holzmöbel. Alle drei waren so gehalten, daß die Abbildungen die Hauptsache waren, denen aber stets ein orientierender und erläuternder Text vorausging.

Ich nahm es aber nicht genau mit diesen Ausstellungen. Ich ging damit über das Gebiet der engeren Kunstindustrie hinaus, indem ich es mit als die Aufgabe des österreichischen Museums betrachtete, überhaupt Kunstwissen und Kunstverständnis zu verbreiten, und das zumal in jenen Zweigen der Kunst, welche weniger und seltener oder wohl gar nicht den Augen des Publikums vorgeführt werden. So entstanden einige ganz spezielle Ausstellungen aus dem Bereiche der vielfältigsten Künste, eine Ausstellung für den vor Zeiten so beliebten farbigen Kupferstich, für die moderne Radierung und Lithographie, beides in jüngster Zeit neu belebte Kunstzweige, und ebenso für die einst blühende und fast vergessene Schwarz- oder Schabkunst. Ich bemühte und bestrebte mich dabei, diese Ausstellungen so lehrreich und vollständig wie möglich zu machen, das heißt vollständig nicht nach der Zahl — das wäre ja eine Unmöglichkeit gewesen — wohl aber nach den Arten und Eigenschaften. Ich darf auch wohl annehmen, daß ich in dieser Weise mannigfach Belehrung und Anregung geboten habe; ja selbst der praktische Erfolg ist

nicht ausgeblieben, denn wenn der farbige Kupferstich neuerdings bei uns wieder zur Anwendung gekommen ist, so ist das sicherlich eine Folge jener Ausstellung, die ein allseitiges Interesse erweckt hatte.

Die letzte bedeutfame Ausstellung, die ich einleitete, aber selbst nicht mehr ausführen konnte, da ich vorher meine Stellung am Museum aufgab, war die sogenannte Wiener Kongreß-Ausstellung, das heißt eine Ausstellung zur Charakteristik von Kunst und Kultur in der Empirezeit im Anschluß an den Wiener Kongreß, dessen Erinnerungen in Österreich noch so lebendig sind, um ein besonderes Interesse erwarten zu lassen. Diese Ausstellung hätte in der Reihe der historischen Ausstellungen, welche mit dem Mobiliar des Mittelalters glücklich begonnen war, erst später kommen sollen, allein auf besonderen Wunsch, den ich gerne erfüllte, ließ ich sie der Renaissance und der Zeit der Barocke vorausgehen. Ich stellte den Antrag im Kuratorium, der auch volle Zustimmung fand, ich verfaßte Programm und Plan und bildete das Komitee, fungierte als Referent in den ersten Sitzungen desselben und sendete die Einladungen zur Beschickung dieser Ausstellung an hunderte von Persönlichkeiten hinaus. Die Sache war somit vollständig eingeleitet und der Weg gebahnt, auf dem weiter gearbeitet werden konnte. Das mußte ich dem Komitee überlassen, da für mich der Moment gekommen war, wo mich Leid und Zeit veranlaßten, aus dem Museum zu scheiden, überhaupt Stellung und Thätigkeit aufzugeben.

Wenn ich, auf diesem Punkt angekommen, einen Rückblick werfe auf das, was ich bisher aus meinem Leben erzählt habe, so will es mir scheinen, als ob es den Eindruck mache, alles sei, wie bescheiden auch immer, doch glatt und eben, ohne viel Trübung verlaufen. Dem ist aber nicht so. Es ist wohl natürlich, daß man in der eigenen Lebensbeschreibung

mehr von dem spricht, was man erfreuliches oder bedeutendes erlebt hat, als daß man den Leser mit seinen Klagen behelligt. Das Böse daneben ist ja keinem Sterblichen erspart, und auch ich habe mein gut gemessen Teil davon zu tragen gehabt und habe es noch zu tragen. Und wenn im ganzen lange Epochen meines Lebens ohne große Störung und Trübung verflossen sind, manche Tage wie helle Sterne leuchten, so hat dafür noch vor dem Schlusse das Schicksal mit so harter und rauher Hand unerbittlich in mein Dasein eingegriffen, um vollkommen das auszugleichen, was ich etwa an Glück und Freude auf dem Lebenswege zuviel bekommen hätte. Ja mehr als das! Ging ich im ganzen frohen Mutes durch das Leben, so sind auch mir die Stunden und Tage nicht erspart geblieben, wo man an das Wort des weisen Griechen denkt: am besten nicht geboren zu sein. Und diese Tage sind gekommen, wie ich sie am wenigsten erwartete, wie ich ihnen am wenigsten Widerstand zu leisten vermochte, da schon das Alter mir nahestand, dem ich bis dahin ohne Furcht und Sorge, fast freudigen Sinnes als der Zeit der Ruhe ins Auge gesehen hatte.

Ich hatte es wahrlich gut getroffen in der Gefährtin meines Lebens, und ich hatte mich ihres Daseins länger denn ein Menschenalter erfreut, so daß es wohl nur recht und billig gewesen wäre, in meinen Erinnerungen ein lebensvolles Bild von ihr zu entwerfen. Ich hatte auch die Absicht und hatte die Ausföhrung bis zum Schlusse aufgespart. Jetzt aber, da ich daran gehen will, macht mein Gefühl mich schwankend und schneidet mir die Worte ab. Es widerstrebt mir, damit die Intimität, das Innere des Hauses zu enthüllen, das doch nicht für die Öffentlichkeit gehört. Indessen, es würde vielleicht das Beste und Schönste diesen Erinnerungen fehlen, wenn ich nicht von ihr Zeugnis ablegen wollte,

sei es auch nur in kurzen Zügen, die so bedeutsam in meiner Entwicklung, in meinem Thun und Wirken gewesen, die meinem Leben Anmut, Reiz und Schönheit verliehen und dasselbe mit Poesie erfüllt hat, so viel ein armes Menschenkind, wenn es glücklich ist, davon haben kann. Sie war der Quell der Freude in guten, der Trost in bösen Tagen.

Dem lieben alten Nürnberg, mit dem mich so viele Erinnerungen verknüpfen, verdanke ich auch dieses Glück. Ich liebe die Stadt, und immer lockte sie mich wieder von dem Momente an, da ich zum erstenmale den Fuß auf ihr keineswegs sanftes Straßenpflaster setzte, da ich noch ein Erlanger Student und blöde im Kunstverständnis der berühmten Moriz-Kapelle und ihrer Kunstschätze das, wie ich damals dachte, viel berühmtere „Bratwurstglöckle“ vorzog. In späteren Jahren, längere Zeit nach meiner Thätigkeit am germanischen Museum, sollte ich zweimal ein bleibender Bewohner Nürnbergs werden. Einmal im Jahre 1871 erhielt ich die Berufung, in dieser Stadt ein Kunstgewerbe-Museum ähnlich dem österreichischen Museum ins Leben zu rufen. Obwohl ich Ehrgeiz genug hatte, eine zweite Stellung mit einer ersten zu vertauschen, so hatte es mir Wien schon allzu sehr angethan, um es verlassen zu können. So lehnte ich den lockenden Ruf ab und übernahm nur die Verpflichtung, einen anderen Direktor zu suchen und zu empfehlen. Ich fand ihn in Stegmann, den ich in Weimar aufsuchte. Ich blieb aber noch jahrelang der Vertrauensmann des eigentlichen Gründers und Stifters, des Freiherrn von Cramer-Klett, und habe noch manchen Sitzungen und Beratungen in München wie in Nürnberg in den Angelegenheiten des neuen Museums beigewohnt. Noch ein zweites Mal, wie gesagt, befand ich mich in Nürnberg in ganz ähnlicher Lage. Ich kam gerade von England und besuchte einmal wieder das germanische

Museum. Dort war durch den Tod des Direktors Michelsen einige Verlegenheit eingetreten, und ich wurde gefragt, ob ich die Stelle als erster Direktor annehmen wolle. Ich lehnte wiederum ohne Bedenken ab, empfahl aber an meiner Stelle meinen Freund Effenwein, den Genossen unserer Wiener archäologischen Abende, einen damals bereits bewährten Kunstschriststeller und Architekten, der schon nach wenigen Wochen die Stellung antrat und, wie bekannt, das germanische Museum bis an seinen Tod in ausgezeichneter Weise geleitet hat.

Meine Frau hatte ich in Nürnberg schon damals kennen lernen, als ich im Dienst des germanischen Museums stand. Der Zufall hatte wieder gespielt, so daß sie hat aus England, ich aus Wien kommen müssen, um uns gewissermaßen auf halbem Wege zu treffen. Eine Nürnberger Dame, die lange Zeit in England als Lehrerin gelebt hatte, gründete in ihrer Heimat ein Institut für Engländerinnen, in welchem jüngere Damen Unterricht in Sprachen, Zeichnen, Musik, ältere alleinstehende aber ein Heim wie in der Familie finden sollten. Durch Freiligrath an Professor Hofmann empfohlen, von dem ich schon oben als dem geistigen Haupte des literarischen Vereins gesprochen habe, kamen die Damen in diese Gesellschaft. Dort fand auch ich Gelegenheit, sie kennen zu lernen, wobei ich mich für einige der jüngeren, insbesondere für zwei junge Irländerinnen zu interessieren begann, Miß Moore und Miß Stevenson.

Der Zufall führte mich zuerst mit Miß Stevenson zusammen. Wir, d. h. die Kollegen am germanischen Museum, hatten die Gewohnheit, am Sonntag Nachmittag uns in einem Kaffeegarten, wie sie zum Nürnberger Leben gehören, dem sogenannten Rohleder in der Nähe des berühmten Johanneskirchhofs mit einigen Herren und Damen des Vereins zu-

sammenzufinden und ein paar Stunden zu verplaudern. Zu diesen Kaffeesympojien wurden auch die Engländerinnen von Frau Hofmann hingeführt, und ich kam gleich das erste Mal zu der hübschen Miß Stevenson zu sitzen. Mit unzulänglichem Englisch einerseits und unzulänglichem Deutsch andererseits kamen wir doch bald in ein lebhaftes Gespräch, dessen Gegenstand das Ideal unserer künftigen Wohnung war. Damals ahnten wir gar wenig, daß diese Wohnung einmal für uns beide dieselbe sein würde.

Indessen, ohne Zweifel, wir hatten Gefallen an einander gefunden und die scharfsinnige Frau Hofmann sah gar bald, daß hier sich ein fester Faden spinnen ließe, und sie war freundlichst bemüht, uns weiter zusammenzuführen. Bald wußten wir auch selber ohne die Sonntage „beim Rohleder“ uns zu treffen, und wenn ich nachmittags um 4 Uhr, „ledig aller Pflicht“, meinen Weg vom damaligen Museums Hause über Burg und Stadtgraben nahm, begegnete ich drüben — natürlich rein zufällig — zwei jungen Engländerinnen mit übermütig lustigen Augen, die auf und abgingen, als ob sie jemand erwarteten. Da dauerte es denn auch nicht lange. Wir saßen wieder einmal in heiterer Gesellschaft bei Hofmanns nebeneinander, und ehe die Punschbowle geleert war, fand ich mich mit Miß Emma Stevenson aus Dublin still und heimlich verlobt.

Der Punsch hatte es nicht gethan. Ich war mir vollkommen bewußt, welchen Schatz ich für das Leben gewinnen würde. Obwohl ich damals nicht in der Lage war, gleich ein eigenes Heim zu gründen, meinte ich doch, ich müsse das Glück nicht vorüberfliegen lassen, ich müsse es haschen und festhalten bis auf den rechten Tag, der ohne Zweifel kommen werde. Ich vertraute, wie schon öfter, meinem Stern, und ich hatte es um so weniger zu bereuen, als schon nach einem

halben Jahre die Anstalt wieder einging und die Damen jung und alt nach England zurückkehrten.

Nicht die eigentümliche Schönheit war es so sehr, was mich an meine junge Irländerin fesselte, obwohl ich in dieser Beziehung vollauf befriedigt sein konnte, als die Munterkeit ihres Wesens, die Frische und Originalität ihres Geistes. Der Abstammung nach den drei Nationen Britanniens angehörend, obwohl in Dublin geboren, vereinigte sie in sich die Hauptzüge ihrer verschiedenen Charaktere, die Heiterkeit, den Witz und Humor des Irländers, den Ernst und den praktischen Sinn des Engländers, die fabulierende Phantasie, die poetische Anlage des Schotten. Irish fun, den lustigen Spaß der Irländer, besaß sie in hohem Grade. Immer zu Scherz und Lachen aufgelegt, konnte sie selber mit ihren Späßen und Wizen eine Gesellschaft stundenlang im Lachen erhalten, und unglücklich war sie, wenn sie dabei nicht auf die rechte Stimmung stieß. „Heute will aber auch niemand lachen“, hieß es dann.

Mit dem praktischen Talent der Engländerin hatte sie gar bald alle Schwierigkeiten der deutschen und Wiener Haushaltung überwunden, die ihr doch so fremdartig waren, zumal als sie erst — und das ging schnell genug — die deutsche Sprache mit dem vollen Wortschatze bis auf das Küchenlatein beherrschte. Aber in ihrer Haushaltung blieb sie ganz Engländerin; sie ordnete an, befahl, aber meinte nicht gleich der deutschen Hausfrau, daß sie alles mit eigener Hand thun müsse, daß nichts gut sei, wobei sie nicht die eigenen Hände im Spiele gehabt habe. Die Wirtschaft ging still, ruhig, gelassen, ohne daß man das Geknarre und Geräusche des Räderwerks vernahm. Niemals wurde ich dadurch gestört. Kamem schwere Zeiten über uns, wie sie ja keinem Menschen erspart bleiben, so war sie die Trösterin, die Pflegerin, die

sorgende Mutter, die niemals Mut und Hoffnung verlor. Und als Mutter dreier heranwachsender, höchst eigenwilliger, temperamentvoller Knaben hatte sie wohl einen harten Stand. Anspielend auf Cornelia, die Mutter der Gracchen, nannte sie sich wohl deshalb die Mutter der Drachen. Wiederum in guten Zeiten verstand sie es, aus dem kleinsten Anlaß ein großes Vergnügen zu schöpfen und zu bereiten. Es war zugleich Talent und Genügsamkeit und der Frohsinn ihrer Natur.

Ihr schottisches Erbteil dagegen war ihre Leidenschaft für Poesie und Litteratur. Sie las und dachte viel und liebte den Umgang mit litterarisch oder wissenschaftlich bedeutenden Menschen. Verbunden mit einem Manne, dem die Beschäftigung mit der Kunst zum Berufe geworden war, konnte gerade ihr diese Seite des Lebens nicht fremd bleiben, hätte ihr nicht schon für alles Schöne die Natur einen empfänglichen Sinn mitgegeben. Aber sie liebte auch das wirklich Schöne in der Kunst, sei es in Form, sei es in Farbe; für den Satz: „Das Häßliche ist das Schöne“ hatte sie kein Verständnis. Immer sinnend, wie sie der Wohnung neuen und eigenen Reiz hinzufügen könnte, fand sie ein großes Vergnügen darin, zu ändern, zu bessern oder eine neue Erwerbung mit dem alten Besiz zu vereinen. So entstand ein Heim, das durchaus nicht stilgerecht war, aber Reiz in Fülle bot und nach seiner Art ganz unser war. Und wir hatten das Glück, lange Jahre ungestört in denselben nicht zu kleinen Räumen bleiben zu können.

Aber trotz dieses ausgesprochenen Sinnes für die Schönheit in Natur, Leben und Kunst behielten doch Poesie und Litteratur den ersten Platz in ihrem Interesse, und ein wirklich gutes Buch, ob englisch oder deutsch, stand ihrer Neigung am nächsten. Und es war nicht die leichteste Lek-

türe, die sie suchte. Es mußte dabei zu denken sein. So gehörten Browning, der philosophische Dichter, und Emmerson, der dichterische Philosoph, zu ihren Lieblingen. So wie sie aber des Deutschen sich so weit bemächtigt hatte, um keine Schwierigkeit zu finden, stand Goethe bis an ihren Tod in aller Liebe obenan. Sie konnte sich an einem guten Roman aufrichtig erfreuen, aber fesseln und tief ergreifen ließ sie sich von ernsterer Litteratur, zumal von den Klassikern, von Homer und Hesiod, von Plato und Epictet und Plutarch in seinen philosophischen Schriften. Wie ernst sie es mit solcher Lektüre nahm, zeigen die vielen Auszüge, die sie daraus machte. Es ist ein Buch der Spruchweisheit, das nur der Ordnung bedürfte, um denkenden und empfindenden Menschen willkommen zu sein.

Bei solcher Neigung und ausgesprochenem Talente konnten wohl Versuche eigener Arbeit nicht ausbleiben. Sie hatte erfindenden Geist genug und schrieb in glücklichen Stunden mit außerordentlicher Leichtigkeit; alles, was ihrer Feder entfloß, hatte Schwung und Grazie und war eben so glücklich im Ausdruck wie in den Gedanken. Aber sie kam selten und nur im kleinen zur Vollendung. Es war weniger die Pflicht des Hauses, was sie abhielt, als ihre eigenartige Natur. Sie war ein Kind des Augenblicks, eine spontane Natur, aus der Witze und Geist immer neu und eigenartig hervorsprangen, aber sie war von der Stimmung, von der Gunst des Augenblicks abhängig. Was sie nicht rasch vollenden konnte, gab sie leicht wieder auf, da sich schwer die gleiche Stimmung wieder fand. Was aber schnell entstand, wie z. B. ein Gelegenheitsgedicht, gelang ihr vorzüglich, so auch Übersetzungen deutscher Lieder ins Englische, davon einmal eine Sammlung beabsichtigt war. So gerne sie das Deutsche sprach und las, so war doch gewöhnlich englisch, was sie schrieb. So auch

ihre Briefe, in denen sie alle Liebenswürdigkeit ihres Geistes niederlegte. Sie schrieb sie gerne und ausführlich, denn diese Art litterarischer Thätigkeit diente vorzugsweise als Befriedigung ihres produktiven Sinnes und Bedürfnisses. Nur einmal geschah es, daß sie eine größere Dichtung deutsch dachte und auch schrieb. Ich hatte aus Rumänien den „Rhapsoden der Dimbowița“ mitgebracht, jene Sammlung rumänischer Volksgefänge, welche von Helene Bacaresco gesammelt und von Carmen Sylva ins Deutsche übertragen waren. Diese höchst eigenartigen Lieder regten sie so an, daß sie eines schönen Morgens — es war in Alt-Ruffee — in den Wald ging und nach einigen Stunden mit einer wohl modern empfundenen, aber durchaus glücklich gelungenen Rhapsodie nach rumänischer Art zurückkam. Ich hatte an dem Deutsch derselben wenig zu ändern, um es schulgerecht in Ordnung zu bringen. (Siehe den Anhang.)

Obwohl in solcher Weise nichts Fertiges oder Größeres zustande kam, gewährten uns diese Versuche doch stets neues Vergnügen und boten eine anregende und dauernde Unterhaltung im Hause, so daß die Langeweile niemals Einkehr bei uns hielt. Zufrieden mit dem, was wir in uns und um uns hatten, brauchten wir das Glück nicht draußen zu suchen. Abwechslung im äußeren Leben brachten Amt und Beruf mit ihren notwendigen Reisen, und dazu kam die Sitte der Großstadt, welche uns zwingt, allsommerlich zur Erholung einige Wochen oder Monate auf dem Lande zuzubringen. Wir zogen regelmäßig die Seen Österreichs dem Hochgebirge vor. Mir widerstrebte es, im engen Thal mit noch so grünen Wänden zu wohnen, an welche sich rechts und links die Blicke stoßen. Ich sah lieber in die weite Ferne, wie es die Seen gestatten; mich erfreute das bewegte Wasser und die spiegelnde Fläche mit dem stets neuen Spiel ihrer Lichter

und Farben. Dazu lockte der Waſſerſport, Schwimmen, Rudern, Segeln, dem die heranwachſenden Söhne mit dem größten Eifer oblagen.

In zufriede-nem Heim, bei leidlicher Geſundheit und genügender Arbeitskraft kam ſo das Alter heran. Ich fürchtete es nicht; ich fürchtete nicht die Schwächen und Leiden, die es mit ſich bringt, denn in der Lebensgefährtin beſaß ich ja das beſte Gegenmittel, Troſt, Pflege und Unterhaltung. Mochte die Sorge kommen, ſie verſprach nur ein innigeres Zuſammenleben.

Aber es kam anders, als ich erwartet hatte. Eben an der Schwelle des Alters war es, wo mich das härteſte Unglück traf und mir diejenige raubte, auf deren Liebe ich für alle noch kommenden Jahre ſicher gerechnet hatte. Und ich durfte darauf rechnen, war ſie doch um zwölf Jahre jünger als ich und nie in ihrem Leben eigentlich krank geweſen. Die erſte Krankheit, welche ſie befiel, raffte ſie hinweg. Wir hatten den Sommerurlaub in Tirol auf der Mendel zugebracht und kehrten Mitte Auguſt zurück, da der Urlaub ſein Ende fand. Es war gerade vor dem Ausbruch jener übergroßen, anhaltenden Hitze des Jahres 1892, welche ſich noch bis in den September hineinzog. Die Hitze war ſtets ihr Feind geweſen. Der drohenden Erkrankung zu entgehen, ging ſie noch einmal in die Berge zurück. Es war vergebens. Schwer leidend, ſchon ſchwach wie ein Kind, kam ſie mit Anbruch des Herbſtes wieder nach Wien. Noch ein paar Wochen hielt ſie ſich im Zimmer aufrecht und legte ſich dann nieder, um nicht wieder aufzuſtehen. Faſt bis in die letzten Tage bewahrte ſie ſich ihren Humor. Langſam und ohne Schmerzen verloſch das Leben. Am 25. November ſtarb ſie.

Ihr Tod kam über mich wie Vernichtung. Mut, Hoffnung, Freude an meiner Arbeit, an Beruf und Thätigkeit

alles war mit einem Schlage dahin. Körperliche Leiden kamen hinzu, die nicht enden wollten und die Stimmung vollends niederdrückten. Obnehin war die Zeit nahe, wo der Mann seiner Thätigkeit entsagt und sich der Ruhe des Alters hinzugeben pflegt. Ich beschloß, desgleichen zu thun, hoffend, in der Freiheit und in der Luft des Südens wieder einige Gesundheit zu erlangen. So schied ich denn mit dem Anfang des Jahres 1895 aus dem aktiven Staatsdienste, nachdem ich mich schon vorher vom Fürsten Liechtenstein verabschiedet hatte.

„Alles war dahingegangen,
Hoffnung, Mut und Lebenslust,
Ließen scheidend nur Verlangen
Einjam ach! in meiner Brust.“



Anhang
zum XVI. Kapitel.

❧ Zwei Gedichte ❧

von

Emma von Falke.



Rhapsodie

in der rumänischen Art

des

„Rhapsoden der Dimbowița“.

Sind deine Haare silbern oder golden?
Bist alt du oder jung?
frage die Schwalbe, die vorüber huschte,
frage den Adler, der herunter schaut.

Einst ging ich hier im Tannenwalde,
Und warm und fest mein Kind am Halse hing,
Das Kind mir an die Wange griff und koste.
Ich drückte es ob seiner Liebe
Mir enger an die Brust
Und sprang voll Frohsinn an dem fels entlang.
Warm schien die Sonne, die roten Äpfel
Glänzten reif am Baume. Im Felde stand
In Reihen gebundenes Korn.
Auf einmal krächzt ein Rabe rauh und jäh,
Als wollte er schrecken mein Herzenskind.
„Dich soll kein Vogel schrecken,
„Du Sohn, du wirst ein Held.“



Ich hielt ihn hoch empor in Lüften,
 Damit die Sonne auch sich freuen könnt'
 An seinem stolzen Blick,
 Und sprang bergab vom Fels zum Strand
 Und jauchzte voller Lust und Freud'
 Ob dieser schönen Welt. —
 Mein Kahn, der schaukelt nicht.
 Nicht zitterte der See,
 Und fröhlich stieß ich ab.
 Mein Herzenssohn lag weich gebettet da
 Zu meinen Füßen.
 Ich sang ihm schöne Lieder, weil ich ihn
 Nicht fühlen konnte. Er lachte,
 Und im Glücke flog das Schiff dahin. —

Doch wo war jetzt die Sonne?
 Ich merkte nichts vorher.
 Ich hatt' des Kindes Köpfchen nur im Auge,
 Und tausend Freuden hielten Herz und Sinn.
 Auf einmal rollt der Donner, zuckt der Blitz,
 Und hoch die Wellen bäumen. Wie, so schnell?
 Wo kam der Sturm auf einmal her?
 Uns macht er nichts. Nicht wahr, mein Kind?
 Wir kommen schon nach Haus. Du lachst und lallst;
 Was soll der Sturm uns thun?
 Fest, stark und fest, nun ruderte ich hin,
 Und fest und stark und freudig schlug mein Herz,
 Wir kommen schon nach Haus.
 Und mit des Sees Gewalt ward stärker nur mein Arm,
 Trotz Well' und Sturm, wir fuhren schnell dahin.
 Kurz dauerte des Sturms Gewalt,
 Drum läßt er ungern seine Macht
 Von Menschenhand besiegen. Seine Wellen stiegen

Weiß und hoch, die Hand blieb fester nur
 Und stärker mußst sie sein,
 Denn mächtig stieg der Sturm und heulte,
 Daß keine Furcht mein Mutterherz umfing.
 Es liegt ja warm und wohl mir hier zu Füßen.
 Nur schreit es jetzt, mein Kind, es ist ihm bange;
 Nichts ist's, mein Sohn, ein Tropfen Wasser nur,
 Wir kommen schon nach Haus.
 Ha! Wind und Wetter, trotzen woll'n wir euch! —
 Durch ihren Eisenarm das Boot hielt seinen Weg,
 Und stolz schlug ihre Brust.

Und heim sie kam, und lachte schallend auf,
 Seht Wind und Wetter, wir sind stärker noch!
 Da bückte sie sich schnell hinab,
 Sie wollt' die kleinen Arm' an ihrem Halse fühlen,
 Doch war das Kind so naß, so naß und auch so kalt.
 Komm, Büblein, komm ans Herze mir,
 Da klopft's und hämmert's warm.
 Wir hatten einen Kampf, der Sturm und ich.
 Es schlief, es blickte nicht,
 Weiß wie des Wassers Schaum und kalt und naß.
 Jetzt, jetzt erst sieht sie, daß die Wellen
 Nicht schonten ihren Sohn,
 Daß jede Welle nahm ein Teil von ihm,
 Erst Wärme, Luft und Licht und Leben. Und jetzt,
 Da ist's ihm still und wohl. Weiß wie der Schaum,
 fühlt er nicht Stürme mehr.
 Und du, du junge Mutter, stolz und stark,
 Du fühlst auch deinen Kummer nicht:
 Was nicht der Blitz gethan,
 Das that dein Herz. Man fand dich
 Da am Strande, still wie das Kind und weiß dein goldnes Haar.

Doch hatt' der Tod nicht Macht, dich mitzunehmen,
Es war nicht deine Stund.
Du mußttest leben und lebest fort,
Doch niemals schallte Lied und Lachen mehr.
Still wie der Mond in seinem Silberglanz
Erwartest du den Tod, du junge Frau.

Sind ihre Haare golden oder silbern?
Ist alt sie oder jung?
Frage die Möve, die vorüber schwebt,
Frage den Adler, der herunter späht! —



Einer Freundin zum Geburtstag
bei Übersendung von Blumen.

Think of all the sunlit places
Where these flow'rs for you did bloom,
Think of all their budding graces
Getting ready for your room.

Was it cruel then to take them,
Spike them stiff upon a wire,
Tear their sheltring leaves and place them
In a row like things for hire?

Not if now you smile your fairest,
Praise a red and then a white,
Breathe their perfume, touch the rarest,
Let them make a moment bright.

Take them then with childlike pleasure
And caress them with your eyes,
Know that in this hours short measure
They have reached their beings prize.

Woven in with human friendship,
Woven in with human love,
That for them is flower glory
Other flower joys above.

Thus they live in memory ever,
So they fall to earth unseen,
Now they grace your feast and never
Fade as though they had not been.

Das Originalmanuskript trägt noch die Bemerkung für die Empfängerin: Made in a hurry, so do not examine the matter too closely.





Der Unterzeichnete, dessen Verlagsthätigkeit sich bislang hauptsächlich auf dem Gebiete der Belletristik bewegte, ist bestrebt insonderheit auch der Veröffentlichung geschichtlich-biographischer Werke und einer guten Memoiren-Litteratur seine verlegerischen Dienste zu widmen.

Verlags-Anträge dieser Art finden stets sachgemäße Prüfung und prompte Erledigung.

Leipzig,
Lindenstr. 18.

Der Verleger
Georg Heinrich Meyer.



Verlag von Georg Heinrich Meyer in Leipzig.

Frimmel, Theodor von, Kleine Galeriestudien. Neue Folge.

- Lieferung 1: Die Gemäldesammlung in Hermannstadt *M* 3.60
" 2: Von den Niederländern in der k. k. Gemäldesammlung
in Wien *M* 2.40
" 3: Die Gräfl. Schönborn-Buchheim'sche Gemälde-
sammlung in Wien *M* 3.—
" 4: Die Sammlung Sigdor in Wien *M* 3.—

Hallier, Ernst, Grundzüge der landschaftlichen Gartenkunst.
Eine Aesthetik der Landschaftsgärtnerei, den Gärtnern und Garten-
freunden gewidmet. Mit **E. Pechold's** Bildnis und 41 Zeich-
nungen in Holzschnitten. Geheftet *M* 4.—, gebunden *M* 5.—.

Pechold, E., Die Landschaftsgärtnerei. Ein Handbuch für
Gärtner, Architekten und Freunde der Gartenkunst. Mit 6 er-
läuternden Figuren, 35 landschaftlichen Ansichten und Abbildungen
nach Originalaufnahmen von Prof. Friedrich Preller d. A.
2. vermehrte u. verbesserte Auflage. Geh. *M* 12.—, geb. *M* 15.—.

Reber, Franz von, Geschichte der neueren deutschen Kunst.
Nebst Excursen über die parallele Kunstentwicklung der übrigen
Länder germanischen und romanischen Stammes. Unter Mitwirkung
von **F. Pechl.** 2. Auflage. Drei Bände. Früherer Preis *M* 20.—,
jetzt *M* 6.—, schön gebunden *M* 9.—.

Matthias, J., Die Regel vom goldenen Schnitt im Kunst-
gewerbe. Ein Handbuch für Werkstatt, Schule und Haus. Mit
212 Abbildungen und Konstruktionen auf 19 Tafeln. Zweite
wohlfeile Auflage. Geh. *M* 3.—, geb. *M* 4.—.

Grasberger, Hans, Maler und Modell. Eine Geschichte aus
der Barockzeit. Geheftet *M* 1.50, gebunden *M* 2.50.

— Adam und Eva. Eine Wiener Künstlergeschichte.
Geheftet *M* 1.50, gebunden *M* 2.50.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Druck von Böschel & Trepte in Leipzig.

67694462

